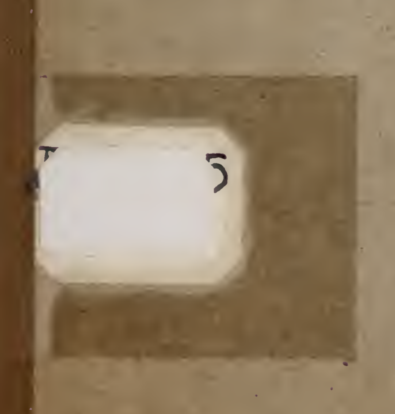
C. Buchner



Acht Monate in Südafrika



Acht Monate in Südafrika.

Schilderung

der

dortigen Mission der Brüdergemeine.

Von

C. Buchner,
Missionsdirektor.

Mit einer Kartenskizze.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1894.

Vorwort.

Das nachfolgende Büchlein bietet vielleicht manchem Leser nicht viel Neues, sind doch in demselben nur früher einzeln hingestreute Blüten gesammelt und zu einem Strauße geordnet. Vielleicht aber — und es ist des Verfassers dringender Wunsch, daß es so sein möge — dient dieser Gruß vom Missionsfelde in Afrika immerhin dazu, hie und da die Liebe zur Missionsarbeit zu wecken, neu zu beleben und zu stärken zur Ehre des in seiner Barmherzigkeit so reichen und großen Gottes, der alle Menschen, die Heiden und auch uns, die wir uns Christen nennen, „berufen hat und berufen will von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht“. —

Berthelsdorf bei Herrnhut.

Der Verfasser.

I. Abteilung: Reisebriefe.

A. Einleitung.

1. Von Herrnhut nach Gnadenthal.

Vorbemerkung. Der Verfasser, beauftragt, dem Missionsgebiet der Brüdergemeine in Süd-Afrika einen amtlichen Besuch abzustatten, verließ Herrnhut am 20. September 1892 und kehrte am 9. Juli 1893 zurück. Sein eigentlicher Aufenthalt in Afrika erstreckte sich auf die Zeit vom 13. Oktober 1892 bis zum 14. Juni 1893. Nach kurzem Verweilen in Kapstadt und Gnadenthal begab er sich zuerst in das der Kürze wegen als Missionsprovinz „Südafrika-Ost“ bezeichnete Gebiet, d. h. auf den Boden unserer Kaffernmission, deren jüngere Stationen in dem eigentlichen sogen. Kaffraria auf dem linken Ufer des Kei-Flusses liegen, während die drei älteren noch diesseits auf dem rechten Ufer dieses Stromes, aber in seiner unmittelbaren Nähe errichtet sind. Darauf wandte er sich der Missionsprovinz Südafrika-West zu, die mit Mischlingen von ursprünglich hottentottischer Abkunft bevölkert ist, und besuchte alle in derselben gelegenen Missionsstationen.

In der ersten Abteilung dieser Veröffentlichung bietet er nun Auszüge aus Privatbriefen, die er während seiner Abwesenheit an seine Familie richtete. Als „Reisebriefe“ bezeichnet, sind sie bereits im Missionsblatt der Brüdergemeine (Jahrgang 1892, Heft 12 und Jahrgang 1893, Heft 1—8) erschienen und werden auf vielfach geäußerten Wunsch hin im wesentlichen unverändert hier wieder abgedruckt. Nur hie und da haben sie eine kleine Erweiterung oder Veränderung erfahren. Auch wurde um größerer Übersichtlichkeit willen der Inhalt nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert und gegliedert. Eine speciell für den Reiseweg des Verfassers entworfene Kartenskizze am Ende des Büchleins, die er während des Lesens fortlaufend zu vergleichen bittet, wird auch als ein die Anschaulichkeit begünstigendes Hilfsmittel empfunden werden.

Nach einem bewegten Abschied von meiner Familie, von Amtsbrüdern und Freunden verließ ich Herrnhut am 20. September 1892 vormittags und reiste über Vlissingen nach London, wo ich am 21. September eintraf. Dort wurde ich sehr herzlich aufgenommen. Br. La Trobe, Sekretär der Brüdermission in England und Redakteur der Periodical Accounts, der englischen Zeitschrift unserer

Brüdermission, widmete mir viel Zeit und zeigte mir Donnerstag, den 22. September, unter anderem das Bibelhaus und das große Londoner Missionshaus, machte auch mit mir bei einigen Missionsfreunden Besuche. Freitag, den 23. September wohnte ich vormittags einer Sitzung der S. F. G., der treuen Versorgerin unsrer Labradormission, und am Nachmittag 5 Uhr einem Liebesmahl in unsrer Brüderkirche bei. Verschiedene Ansprachen und Gebete wurden gehalten. Aufgefordert wagte ich auch etwa 20 Minuten lang öffentlich englisch zu sprechen, da nicht viele der Anwesenden deutsch verstanden. Fehler habe ich sicher genug gemacht, aber die Geschwister waren so freundlich zu versichern, sie hätten mich verstanden. Dann fuhr ich um 7 Uhr mit Br. Müller in den „christlichen Verein junger Männer", wo ich von ½8—¾9 Uhr einen deutschen Vortrag über „Die Mission ein Glaubenskampf und ein Glaubenssieg" hielt. Ich konnte mit großer Freudigkeit sprechen und hatte das Gefühl, daß der Herr mir auf mein Gebet hin das rechte Wort gegeben. Sonnabend, den 24. September, 11 Uhr 40 vormittags fuhr ich mit dem Schnellzuge durch schöne Gegenden nach dem zwei Stunden entfernten Southampton, wo ein kleiner Dampfer uns nach dem weit draußen liegenden Schiffe „Grantully Castle" brachte, einem stattlichen, recht bequem eingerichteten Fahrzeug, das jedoch schon zu den älteren gehört, aber darum den Vorteil bietet, daß es nicht überfüllt ist (einige 30 Passagiere der 1. Klasse). Zum Glück sind wir in unsrer Kabine nur zwei Personen, so daß man es bequem hat. Da mein Kamerad nur englisch kann, so beschränkt sich unser Verkehr auf das Notwendigste.

Gegen ½6 Uhr abends setzte sich das Schiff in Bewegung. Am nächsten Tage kamen wir in die Bai von Biscaya, wo bekanntlich die Fahrt immer ein wenig unlustig sich gestaltet. Das Schiff begann tüchtig zu rollen, und ich fühlte mich den ganzen Sonntag (den 25.) und Montag (den 26. September) recht unwohl, ohne doch eigentlich seekrank zu werden. Ich suchte mir das ruhigste Fleckchen auf dem Schiff, in der Mitte desselben, auf und verhielt mich dort still, befolgte auch den guten Rat des Steuermanns, sobald man sich unwohl fühlt, nur von Schiffszwieback und Äpfeln sich zu nähren. Dienstag, den 27. September, war schöne, ruhige See, ich konnte wieder an den Mahlzeiten teilnehmen. Doch ist es für einen deutschen Magen nicht ganz leicht, sich an die englische Kost zu gewöhnen, obwohl sie sehr gut und sorgfältig gekocht ist, auch reichliche Auswahl bietet. Nur der Kaffee ist so erbärmlich, daß ich statt dessen

Thee trinke. Gesellschaft habe ich bis jetzt wenig gefunden, am meisten gehe ich noch mit zwei jungen katholischen Geistlichen und einem Israeliten um, doch habe ich bis jetzt zur Anknüpfung religiöser Gespräche nirgends Gelegenheit gehabt. Es ist ein Jammer, wie träge man auf einem solchen Schiffe wird. Ich treibe zwar ein bißchen Holländisch, schreibe auch ein wenig, aber im ganzen besteht das Leben doch nur aus Schlafen, Essen, Müßiggang. Es werden auch Spiele, z. B. Cricket, auf Deck veranstaltet, doch nehme ich daran nicht teil. Bei ruhiger See macht eine Kapelle, die gar nicht schlecht spielt, am Abend Musik. Gelegentlich erfaßt mich plötzlich das Heimweh, ich fühle mich schrecklich einsam und verlassen. Wie wird es doch schön sein, sich in Afrika wieder im Kreise von Brüdern zu befinden! — Mittwoch, den 28. September, kam erst die Insel Porto Santo, dann die öden, nackten und unbewohnten Desertas, endlich Madeira in Sicht. Die Fahrt an den schroff aus dem Meere aufsteigenden Inseln hin war sehr schön. Sie werden aus hohen, zum Teil senkrecht aus der Flut sich erhebenden Felsen mit spitzen Kuppen gebildet, welche in der Beleuchtung der Sonne alle möglichen Farben annehmen. Sobald man Madeira sich nähert, ändert sich indes das Bild. Häuser erscheinen, und endlich liegt, schön am Ufer hingestreckt und bis in die Berge hinaufkletternd, die Stadt Funchal da, eingebettet in das Grün einer herrlichen südlichen Vegetation. Wir hatten schon unterwegs gehört, daß wir wohl kaum Erlaubnis erhalten würden, auf der Insel zu landen, da die portugiesische Regierung allen aus nicht-portugiesischen Ländern kommenden Schiffen Quarantäne auferlege. Es war in der That so. Auf einem Regierungsboote erschien ein sehr würdig aussehender Herr in weißem Cylinder, der alles Landen verbot. Doch wurde zum Glück erlaubt, Briefe abzusenden. Dieselben wurden in einer Blechschachtel übergeben und sollte vor ihrer Weiterbeförderung desinfiziert werden. Kohlen, Südfrüchte, Wasser durften eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Schiffes hielt je ein Boot mit einem Soldaten Wache, um allen Verkehr zu verhindern. Trotzdem wußte ein Mensch vom Kohlenboot aus sich auf unser Schiff zu schleichen, um Südfrüchte feilzubieten. Wir aber mußten vier Stunden vor der schönen Stadt mit ihren Palmengärten und Weinbergen liegen und uns mit dem Anblick aus der Ferne begnügen. Am nächsten Tage kam rechts Palma zum Vorschein und dann Teneriffa. Letzteres ist viel größer, als ich erwartet hatte, und der berühmte Pik nicht, wie ich gedacht, ein vereinzelter hoher Berg, sondern nur der allerdings weitaus höchste Gipfel unter vielen anderen, welche die

ganze zerklüftete Gebirgskette krönen, aus der die Insel besteht. Mächtige Wolkenmassen hüllten erst die Höhen ein, lichteten sich aber nach und nach und gaben dann die Aussicht frei. Mehrere Stunden blieb Teneriffa in Sicht, dann mußten wir vom Anblick des Landes Abschied nehmen, um es, so Gott will, erst am Kap wiederzusehen. — Den 1. Oktober hatte ich das erste religiöse Gespräch mit einem Herrn. Man begegnet immer wieder der alten Geschichte: Thue recht, dann wirst du selig! Das ist das Evangelium der meisten, und dabei sind sie immer davon überzeugt, daß sie gerade immer recht thun. — Es ist heute ein wolkenloser, sehr heißer Tag. Man merkt es gründlich, daß man sich dem Äquator nähert; doch macht der Seewind die Hitze erträglich. Nun sind glücklich acht Tage der Seereise um. Man freut sich über jeden Tag, der wirklich verstrichen ist; denn das Leben auf dem Schiffe ist doch auf die Dauer sehr langweilig und einförmig. Wie dankbar bin ich aber doch dafür, daß die Fahrt bisher so gut und glatt verlief! — Den 2. Oktober, Sonntag, fand vormittags ½11 Uhr ein Gottesdienst statt, den der Kapitän hielt, — Gesang, Gebete aus dem Prayerbook und Schriftlektionen. Mir war namentlich das gemeinschaftliche Singen lieb. Nachher kam der Kapitän zu mir und fragte mich, ob ich nicht einen Abendgottesdienst halten wollte. Ich glaubte indes, das abschlagen zu müssen, da ich dazu noch nicht genügend englisch kann. Ich habe hier nicht die nachsichtigen Zuhörer wie in London und fürchte, daß die ganze Sache Lächeln erwecken und damit mehr schaden als nützen möchte. Auch von einem deutschen Gottesdienste mußte ich absehen, da die deutsch verstehenden Passagiere fast alle Israeliten sind und darum nicht daran teinehmen würden. Der Kapitän bedauerte das ebenso lebhaft wie ich. Dabei kamen wir in ein tieferes Gespräch, und er freute sich sehr, als er hörte, ich sei ein Moravian (= Mähre, englische Bezeichnung für Mitglieder der Brüdergemeine, deren Vorfahren ja aus Mähren stammen.) Er sei ein Wesleyaner (Methodist) und „Wesley ist ja durch mährische Missionare bekehrt worden." Er scheint ein ernst gesinnter Mann zu sein, der den Herrn kennt. — Montag, den 3. Oktober, wehte ein entsetzlicher Wind, der Regen fiel zeitweise in tropischen Güssen, das Schiff fing an zu stampfen (to pitch), d. h. von vorn nach hinten sich hin und her zu heben, so daß viele seekrank wurden. Auch ich fühlte mich nicht wohl und nahm nicht am Essen teil, zumal mir auch die ganze Art der Zubereitung der Speisen allmählich alle Eßlust benimmt. Leider hält der Gegenwind auch das Schiff recht auf. Meine Gedanken sind viel

zu Hause, oft ergreift mich in meiner Einsamkeit das Heimweh recht. Wäre ich doch erst wieder unter Brüdern! — Mittwoch, den 5. Oktober, meinen 50. Geburtstag — wie gerne feierte ich ihn mit meinen Lieben daheim! Wir passieren gerade den Äquator; hätte mir früher nicht träumen lassen, daß ich gerade in dieser Lage meinen Jubelgeburtstag begehen würde. Doch darf ich auch sagen, daß ich die Nähe des Herrn deutlich empfinde und mir in der Stille überlegen kann, wie er mich so treu und wunderbar geführt. Auch die Verschuldungen eines 50jährigen Lebens hat er hinweggenommen, und ich gehe fröhlich der Zukunft entgegen, wenn ich auch nicht leugnen will, daß heute das Heimweh besonders stark sich einstellt. Man wird an solchen Tagen, gottlob! aber auch ganz besonders der Gemeinschaft sich bewußt, welche auf der gegenseitigen Fürbitte ruht; heute treffe ich mich mit manchem vor meines Gottes Thron. — Den 13. Oktober. Endlich komme ich dazu, meine Beschreibung fortzusetzen. Am 7. Oktober setzte stürmisches Wetter mit teilweise sehr hohem Seegang ein und hielt bis heute an. Starker Gegenwind hemmte den Lauf des Schiffes, so daß wir statt gestern, wie wir hofften, erst morgen früh in Kapstadt ankommen werden. Der Himmel war meist auch sehr trübe und das Schiff stampfte sehr. Ich kam zwar, ohne seekrank zu werden, mit einem unbehaglichen Gefühl davon, aber arbeiten und schreiben konnte ich nicht, ich hatte, wie eigentlich immer auf der ganzen Reise, etwas Kopfweh. Wie bin ich doch so herzlich dankbar, nun bald wieder festes Land unter den Füßen haben zu dürfen! Eine solche Seereise wird nachgerade unerträglich langweilig. Trotz allem Unwetter wurde an einigen, etwas ruhigeren Tagen großer „Sport" auf dem Schiffe getrieben, alle möglichen englischen Spiele wurden gespielt, Preise waren ausgesetzt. Um diese zu beschaffen, kreiste eine Liste; kein Passagier erster Klasse durfte weniger als 10 s. (10 M.) zeichnen. — Sonntag, den 9. Oktober, hielt ich, dem Drängen des Kapitäns nachgebend, einen Abendgottesdienst. Es fiel mir ein, daß ich ja eine englische Rede, die ich ausgearbeitet und die Br. C. freundlichst durchgesehen hatte, bei mir führte. Diese las ich vor, der Kapitän dankte mir nachher sehr dafür. — Es war übrigens in diesen Tagen so kühl, um nicht zu sagen kalt, wie bei uns nur im Herbst. Der Südwind, den wir haben, bedeutet eben dasselbe, was bei uns der Nordwind. Ich kann gar nicht sagen, mit welcher Freude mich die Vorbereitungen zum Landen erfüllen, die jetzt schon getroffen werden.

Freitag, den 14. Oktober. Kapstadt, Moravianhill (Kirche uud Missionshaus der Brüdermission in Kapstadt). Gott sei Lob und Dank, glücklich sind wir da! Leider fuhren wir bei Nebel in den Hafen ein, doch hob sich derselbe später. Br. R. Baur war der erste, der ans Schiff kam; später erschienen die Brr. Hennig, Rauh und Renkewitz. Hier in Moravianhill ist es unvergleichlich schön. Welch ein entzückender Blick vom Balkon aus! Und hinter dem Hause der mächtige Tafelberg, die Teufelsspitze und zur Seite der Löwenkopf! Und wieder auf festem Lande zu sein, welche Freude! Ich lobe und danke dem Herrn von Herzen. Wie thut es auch so wohl, wieder unter Brüdern sich zu befinden! Aber noch schwankt und wankt alles um mich herum, man muß sich erst wieder an das feste Land gewöhnen. Auch mutet einen die ganze Umgebung fremdartig an, die eigentümlichen Gesichter vom hellen Weiß bis zum tiefsten Schwarz, die Bäume und Sträucher, die Häuser — alles so anders wie bei uns! — Doch für heute schließe ich, es ist die Mittagsstunde und ich spüre seit langer Zeit wieder zum erstenmal wirkliche Eßlust. —

Sonntag, den 16. Oktober, Gnadenthal (die 1793 gegründete Mutterstation unsrer südafrikanischen Mission.) Die Brr. Hennig und Renkewitz überließen mir die Entscheidung, ob ich noch am Tage meiner Ankunft, Freitag den 14. Oktober, nach Gnadenthal abreisen oder bis Montag (den 17.) in Kapstadt bleiben wollte. Ich stimmte für ersteres, und so fuhren wir denn ½4 Uhr nachmittags mit der Eisenbahn bis nach Sir Lowrys Paß. Dort wartete die Gnadenthaler „Karre" auf uns, mit ihr setzten wir die Reise fort bis Palmiet River, wo wir übernachteten. Sonnabend, den 15. Oktober, fuhren wir über Houwhoek bis Gnadenthal, wo wir gegen 3 Uhr nachmittags eintrafen. Mir war diese ganze Zeit über wie im Traume; die in aller und jeder Beziehung neue Welt, die mich umgiebt, ließ mich die Empfindung, ein Märchen zu erleben, nicht verlieren. Die „Karre" entpuppt sich als ein für afrikanische Verhältnisse sehr gutes und bequemes Beförderungsmittel, und da die Wege bis hierher ziemlich gut sind, so erfolgten nicht gerade allzu schlimme Stöße. Vier kleine, lustige Pferdchen waren vorgespannt, und es ging fast ununterbrochen, bergauf und bergab, im Trab oder Galopp. Dabei werden die Tiere nicht mit der Peitsche, sondern nur durch Zurufe, durch das Rufen ihres Eigennamens regiert. Der Kutscher Abraham fuhr meisterhaft und erregte meine höchste Bewunderung. Die Gegend ist so wunderbar, daß es mir nicht möglich ist, sie in kurzen Worten zu beschreiben. Eine großartig wilde

Schönheit entfalten die Pässe. Die hohen, ganz kahlen Berge verraten Grauwackenformation, aber hier und da von anderem Gestein unterbrochen. Ihre Formen sind durchweg spitz, steil, zerklüftet. Von der Sonne beleuchtet, wechseln diese Felsmassen, je nach dem Stande der Sonne, ihre Farben vom zartesten Violet bis zum dunkelsten Blau. Dabei treten die einzelnen Kuppen, Abgründe und Schluchten mit einer greifbaren Klarheit hervor, daß man sich nicht satt daran sehen kann. Hat man einen solchen Gebirgszug umfahren oder überschritten, so türmt sich dahinter in nicht zu weiter Entfernung ein neuer auf. Oben auf den Hochflächen bietet sich das Bild einer großartigen Wüste, von sogenanntem Rhenoster, einem heidekrautartigen Gewächs, bestanden. — Was nun aber dieser Landschaft noch einen wunderbaren Reiz verleiht, gerade bei dem Mangel an jedem Walde, ist die Pracht der Blumen, die mitten in der Wüste wuchern. Proteen, Agaven, Aloe, Lilien und unzählige andere Arten bieten stellenweise den schönsten Anblick. Es wurde mir außerordentlich schwer, an all der Herrlichkeit nur so im Fluge vorüberzufahren. An manchen Stellen zeigt sich auch reich vertreten die Tierwelt, namentlich Vögel, gelbe, grüne, schwarze und rote Finkenarten, ganz zu den farbenprächtigen Blumen passend. An einem Punkte saßen etwa 30 Aasgeier auf einem gefallenen Pferde und ließen sich von uns durchaus nicht stören. Dicht vor Gnadenthal begrüßte uns einer der würdevollsten Vögel, ein Sekretär, der hiesige Ersatz für den Storch. —

2. Erstmaliger Aufenthalt in Gnadenthal und Reise nach Silo.

Den Gnadenthaler Geschwistern kamen wir leider etwas zu früh über den Hals, als wir Sonnabend, den 15. Oktober, nachmittags 3 Uhr dem Orte uns näherten; ihre Empfangsvorbereitungen waren noch nicht ganz beendet. Daher mußten wir vor der Station ein wenig halten und warten, bis sie uns entgegengefahren und -geritten kamen. Dann ging es in langem Zuge in den Ort hinein, die Leute standen vor ihren Häusern und bewillkommneten uns. Sie hatten sogar mehrere Ehrenpforten errichtet. Alle schlossen sich dem Zuge an und folgten uns auf die sogenannte „Werf", den eigentlichen Missionsplatz. (Werf nennt man im Kapland den von den meist im Vierecke aufgeführten Wohngebäuden umschlossenen Platz.) Hier wurde geblasen und gesungen, dann richtete ich einige Worte an die Versammelten, Br. Hettasch übersetzte dieselben. Die Schulkinder trugen

auch eine Arie vor, sehr schön und rein. Sehr musikalisch scheinen die Leute hier zu sein. Zum Schluß stürzte alles auf mich zu, ich mußte fast allen die Hand reichen. Nach Beendigung dieser Begrüßungsfeierlichkeit geleiteten mich die Missionsgeschwister in mein Zimmer im Missionshause. Sie hatten dasselbe, meines Jubelgeburtstages freundlich gedenkend, wunderschön geputzt; Inschriften, die Texte des Tages meiner Geburt und jenes auf dem Meere verbrachten Geburtstages, prangten von prachtvollen Blumen umgeben, zur Seite zwei mächtige Palmenwedel, auf einem Tische viele Photographien. Diese zarte Aufmerksamkeit hat mir sehr wohlgethan. Abends war eine Zusammenkunft im Geschwisterkreise. Heute Sonntag, den 16. Oktober, um 10 Uhr vormittags hielt Br. Hettasch die (holländische) Predigt, ich verstand fast alles. Ein eigenes Gefühl überkam mich, als ich diesen braunen und schwarzen Gesichtern gegenübersaß, ich muß sagen, ein Gefühl großer Freude darüber, in diesen hierzulande sonst so verachteten Farbigen meine Brüder und Schwestern im Herrn zu sehen. Viele Gesichter zeigen entschieden den Ausdruck geistlichen Lebens. Nach Beendigung der Predigt begrüßte ich in einigen holländischen Worten die Missionsgemeine, worauf der erste Kirchendiener mit einer längeren Ansprache antwortete. Morgen sollen dann die Beratungen mit den Missionaren beginnen.

Am Abend. Heute Nachmittag haben wir einen wunderschönen Spaziergang in die Kloof gemacht, (Kluft, ein enges Thal, gebildet von den Abstürzen des etwa 5000 Fuß hohen Gnadenthaler Berges, an dessen Fuß die Station liegt). Ich habe einen großen Busch herrlicher und wunderbarer Pflanzen gesammelt. Noch staune ich alles an. Die Aussicht ist großartig und Gnadenthal mit seinen Gärten und Waldungen inmitten dieser überwältigenden Natur ein wahres Paradies. Der berühmte Birnbaum Georg Schmidts (des ersten Missionars der Brüdergemeine, der 1738 hier sein Werk begann, aber schon 1743 durch den Widerstand der Weißen genötigt wurde, es wieder aufzugeben) sowie die noch übrigen, sorgfältig gehüteten Spuren seiner Hütte erwecken in einem ehrfürchtige Gefühle. Abends war ein Singgottesdienst. Ich kann nicht sagen, wie ich immer wieder ergriffen wurde, wenn ich diese andächtige und große farbige Gemeine mir ansah. Man erhält doch den Eindruck sehr lebendig: Umsonst ist die Arbeit nicht gewesen! Die Missionsgeschwister sind sehr freundlich, und ich fühle mich sehr wohl in ihrer Mitte. Der Herr helfe, wenn ich nun morgen an die Arbeit gehe! —

Gnadenthal, Sonnabend den 22. Oktober. Meine letzten Aufzeichnungen reichten bis zu meiner Ankunft hier.

Wenn ich zuerst eine Beschreibung der Station gebe, muß ich noch einmal auf die Gegend und Umgebung derselben zurückkommen. Gnadenthal ist wirklich ein wunderschönes Fleckchen Erde, dessen Herrlichkeit einem nach und nach noch immer besser aufgeht. Im Osten liegt der gewaltige Gnadenthaler Berg, an welchen sich nach Süden zu der Donnersberg anschließt — sehr stattliche Erhebungen über 5000 Fuß, aus imponierenden Felsmassen aufgetürmt, die unbewaldet sind, aber bei Sonnenschein beständig in allen erdenklichen Farben spielen. In diese Berge hinein erstrecken sich nun die sogenannten Kloofs, d. h. Thäler von wilder Schönheit, deren Reiz auf der großartigen Felsbildung und der hier reich entwickelten tropischen Pflanzenwelt beruht. Kiefernwald wiegt vor. Durch Selbstbesäung breitet er sich beständig aus und würde wohl mit der Zeit auch die Berge bedecken, wenn nicht durch das im Interesse der Viehweiden immer wieder unternommene Abbrennen des Bodens der junge Nachwuchs stets aufs neue zerstört würde. Neben der Kiefer und anderen heimischen Bäumen fesselt in den Kloofs ein Flor der herrlichsten fremden Blumen und große, oft mannshohe Sträucher von Heidekraut das Auge — in Südafrika giebt es ungefähr 200 Arten Heidekraut, eine schöner als die andere — außerdem ein Reichtum an den prächtigsten, mannigfaltigsten Farrenkräutern. Nimm die kühne Felsbildung und den rauschenden Fluß dazu, so hast du des Schönen fast zu viel auf einmal.

Dicht am Eingang der Baviaanskloof nun am nördlichsten Ende des Thalkessels, der sich nach Süden öffnet, liegt die eigentliche Missionsniederlassung, die sogenannte Werf. Sie bildet ein großes, längliches Viereck, an dessen äußerem Rande die Wohnungen der Missionare, die Schulgebäude, die Mühle, der Winkel (Kaufladen), die Korbflechterei und verschiedene überirdische Keller errichtet sind. In der Mitte befindet sich, abgesehen von einem Wohnhaus und der Eetkamer (Speisestube), ein freier Platz, der mit herrlichen Eichen bestanden ist; eine davon soll noch Georg Schmidt gepflanzt haben. Nicht weit davon finden sich noch Überreste von der Hütte dieses Glaubensmannes. Hier ist also für den Kenner und Freund unsrer Missionsgeschichte klassischer Boden. Die Häuser der Missionare, alle einstöckig und einfach, aber solide gebaut, sind geräumig, luftig und hell. Jedes Geschwisterpaar besitzt eine Wohn-, eine Schlaf-, und eine Studierstube. Niemals, weder bei Tage noch bei Nacht, werden

die Haus- und Stubenthüren verschlossen, da Diebstahl etwas Unerhörtes ist. An der südlichen Kante des freien Platzes erhebt sich die neue, noch im Bau begriffene Kirche — ein Meisterstück Br. Hettasch's, sauber, einfach und doch in jeder Beziehung geschmackvoll. Ja, wenn man bedenkt, daß dieser Bruder zwar einen weißen Maurerpolier, sonst aber nur Eingeborene zur Hilfe hat, so kann man ihm und seinem fast vollendeten Werke Anerkennung und Bewunderung nicht versagen. Nach Westen zu schließt sich gleich an die Wohnung Br. Hettasch's sein allerliebster kleiner Garten, der wunderschöne Sachen birgt, die ich immer wieder staunend betrachte, z. B. einen Kamelienstrauch von ungeheurer Höhe und Breite, mit Hunderten von Blüten übersäet, einen Fuchsienbaum, dessen Stamm stärker als mein Arm, einen Kaktusbaum von so eigentümlicher Bildung, wie ich nie zuvor gesehen, und vieles andere Seltene, das ich nicht alles aufzählen kann. Über die Mauer hängt eine Königin der Nacht, die bis 80 Blüten auf einmal tragen soll. An diesen kleinen Garten schließt sich dann weiter der große Missionsgarten und an diesen endlich der alte Kirchhof, auf dem aber nur noch Mitglieder der Missionsfamilie begraben werden. Durch die Mitte des großen Gartens läuft ein (1798 von Br. Kohrhammer angelegter) Weg zum Eingang des alten Kirchhofes; er führt zuvor aber um ein Rondel, das den von selbst gewachsenen Schößling des Georg Schmidt'schen Birnbaumes, jetzt schon wieder einen ansehnlichen Baum, umgiebt, einen Ersatz für den alten, abgestorbenen.

Soviel über den eigentlichen Missionsplatz! An ihn stößt nun unmittelbar, den Thalkessel nach allen Seiten ausfüllend, das Dorf mit seinen fruchtbaren, wunderschönen Gärten, die jetzt gerade in jungem, frischem Grün prangen. Gnadenthal hat 3000 Einwohner und zerfällt in mehrere Teile, in Sevenfontein, die Klipperstraße, die Vlei, die Bergstraße und die Kornlandskloof. Die Häuser der Eingeborenen sind nicht aus geformten Ziegeln erbaut, sondern bestehen aus einfachen Lehmwänden; aus Lehm besteht auch durchgängig der Fußboden, der bekanntlich von Zeit zu Zeit mit Kuhmist bestrichen werden muß, um nicht rissig zu werden. Man sieht, obwohl alle Häuser aus Lehm und alle einstöckig sind, doch sehr verschiedenartige Gebäude; Anzahl, Größe und Form der Fenster wie der geringere oder größere Grad von Sauberkeit bedingen diese Mannigfaltigkeit. Man kann auch an der Art und Weise der Bestellung der Gärten bald erkennen, ob der Besitzer fleißig und ordentlich ist oder nicht. Manche Häuser habe ich gesehen, die gar keine Fenster besitzen, sondern

Luft und Licht nur durch die Thür empfangen. Die Bewohner halten ihre Stuben, d. h. eine Wohn-, eine Schlafstube und eine Küche meist sauber; Tische, Stühle und reinliche Betten stehen da, mancherlei Bilder, mehr oder weniger geschmackvoll, bedecken die Wände. Überall aber bieten sich bei einer Wanderung durch das Dorf die schönsten Aussichten, so daß man sich kaum satt sehen kann. Wir gingen in mehrere Häuser, so z. B. in das der blinden Auguste, die schon einige 50 Jahre des Augenlichtes beraubt ist, in das des aussätzigen Josua, zur Schwägerin des ersten Kirchendieners, die 12 Jahre lang krank liegt, zu dem originellen Renatus Magermann und endlich zum groben Normann. Ich muß gestehen, daß das ebenso einfältige wie bibelfeste Christentum der meisten dieser Leute mich tief beschämte. An dem Krankenbett des Aussätzigen konnte man etwas fühlen von der Kraft Gottes, die im tiefsten Leid das Herz aufzurichten vermag. Wie war der Mann so fröhlich! „Die Kraft Gottes," sagte er, „mache die Seele frisch und sein Heiland sei allwege bei ihm; ihm gelte das „Wahrlich" des Heilandes, du wirst mit mir im Paradiese sein — darüber sei er so fröhlich." Bei der blinden Auguste und der andern Kranken waltete eine so liebliche Ruhe der Seele, ein so tiefes sich Versenken in das Wort und ein so kindliches Vertrauen auf dasselbe, daß ich innerlich ganz ergriffen davon wurde. Als ich der die Kranke pflegenden Schwägerin Röm. 5 aufschlug, um es jener vorzulesen, und sie gleichzeitig ermunterte, jene öfters durch geistlichen Zuspruch zu stärken, gab die Angeredete mir deutlich zu verstehen, daß sie einer solchen Kranken nicht viel bieten, sondern nur von ihr empfangen könnte, indem sie sagte: „Ich bin hier wie im Hause Gottes, und meine Schwägerin (die Kranke) ist eine Priesterin Gottes, die mir Segen austeilt!" Der alte Magermann lachte über das ganze Gesicht, als wir kamen, und erzählte viel von seiner Mutter, welche noch die alte Lena und die 1792 gekommenen Brüder gekannt hatte. Als wir dann auf den Weg zur Seligkeit zu sprechen kamen und ich fragte, ob er diesen Weg kenne, antwortete er: „Nein, mein Herr, ich kenne ihn nicht!" Da fragte ihn Br. Hettasch, der mich geleitete, ob er denn nicht an Jesum Christum glaube? „Ja, mein Herr, von Herzen!" hieß es zurück. Dann ließ Br. Hettasch ihn noch den Vers: Es ist vollbracht! Was willst du nun u. s. w. hersagen und zeigte ihm, daß er den Weg zur Seligkeit ja ganz gut kenne. Der Alte aber schüttelte den Kopf, und es kam endlich heraus, daß er noch besondere „Offenbarungen" zu haben wünschte. Als Br. Hettasch ihm nun sagte, darauf könne

er lange warten; auf das Wort und auf dieses allein müsse er sich verlassen, und als ich ihn bedeutete, auch die „großen Lehrer“ hätten keine besonderen Offenbarungen, sondern nur das Wort, da ward er sehr nachdenklich; dann aber gewann die Freude in ihm wieder die Oberhand, und er entließ uns mit einem herzlichen Lachen über sein ganzes ehrliches Gesicht. – Normann ist ein 90jähriger Alter, der früher zu den Hauptwidersachern der Missionare gehörte, an dessen Herz jetzt aber der Geist Gottes deutlich wahrnehmbar arbeitet. Immerhin verrät er aber noch, daß er von Natur ein arger Grobian ist. Zum Schluß bettelte er um Tabak. Er besitzt eine herrliche Orangen-Plantage (hier sagt man Lemonen). Die Bäume standen in voller Blüte und strömten einen köstlichen, aber fast betäubenden Geruch aus. Ihr Ertrag liefert ihm mehr als genug zum Leben, da die Früchte gut bezahlt werden. Überhaupt könnten alle Einwohner Gnadenthals ihr gutes Durchkommen haben und mehr als das, wenn sie fleißig wären; denn die herrlichen Gärten liefern ihnen nicht bloß alles das, was sie selbst an Nahrung brauchen, sondern auch noch so viel darüber hinaus, daß sie mit dem Erlös davon sehr wohl ihre übrigen Bedürfnisse bestreiten könnten. Wenn nicht Krankheit oder Mißwachs herrscht, braucht also eigentlich kein Gnadenthaler Not zu leiden. Indes es giebt auch hier wie überall genug Träge und Nachlässige und darum auch Armut.

Auf fällt es, wie viel Leute hier brust- und lungenkrank sind. Die klimatischen Verhältnisse genügen keineswegs zur Erklärung dieser Thatsache, obwohl allerdings der grelle Wechsel von Kälte und Wärme, den ich auch schon hier erlebt, Erkältungen begünstigen mag. Die Hauptschuld dürfte aber vielmehr die ungeordnete Lebensweise der Leute tragen, die bald viel, bald gar nichts essen, und ihre Gewohnheit, in dicken Strümpfen und Schuhen und dann plötzlich einmal wieder barfuß umherzulaufen. Jedenfalls hört man wie in den Häusern so in der Kirche fortwährend husten. — Das durch Hautfarbe und Rasseneigentümlichkeit bedingte Aussehen der Leute ist natürlich ein zuerst befremdendes und für ein europäisches Auge häßliches. Die Farbe zeigt Übergänge vom tiefsten Schwarz (Neger) zum Braun (Hottentotten) und wirklichen Weiß (Mischlinge). Bei näherer Kenntnisnahme entdeckt aber auch der Blick des Ausländers ansprechende, wohlgebildete Züge. Die Frauen altern zwar bei ihrer Lebensweise rasch, doch trägt manches Gesicht das Gepräge des Ehrwürdigen. Die jungen Mädchen und Burschen jedoch, namentlich aber manche Kinder, sind öfters geradezu schön. So sah ich neulich in Beröa ein

Kind von etwa drei Jahren, das schwarze Gesicht so edel geformt, die ganze Gestalt so ebenmäßig gebaut, die aus der dunklen Hautfarbe leuchtend hervortretenden Augen so schön, daß ich für einen Moment von dem Anblick ganz gefesselt war. Auch der hiesige Schullehrer Jonker macht den Eindruck eines auffallend hübschen und intelligenten Mannes, sein ganzes Auftreten ist das eines gentleman. — Doch von dem Äußeren noch einmal zum Inneren! Was mir hier auch stark entgegentritt, ist der Umstand, daß bei Besuchen im Dorfe alle Leute, vornehmlich aber die Frauen, ohne weiteres ein geistliches Gespräch beginnen und vom Lehrer (Missionar) erwarten, daß er darauf eingehe. Es kostet gar keine Mühe, eine Unterhaltung über die Fragen des unvergänglichen, ewigen Lebens in Gang zu bringen. Dabei zeigen sie gute religiöse Kenntnisse und ein entschiedenes christliches Interesse, ja wirkliches inneres Leben. Das Christentum scheint bei ihnen vielfach Sache des lebendigsten Gefühls zu sein. Eine ungemeine Kindlichkeit auf religiösem Gebiet, ein sehr rasches Ergreifen des Heilandes und seiner Gnade in kindlichem Glauben scheint sie zu kennzeichnen, wie auch unsre Brüder mir bestätigen. Dieser Zug tritt einem sehr bald entgegen, und er berührt wohlthuend. Mit dieser Kindlichkeit Hand in Hand geht jedoch nur zu häufig eine gewisse Oberflächlichkeit, die es nicht zu einer wirklich gründlichen Sündenerkenntnis kommen läßt und es mit der Sünde auch nicht so genau nimmt. Immer wieder begegnet man den zwei Sünden der Trunksucht und der Fleischeslust, die hemmend und schädigend der tieferen geistlichen Entwicklung dieser Leute in den Weg treten und sie selber oft zu Fall bringen. Auch ein nicht geringes Maß von Eigengerechtigkeit eignet ihnen nicht selten. Sie scheinen überhaupt in ihrer Mehrzahl wirklich K i n d e r mit den Fehlern und Vorzügen von Kindern. Ob es nun möglich sein wird, dieses Mischlingsvolk, auf das die Weißen noch immer als auf sogenannte Schepsels (sprich: Scheppsels, d. h. Geschöpfe, die aller Wahrscheinlichkeit nach der Teufel gemacht) mit Verachtung herabblicken, charakterlich so hoch zu heben, daß es sich zu einem befriedigenden Maße von Selbständigkeit entfaltet, das kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls scheint es, als ob in Zukunft wenigstens einzelne in größerer Zahl als bisher sich zu tüchtigen Charakteren würden heranbilden lassen. Ein Jahrhundert der Erziehung durch das Christentum und zwar zum Teil noch unter dem Einfluß der Sklaverei, die erst am 1. Dez. 1834 aufgehoben wurde, umfaßt noch nicht ganz drei Generationen und gestattet darum noch keinen sicheren, endgiltigen Schluß.

Das sind einige Bemerkungen über den Ort Gnadenthal und seine Bewohner. Von dem Besuch bei ihnen kehre ich auf die eigentliche Missionsniederlassung zurück. Im Kreise der Geschwister fühle ich mich sehr wohl, sie begegnen mir mit viel Freundlichkeit und Herzlichkeit. Interessant ist es mir, daß hier auf der Station noch ein gemeinsamer Haushalt die sechs Geschwisterpaare vereinigt, an dem ich zunächst meine Freude habe. Gegen 6 Uhr früh steht man auf und genießt eine Tasse Kaffee, jedes in seiner Wohnung, wo auch noch das eigentliche Frühstück um ½8 Uhr nach vorangegangenem Morgensegen von jeder Familie getrennt eingenommen wird. Dagegen finden sich zum Mittagessen (12), Nachmittagskaffee (½3) und Abendessen (6 Uhr) alle Geschwister in der Eetkamer (Speisesaal) ein. Das Essen ist einfach, aber gut. Manches, was hier zum täglichen Brot gehört, weil es einem zuwächst, wäre zu Hause Luxus, z. B. gleich heute die Eierkuchen aus zwei Straußeneiern, die ein Bauer Br. Heltasch verehrt hatte. Um ein abschließendes Urteil über den Segen oder die Nachteile eines solchen gemeinsamen Haushaltes fällen zu können, muß man freilich länger hier sein; aber ich gestehe, daß er mir bis jetzt sehr wohlgefällt.

Was die Gottesdienste und ihre Ordnung betrifft, so war am Dienstag abend alttestamentliche Bibelerklärung, am Mittwoch Singstunde, am Donnerstag ein Gottesdienst für die Helfer und Diener wie die Helferinnen und Dienerinnen,*) in welchem ich auch, so gut ich konnte, eine holländische Ansprache an die Versammelten richtete, ihnen ihre Pflichten ans Herz legend. Am Freitag Abend fand neutestamentliche Bibelerklärung statt, am Sonnabend wieder Singstunde, die der Lehrer Jonker hielt mit einem köstlichen, einfältigen Gebet. Ich hoffe, der Mann soll später einmal in den eigentlichen Missionsdienst treten. Die Predigt war an beiden Sonntagen gut besucht, der Gesang in derselben ist geradezu herrlich, die Leute sind durchweg musikalisch und haben schöne Stimmen. Das Harmonium spielt immer ein Eingeborener und zwar ganz ohne Noten, da er die Melodien fest im Kopf hat. Die Schulräume, in denen jetzt des Bauens wegen die Gottesdienste stattfinden, waren ganz gefüllt. An den Wochenabenden war der Besuch dagegen schwach. Wir stehen jetzt freilich auch in der Zeit des Jahres, da sehr viele Einwohner auf Arbeit abwesend sind. Manche Gnadenthaler halten sich das ganze

*) Helfer und Helferinnen unterstützen die Missionare bei der Pflege und Verwaltung der Missionsgemeine, Diener und Dienerinnen versehen die Verrichtungen von Küstern und Kirchendienern.

Jahr in Kimberley, Capetown und an anderen Orten auf und kommen kaum auf einige Wochen nach Hause. Es ist das eine recht schwere Sache, daß sich die Mitglieder unsrer Missionsgemeinen so zerstreuen; die landesüblichen Verhältnisse bringen das freilich so mit sich und es läßt sich kaum etwas dagegen thun. Unsre Arbeit wird aber auf die Dauer sich der Aufgabe nicht entziehen können, mit dieser Thatsache zu rechnen und ihren nachteiligen Wirkungen zu begegnen. Doch ist mir noch nicht klar, nach welcher Richtung hin und auf welche Weise das geschehen kann und soll.

Was endlich den Zweck meines hiesigen Aufenthaltes betrifft, so darf ich wohl sagen, daß eine arbeitsreiche Woche hinter mir liegt und wir die Zeit nach Möglichkeit ausgekauft haben. Am 17., 18., 20., 21. habe ich vormittags eingehende Besprechungen über Angelegenheiten unsrer hiesigen Missionsprovinz gehalten; die Nachmittage habe ich zum Besuche der Schulen, in den Häusern verschiedener Dorfbewohner, auf der zu Wagen ½ Stunde entfernten Station Beröa und zum Kennenlernen der Station angewandt, die Abende brachte ich der Reihe nach bei den einzelnen Geschwistern zu. Körperlich fühle ich mich, Gott sei Dank, recht wohl und munter. Soviel sehe ich aber jetzt schon, ich werde später bei meinem beabsichtigten zweiten Besuch hier in Gnadenthal noch viel zu thun finden, will ich die Verhältnisse einigermaßen gründlich kennen lernen.

Montag, den 24. Oktober, brach ich um 1 Uhr mittags mit Br. Hettasch und Wedemann auf, um wieder nach Kapstadt zu fahren, von wo ich dann die Reise nach Silo (der Mutterstation unsrer Mission in Kaffraria) fortsetzen will. Der Weg war der gleiche wie auf der Herreise; in Houwhoek machten wir Nachtquartier. Ehe wir am nächsten Tage den Sir Lowryspaß überschritten, rasteten die Pferde 2½ Stunden, eine Zeit, die wir zu einem botanischen Streifzuge benutzten. Es war ein interessanter Fleck und die Flora eine sehr reichhaltige und verschiedenartige. Immer wieder gab es neues zu bewundern und anzustaunen. Als wir weiterfahrend die Paßhöhe erreichten, genossen wir einer entzückend schönen und großartigen Aussicht. Uns gegenüber eine gewaltige Bergkette, zu den Füßen das weite Land und das blaue Meer, dahinter die Kette des Tafelberges. Eigentümlich ist es hier, daß bei der klaren Luft und dem hellen Sonnenschein in der Landschaft alles ganz anders deutlich und greifbar heraustritt als in Deutschland. Dabei besitzen die Berge nie eine grelle Farbe, sondern alle Tinten sind abgetönt und gemildert, dagegen trägt die Pflanzen- und Tier-Welt ein sehr buntes

Gewand, rot, grün, gelb, blau; der Mangel an Baumwuchs und Wald verleiht der ganzen Gegend etwas Starres und Totes, ein Eindruck, der noch dadurch erhöht wird, daß man eigentlich nirgends Häusergruppen und nur ausnahmsweise hier und da ein vereinzeltes Gehöft erblickt. Aber großartig schön ist es doch.

Gegen 6 Uhr abends (25. Oktober) langten wir glücklich in Kapstadt an und fanden auf Moravian Hill freundliche Aufnahme. Im weiteren Verlauf des Abends fanden sich die deutschen Geschwister ein, es war eine recht gemütliche Zusammenkunft. Das weiße Gemeinlein nimmt hier sehr zu. Dies Gemeinlein setzt sich zusammen aus Geschwistern, die aus Europa herübergekommen sind und hier in mannigfachen Stellungen ein meist gutes Auskommen finden. Mehrere sind Musiklehrer, andere Kaufleute oder an industriellen Unternehmungen beteiligt. Mehrere von ihnen sind alte Bekannte von mir, einige sogar meine früheren Schüler. — Mittwoch, den 26. Oktober. Heute vormittag machte ich mit den Brr. Hettasch und Rauh einen Besuch bei Herrn Ines, Secretary of the native affaires (Leiter für die Angelegenheiten der Eingeborenen), einem sehr netten, freundlichen und entschieden christlich gesinnten Herrn. Abends 9 Uhr verließ ich allein mit der Eisenbahn die Stadt, mich auf die Reise nach Silo im Unterlande und nach Kaffraria begebend. Die afrikanische Eisenbahn hat manche Vorzüge, namentlich für Nachtfahrten. Während der Nacht dürfen nicht mehr als vier Personen in einer Wagenabteilung untergebracht werden, durch eine einfache, aber sinnreiche Einrichtung werden dann vier Lagerstätten, je zwei übereinander, hergestellt. Da ich Kissen und Plaid bei mir hatte, konnte ich mich recht bequem einrichten. Leider sorgte ein mitreisender, sehr asthmatischer Herr und ein anderer, stark schnarchender, ebenso Personen, die auf den Stationen die Thüren aufrissen, dafür, daß der Schlaf ein vielfach unterbrochener und kurzer wurde. Da mir eine Flasche Wein, ein Wassersack, eine prächtige Einrichtung, in dem das Wasser ganz kühl bleibt, und Butterschnitten mitgegeben waren, auch auf zwei Stationen Gelegenheit zum Essen geboten wurde, so litt ich keinen Mangel. Woran man sich erst gewöhnen muß, ist der Umstand, daß kein Schaffner sich um die Passagiere bekümmert, kaum, daß einem das Billet abverlangt wird. Wenn man nun die Strecke nicht kennt und in der Nacht, wie ich, zweimal umsteigen muß, so gilt es aufpassen. Dazu kommt, daß man bei jedem Wagenwechsel für sein Gepäck selber Sorge zu tragen hat. Das Gepäck wird zwar

aufgegeben, aber einen Gepäckschein erhält man nicht, sondern muß immer selbst zum rechten sehen. Führt man nun noch Handgepäck mit sich, so ist eine Übersiedelung bei solcher Belastung nicht gerade angenehm. — Nun vor allem etwas über die durchfahrene Gegend! Die Bahn erklimmt in einer, wie mir gesagt wird, interessanten Steigung die Hochebene der Karroo. Dieses Stück soll das schönste der ganzen Reise sein; doch das Dunkel der Nacht verbarg es mir. Als wir am 27. Oktober morgens 6 Uhr die Fenster öffneten, befanden wir uns schon in der Karroo selber und fuhren nun den ganzen Tag durch dieselbe. Das ist wohl eine der interessantesten, aber auch der trostlosesten Gegenden der Erde. Hügel an Hügel, bald rund, bald spitz, bald abgestumpft, bald aus Felstrümmern bestehende mächtige Schutthaufen, dazwischen, hier schmäler, dort breiter, eine öde Fläche aus reinem Steingeröll oder Sand gebildet, nur wenige zerstreute, ginster- und heidekrautartige Gewächse oder die Exemplare einer Kaktusart, die in dieser Ebene sich sehr wohl zu befinden scheint, — das ist der Charakter dieser Hochfläche. Nur wo etwas Sumpfwasser sich gesammelt hat, tauchen einige Bäume auf. Hier und da überschreitet die Bahn breite, gegenwärtig ausgetrocknete Flußbetten. Eine einzige Station, Beaufort-West, bietet wirklich den Anblick einer angenehmen Oase, weil sie an einem großen Teiche liegt, der selten austrocknen soll. Überall sonst — wenn nicht gerade um ein einsam gelegenes Haus sich einige Anpflanzungen befinden — alles dürre, öde, tot. Trotzdem weiden auf diesen leblosen Flächen Schafherden, trotzdem erblickt man Strauße, die in großen Einfriedigungen gezüchtet werden. Mir war das unbegreiflich, bis ein mitfahrender Herr mir erklärte, daß die den Boden bedeckenden, unscheinbaren Pflanzen für Schafe sehr nahrhaft und daneben sehr saftig und wasserhaltig seien, so daß die Tiere kaum Wasser zum Trinken brauchten. Es sollen sehr schwere Gewitter und Regengüsse in dieser Einöde niedergehen, so daß dann für eine kurze Zeit Wasser mehr als genug vorhanden ist, doch läuft es ebenso schnell ab, wie es gekommen ist. Während der Fahrt erhob sich plötzlich ein furchtbarer Wind, und ehe ich noch das Fenster schließen konnte, war die Wagenabteilung inwendig über und über mit Sand bedeckt. Die Bahn windet sich über diese Hochfläche dahin, bald bergauf, bald bergab, zum Teil in Steigungen und Senkungen, die man in Deutschland einem Eisenbahnzuge nicht zumuten würde. Daher geht der Zug auch bald langsam, bald schnell, hält aber im allgemeinen die Zeit gut ein.

Freitag, den 28. Oktober. Als ich heute früh im Zuge aufwachte, befand ich mich in einer ganz anderen Gegend, zwar immer noch kleine, unbewaldete Hügel, die aber niedriger und fast alle von kegelförmig spitzer Gestalt sind, auch sich einer etwas reicheren Vegetation erfreuen. Früh 6 Uhr erreichten wir Middelburg-Road. Hier mußte ich bis 11 Uhr liegen bleiben, nach den zwei unruhigen Nächten und der langen Fahrt ziemlich müde. Auch plagte mich der Hunger, dem ich nicht abhelfen konnte, da vor 8 Uhr, der festgesetzten Frühstücksstunde, nichts zu bekommen war. Ein kleiner Gang ins Freie, trotz heftigem Winde unternommen, erquickte mich; ich fand unzählige kleine blaue Primel, die stellenweise wie ein Teppich den Boden bedeckten. Von Middelburg ab war die Fahrt wunderbar schön. Hügel und Berge in allen möglichen Gestalten, rund, spitz, tafel- und terrassenförmig, schienen vorherrschend aus Thonschiefer, gelegentlich aus Syenit und schönem Quarz zu bestehen; diese Gesteinarten werden aber häufig von einem rötlichen Sandstein durchbrochen, welcher eigentümliche kronenartige Kuppen bildet. Zwischen den Hügeln, deren unzählige in immer neuen Zügen auftauchen, liegen weite Flächen, die je weiter nach Osten, um so mehr den Charakter des Oberlandes verlieren und mit grünem Gras bestanden sind. Immer häufiger erscheint auch der Dornbaum, ein hübscher Baum mit schönem Laub und langen Dornen, das beste Brennholz hierzulande. Endlich abends 8 Uhr erreichte ich Queenstown, wo Br. Stephan, der Missionar von Engotini, mich erwartete. Wie dankte ich Gott, als endlich die 48stündige Eisenbahnfahrt ihr glückliches Ende erreicht hatte! Wir begaben uns sofort in ein deutsches Hotel, wo wir übernachteten. Hier wieder, wie so manchmal in Afrika, fiel mir das geflügelte Wort ein: „In Afrika ist alles halb nobel, halb plebejisch!" Das tritt einem nicht am wenigsten in Gasthöfen entgegen. Nach einer gleichwohl gut verbrachten Nacht traten wir Sonnabend, den 29. Oktober, ½9 Uhr früh zu Wagen die Weiterreise nach Silo an. Die Pferde freilich schienen mit dem Aufbruch nicht ganz einverstanden; denn trotz Rufen, Schieben und Schlagen wollten sie sich nicht in Bewegung setzen, bis unser Wirt „die Karre" bestieg und die Gäule in Trab setzte. Das Wetter war wunderschön und die 3½stündige Fahrt genußreich. Der Weg erwies sich jedoch als nicht so gut wie der nach Gnadenthal, man flog manchmal wie ein Ball in die Höhe, besonders beim Durchfahren des Flusses Kei. Kaffernhütten und nackte Kaffernjungen brachten es einem zum Bewußtsein, daß man sich in der Nähe von

Kaffraria befände. Vor Whittlesea warteten die Geschwister aus Silo mit einer Anzahl Eingeborener von dort und begrüßten mich in herzlicher Weise. Ich stieg zu Br. Padel (Präses des Missionswerkes in Südafrika-Ost) in den Wagen, und der Zug setzte sich in Bewegung, etwa 20 Reiter voran, dann 3 Karren, hinterher wieder einige Reiter. So ging es durch Whittlesea nach Silo. Hier standen die Leute vor den Häusern, winkten und grüßten. Auf der „Werf" sangen die Kinder eine Anzahl Verse, dann begann ein großes Händeschütteln. Es war etwa 1 Uhr geworden und das Mittagessen nach der holprigen Fahrt nicht unwillkommen. Am Nachmittag Begrüßungskonferenz, dann Besprechung mit Br. Padel. Im Abendgottesdienst wurde ich der Missionsgemeine vorgestellt und richtete auf holländisch einige Worte an sie, die Br. Padel ins Kaffrische übersetzte. Ein Kirchendiener beantwortete sie mit einer Ansprache; Br. Padel schloß mit einem Gebet. Es ist doch hier eine recht schwierige Sache, daß alles, aber auch alles, in zwei Sprachen, d. h. holländisch und kaffrisch, vorgetragen werden muß, jede Rede, jedes Gebet.

Sonntag, den 30. Oktober. Heute früh um ½9 Uhr war holländische, um ¾11 Uhr kaffrische Predigt; ich besuchte beide. Wie wird das Herz doch immer wieder so eigen bewegt, wenn man diese schwarzen Brüder und Schwestern vor sich sieht! Viele Frauen hatten ihre Kleinen wie auch gestern bei der Begrüßung, hinter sich auf den Rücken gebunden, mit in die Predigt genommen; natürlich schreien die Kinder gelegentlich tüchtig, so daß hier eine Mutter, dort eine ältere Schwester von Zeit zu Zeit mit einem der Störenfriede in den Vorraum der Kirche flüchten muß. — Es ist schön hier, wenn auch nicht so großartig wie in Gnadenthal. Wir haben vereinbart, daß Br. Padel und ich Mittwoch den 2. November mit der vierspännigen „Karre" zunächst nach Baziya und von dort entweder mit Karre oder Ochsenwagen nach Tinana und Bethesda reisen wollen. Die Außenstationen sollen dann zu Pferde besucht werden. Zu Weihnachten hoffen wir wieder hier in Silo zu sein, wenn die Flüsse nicht durch plötzliche Gewittergüsse zu sehr anschwellen und uns den Weg verlegen.

B. In Südafrika-Ost.

3. Baziya und Tabase.

Mittwoch, den 2. November, früh 8 Uhr wollten wir Silo verlassen. Br. Stephan in Engotini hatte uns seinen Kutscher, seine „Karre“ und drei Pferde gestellt, das vierte war von Silo, wo infolge einer Krankheit unter den Pferden augenblicklich Mangel an diesen Tieren herrschte. Schon tags zuvor waren leidlich befriedigende Versuche gemacht worden, das Viergespann einzufahren. Als wir jedoch abfahren wollten, bewegte es sich nicht von der Stelle, ja ein Roß warf sich einfach auf die Erde und war durch keine Macht der Erde zum Aufstehen zu bewegen. Man spannte ein anderes ein, aber mit keinem besseren Erfolg. Die auf der Weide genossene Freiheit (Ställe kennen sie ja nicht) schienen die Tiere nicht so leichten Kaufs gegen das Joch der Knechtschaft eintauschen zu wollen. Plötzlich aber — wir waren noch nicht aufgestiegen — zogen sie an und verschwanden auch schon im nächsten Augenblick mit Kutscher und Karre. Endlich nach ½ Stunde erschienen sie wieder in raschem Trabe zwischen den Kaffernhütten, begleitet von etwa zehn Kälbern, die, offenbar voll hoher Freude, neben den Rossen dahingaloppierten. Alle Missionsgeschwister, ein großer Teil der Gemeine, namentlich zahlreich vertreten die liebe Jugend, stand der Dinge harrend da, die da kommen sollten. Ein rascher Abschied und dann hinauf auf das Gefährt mit dem, ich gestehe, diesmal etwas bang erklingenden Seufzer: Jesu, geh voran! Es war beinahe ½11 Uhr, und als wir eine Viertelstunde darauf an den Klipplaatfluß gelangten, begann das Elend. Die Pferde wollten durchaus nicht ins Wasser; erst nach längeren Bemühungen und mit Hilfe zweier Kaffernjünglinge gelang die Durchfahrt. Wir haben im weiteren Verlauf der Reise dann noch viele Flüsse, unter denen der Tsomo, Yuka (sprich: Kluka) und Bashee (sprich: Bascheh) die größten waren, passiert. Der Wasserstand erwies sich überall als mäßig hoch. Trotzdem beschlich mich bisweilen während dieser Flußübergänge eine ziemliche Unruhe, wenn die Tiere plötzlich nicht anziehen oder das vorderste Paar zur Seite abbiegen wollte, ja die Karre in ein Loch gerriet und in schiefster Lage jeden Augenblick umzustürzen drohte. Unser Kutscher machte seine Sache ausgezeichnet, bewahrte stets seine überlegene Gemütsruhe und brachte seine Untergebenen immer wieder in Ordnung. Aber gelärmt und gebrüllt wird während einer solchen Wasserpartie

von allen Insassen des Gefährts, um ja das Schlimmste zu verhüten, daß die Pferde nämlich mitten im Fluß stehen bleiben. Über den Kei und den Cacadu (sprich: Tsatsadu) führten übrigens bereits Brücken. — Etwa um 1 Uhr erreichten wir Hillton, wo wir bei dem wesleyanischen Missionar Herrn Carey zu Mittag speisten. Dann setzten wir die Fahrt bis Tylden fort, wo wir übernachteten. Die Nachtquartiere waren durchgängig recht gut, aber entsetzlich teuer wie alles hier in Afrika, die europäischen Preise verdreifacht. Die Gegend bot während dieser Tagereise nicht viel Bemerkenswertes, endlose Hügel, zwischen denen man sich in stetem bergauf bergab hindurch windet.

Donnerstag, den 3. November, brachen wir früh 7 Uhr auf, verfehlten leider aber den rechten Weg und gelangten statt nach Bramnek nach der Station Imwane. Hinter Bolotwa spannten wir auf freiem Felde aus und machten eine Frühstückspause. Freilich das gebratene Huhn, das Schw. Padel ihrem Manne mitgegeben und das dieser schon wiederholt verheißungsvoll erwähnt hatte, war von ihm in Tylden vergessen worden. Doch während meine beiden Begleiter die Pferde abschirrten, auf die Weide trieben, einen kleinen Herd aus Steinen erbauten und das landesübliche Brennmaterial, getrockneten Kuhmist, sammelten, ging ich nach Wasser aus. Freilich darf man gegenüber diesem Naß in fast ausgetrockneten Flußbetten nicht zu wählerisch sein, namentlich was die Farbe desselben betrifft. Indes gekocht ist es unschädlich. Bald brodelte es im Kessel über dem Feuer, und der davon bereitete Trank mundete zu Brot und harten Eiern köstlich. Nach 1½stündiger Fahrt erreichten wir Quamatapoort (sprich: Kamataport; siehe Karte!) auf einem wirklich schönen Wege. Er wand sich bald durch Dornbaumgebüsche wie in einem Parke dahin, bald führte er durch enge Thäler, deren Abhänge mit unzähligen alten Aloepflanzen ganz bedeckt waren, die zur Blütezeit eine wunderbare Pracht entfalten müssen. Wir befanden uns nun schon im Tembulande mit seinen „roten" Kaffern, die immer zahlreicher auftauchten. Dort hüteten völlig unbekleidete Jungen die Herden; hier zogen Männer und Weiber mit hohem Kopfaufsatz ihres Weges, nur in rote Decken gehüllt und den Leib teilweis mit rotem Ocker bemalt; da kauerten sie vor ihren Hütten oder vor den Verkaufsläden und Schenken. Diese Leute gefallen mir ausnehmend und haben freilich etwas Anziehenderes als die Hottentotten. Meist von großer, stattlicher Gestalt, nicht schwarz und nicht braun, sondern dunkel bronzefarben, besitzen sie starke, straffe Muskeln, eine edle, stolze

Haltung und verraten in ihren Bewegungen Kraft, Geschmeidigkeit, Elastizität. Ach, wenn dieses herrliche Geschlecht, ohne durch die vordringende Kultur der Weißen mit ihrem Branntwein verderbt zu werden, für das Christentum gewonnen werden könnte! Leider aber hat ihre natürliche Trägheit bereits mit der Trunksucht einen Bund eingegangen; sie verschwatzen und vertrinken den ganzen Tag; überall sieht man sie müßig umherhocken. In einem Kraal, an dem wir vorbeifuhren, sahen wir sie einen Tanz aufführen, einen sehr einförmigen Reigen, der sich eigentlich unsäglich albern ausnahm. In Cofimwaba machten wir Nachtquartier. Hier hockten auch etwa zehn „rote" Kaffern vor einem Kaufladen. Br. Padel und ich machten uns gleich daran, ihnen das Evangelium zu verkündigen, und bald war eine rege Unterhaltung im Gang. Hauptsächlich zwei beteiligten sich daran, ein junger Mann, der eine nicht gerade ansprechende, oberflächliche Aufgeklärtheit zur Schau trug, und ein älterer, der als Zauberdoktor große Erbitterung gegen das Christentum hegte. Die Übrigen hörten still, aber zum Teil sehr aufmerksam unsrem Gespräch zu. Vielleicht, daß der Herr eins oder das andere unsrer Worte segnet! — Später machten wir zufällig die Bekanntschaft eines eingeborenen Evangelisten und Lehrers in Diensten der englischen Kirche, der hier stationiert ist, uns sehr ansprach und allgemein eines guten Lobes sich erfreut. Den übrigen Teil des Abends verdarb uns der Vater des Wirtes, der, halb berauscht, beständig sich uns aufdrängte und von der Idee nicht abzubringen war, daß die Brüdergemeine schon vor 1400 Jahren entstanden sei und ebenso lange in Afrika Heidenmission treibe.

Freitag, den 4. November, brachen wir um 6 Uhr auf, frühstückten um 9 Uhr in Hange, passierten ohne Unfall den Tsomo und rasteten an seinem jenseitigen Ufer wieder 1½ Stunden lang. Ein starker, fast beschwerlicher Wind hatte sich erhoben. So grelle, unvermittelte Witterungswechsel wie hierzulande habe ich noch nirgends erlebt. Man kann eben vor Hitze in Schweiß gebadet und zehn Minuten darauf schon genötigt sein, nach dem Überrock zu greifen. Meine wollenen Unterkleider habe ich noch nicht satt bekommen und von der leichten Oberkleidung noch keinen Gebrauch machen können. Gott sei Dank fühle ich mich aber sehr wohl und habe nur immer etwas Schnupfen; bei dem steten Aufenthalt im Freien geht meine Hautfarbe freilich auch schon etwas in den kaffrischen Bronzeton über. — Da weder Br. Padel noch der Kutscher jemals diesen Weg zurückgelegt, gerieten wir bei der Weiterfahrt wieder völlig in die

Irre und langten schließlich statt in Engcobo vor einem Kaufladen in Qumantsu (sprich: Kumantsu) an. Bei der Müdigkeit der Pferde und der zum Sturm sich steigernden Heftigkeit des Windes nahmen wir das freundliche Anerbieten des Besitzers an, bei ihm zu übernachten, und hatten es recht hübsch. Den Abend verbrachten wir im Schoße seiner aus Frau und zehn Kindern von 2—18 Jahren bestehenden Familie bei Gesang und Klavierspiel; zum Schluß vereinten wir uns im Gesang geistlicher Lieder. — Sonnabend, den 5. November, bei wieder schönem Wetter um ³/₄6 Uhr aufgebrochen, fuhren wir zunächst nach Engcobo (siehe Karte!) und überstiegen dann eine Paßhöhe, auf welcher sich uns eine herrliche Aussicht eröffnete. Die Hügel traten zurück und drei hohe Berge, der südöstlichste der Baziyaberg, zeigten sich. Und doch, was sich hier von Südosten als Berge darstellt, bildet in Wirklichkeit nur die gewaltigen, teilweise mit schönem, dichtem Walde bestandenen Abstürze einer großen, weitausgedehnten Hochebene. Hinab ins Thal und bei All Saints vorüberfahrend, durchquerten wir den Xukafluß, tranken bei Herrn Clark, dem englischen Regierungsbeamten, in seiner anständig möblierten, runden Kaffernhütte Kaffee, trafen dort einen von Br. Baudert uns entgegengesandten Boten, der zurückeilte, unsre bevorstehende Ankunft zu melden, und passierten noch den Bashee. Das war die ängstlichste Durchfahrt, die aber unter viel Gebrüll doch glücklich ablief, obgleich die Vorderpferde durchaus sich zur Seite wenden und mit dem Strom schwimmen wollten. Bald sahen wir Br. Baudert in seinem vierrädrigen Wägelchen heranrollen, begleitet von einer Anzahl seiner Gemeindeglieder zu Pferde. Die Begrüßung war sehr herzlich, und mit Lob und Dank gegen Gott fuhren wir nach Baziya (sprich: Basiia!) hinein, wo wir bei den lieben Geschw. Baudert sehr gut aufgehoben sind. Über das Werk in Baziya wäre viel zu sagen, es ist eine der wichtigsten Stationen, auf der freilich, soviel ich sehe, mit ganz anderer Kraft eingesetzt werden muß. In landschaftlicher Beziehung glaubt man sich in ein wahres Paradies versetzt. Die Fluren sind mit herrlichem Gras und schönen Blumen, namentlich Liliazeen, bedeckt. In den Gärten tragen Orangenbäume gleichzeitig zahlreiche Blüten, noch grüne und schon reife Früchte. Kirschen, Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Wein, Feigen gedeihen vortrefflich und stehen üppig; die Granatbäume wie Kaktushecken sind mit Blüten übersät; Rosenstöcke mannigfachster Art bis zu den feinsten Theerosen umranken das Missionshaus; Aloe und Agaven wuchern überall. Und hinter dieser Pracht im Vordergrund erhebt sich maje-

stätisch der Baziya-Berg mit seinen Wäldern am Fuß und seinen kühnen Felsspitzen in der Höhe. Die Niederlassung Baziya ist aber klein und unansehnlich; es wäre zu wünschen, daß sie sich vergrößerte. Sonntag, den 6. November, fanden sich, von meiner Ankunft unterrichtet, auch viele rote, d. h. heidnische Kaffern ein, und die Kirche war sehr voll. Schon früh um 5 Uhr hatten die Schulkinder vor meinem Fenster mir einige Segensverse gesungen. Vor der Predigt begrüßte ich Nomande, die Witwe des verstorbenen vorvorigen Häuptlings Joyi (sprich: Dschoih), der uns einst den Grund und Boden von Baziya geschenkt. Sie war mit zwei Frauen des Häuptlings Gobinamba erschienen. Alle drei, sehr anständig gekleidet, trugen einen geschmackvollen, aber eigentümlichen Kopfputz, gingen jedoch barfuß. Das muß ich indes gestehen, keine europäische Fürstin und keine Hofdame könnte mit mehr Anstand und Würde Audienz erteilen als diese drei kaffrischen Fürstinnen. Haltung, Sprache, Gebärden — alles hatte einen entschieden feinen, aristokratischen Anstrich, und ihre äußere Erscheinung unterstützte ihr Auftreten; denn es waren durchaus hübsche, gutgewachsene Gestalten mit angenehmen Gesichtszügen. Ich war darüber ganz verwundert und behandelte die Damen ihrem Benehmen gemäß. Vor Beginn der eigentlichen Predigt, der auch einige englische Herren beiwohnten, stellte Br. Baudert mich der Versammlung vor, sang einen Segensvers und hielt ein Gebet. Darauf begrüßte ich die Gemeine. Nach einer kleinen Pause folgte die Predigt über Kolosser 3, 1. 2, welche ich hielt, während Br. Padel als Dolmetscher diente. Die Leute waren sehr aufmerksam und still, nur das immer wieder ertönende Geschrei der Kleinen, welche ihre Mütter auf dem Rücken mitgebracht, empfindet der daran nicht Gewöhnte als eine nicht gerade willkommene Störung. — Gleich nach der Predigt hatte ich ein längeres Gespräch mit dem Häuptling Makaula, dem Manne, der in den Kämpfen 1880 den Brr. Hasting und Hartmann das schon mit sicherem Untergang bedrohte Leben gerettet hat. Ich sprach ihm nochmals unsern Dank dafür aus und stellte ihm nach Verständigung mit den Brr. Padel und Baudert einen Rock als Zeichen nachträglicher Anerkennung seitens der großen Lehrer (Einzahl: umfundisi umkulu, Mehrzahl: abafundisi abakulu) in Aussicht, redete ihm gleichzeitig aber auch ernst zu Herzen; denn er ist noch Heide und trinkt leider ziemlich stark. Er schien sehr bewegt und dankte sehr. Seinem Äußeren nach ist er ein Hüne von Gestalt, fast zweimal so groß wie ich, von entsprechender Körperbreite, aber mit einem sehr gutmütigen Gesicht. —

Inzwischen hatte sich die ganze Gemeine, um mich noch persönlich zu begrüßen, versammelt. Sie sang erst einen Segensvers, dann zogen alle an mir vorbei, und ich mußte ihnen die Hände schütteln. Darauf hielt ich noch eine Ansprache. Über alledem war es 1/22 Uhr geworden, wir aßen zu Mittag. Auf 3 Uhr hatte ich sodann einen Gottesdienst für die verheirateten Mitglieder der Christengemeine ansagen lassen, der auch gut besucht war. Hier sprach ich über christliche Ehe und Kindererziehung; Br. Padel machte wieder den Dolmetscher. Nach Beendigung dieser Versammlung behielt ich noch die Kirchendiener und =Dienerinnen wie die Aufseher zurück und redete zu ihnen. Diese Gottesdienste und ihre Frucht sind seitens der beiden Brüder und meinerseits mit vielen Gebeten begleitet worden; so hoffe und glaube ich, daß der Herr dieses und jenes Wort gesegnet hat. Den Abend verbrachten wir Geschwister dann noch sehr gemütlich mit einander.

Montag, den 7. November, nachmittags umritten wir die Grenzen des ganzen Bezirkes der Wirksamkeit Br. Bauderts. Es ist ein prächtiges Stück Land, zu bewundern giebt es unendlich viel. Namentlich schön war es im Walde; diese unvergleichlichen Bäume — Gelbholz — der üppige Unterwuchs, alles durchzogen von Schlingpflanzen, bald zart wie ein Faden, bald wieder von der Stärke eines Armes und dabei diese herrlichen Blumen! Das Reiten machte mir viel Freude. Heute abend wollen wir noch eine Konferenz halten. Auch Dienstag, der 8. November, war bis zum späteren Nachmittag amtlichen Besprechungen gewidmet. Nur der etwa einstündige, recht nette Besuch des Herrn Waters, eines Geistlichen der englischen Hochkirche, unterbrach dieselben. Er ist mit unsern Brüdern befreundet. Soviel ist klar, soll unsre bisherige Säemannsarbeit in dem schönen und großen Bezirk Br. Bauderts, der 300 englische Quadratmeilen mit 6500 Seelen, darunter nur 500 Christen, umfaßt, nicht vergeblich sein, so müssen mehr Kräfte eingestellt werden; für einen Missionar ist das Arbeitsfeld zu groß. Gegen Abend machten wir wieder einen kleinen Ritt, mußten aber eines aufziehenden Gewitters wegen umkehren. Mittwoch, den 9. November, besuchte ich erst um 6 Uhr den öffentlichen Morgensegen, dann folgte das Frühstück, darauf fuhren wir nach der 2 1/2 Stunden entfernten Außenstation Tabase (sprich: Tabás). O, wie ist das Land so schön, und wie möchte man in alle die heidnischen Kraale eindringen, um das Wort zu verkündigen! An den Sonntagen sind außer Br. Baudert noch fünf Evangelisten thätig, drei von Baziya, zwei von Tabase aus. Aber

was ist das unter so viele! Halbwegs kamen uns zwölf Leute von Tabase, Petrus Mazwi an der Spitze, entgegengeritten; Begrüßung und Gesang eines Verses. Einige Zeit nachher erschien zu Pferde mit Gefolge der Kapitän (Unterhäuptling) des Platzes namens Mdukizwa, um mich zu begrüßen. Er ist noch ein „roter" Kaffer, obgleich er seine Kinder zur Schule schickt. Sein mir zu Ehren angelegter Anzug war nicht gerade schön, gefiel ihm selbst aber offenbar sehr gut. Mit großer Feierlichkeit begrüßten wir uns; in die Kirche kam er aber nachher nicht, obschon ich es erwartet hatte. Dicht vor Tabase bewillkommnete uns die ganze Gemeine; nach Gesang eines Verses ein großes Händeschütteln. Schnell eine Tasse Cacao bei Petrus Mazwi, dann ging es in die nicht sehr große, aber recht nette Kirche. Durch Br. Baudert vorgestellt begrüßte ich erst die Versammelten und predigte nun über Matth. 5, 13—16. Nach einer kleinen Pause folgte dann noch ein Gottesdienst bloß für die christlichen Gemeindemitglieder, in dem ich über Apg. 2, 42--47 sprach; darauf antwortete einer aus ihrer Mitte sehr nett. Entsetzlich war der mir zu Ehren veranstaltete Gesang eines Chores; doch durfte man die Liebe nach dem entfalteten Lärm und Geschrei schätzen, so war sie ziemlich groß. Nachher redeten wir noch mit einzelnen vor der Kirche, zum Schluß verabschiedete ich mich von der Gemeine unter dem Gesang eines Verses und allgemeinem Händedrücken. Dann genossen wir noch etwas bei Petrus Mazwi und machten uns auf den Rückweg nach Baziya, wiederum von zwölf Reitern noch ein gutes Stück geleitet. Die Leute in Tabase haben mir gut gefallen, besonders die alte Marianne, des alten Samuel Mazwi Witwe. Sie ist nicht nur eine wahre Christin, sondern auch ein treues Gemeindemitglied, das sehr an unsrer Kirche hängt. Ihren Sohn Petrus möchten wir gern als eingeborenen Missionar anstellen. Da er aber viel Landbesitz in Tabase hat, so fragt es sich, ob er sich von dem Ort trennen und an einen anderen verpflanzen lassen wird. Ich habe vorläufig mit ihm über diese Angelegenheit gesprochen. Donnerstag, den 10. November, hielt ich um 9 Uhr die Vorbereitungs(Beicht)rede im Blick auf das heilige Abendmahl kommenden Sonntag, dann verbrachte ich mehrere Stunden in der Schule. Ben Mazwi, der kürzlich eingetretene Lehrer, zeigt sich tüchtig und macht ebenso wie seine Frau persönlich einen sehr netten Eindruck. Beide haben in Lovedale, der Bildungsanstalt der schottischen Freikirche, die erforderliche Lehramtsprüfung bestanden. Die Kinder entfalteten große Aufmerksamkeit und machten einen angenehmen, geradezu anziehenden

Eindruck. Am Nachmittag wie zu allen Zeiten, die nicht anderweitig besetzt waren, fuhren wir in unsern Beratungen fort; es giebt wirklich unendlich viel zu besprechen, so z. B. das Verhalten anderen Kirchengemeinschaften gegenüber, die in das von uns vor ihrem Erscheinen besetzte Gebiet einzudringen suchen. Jedenfalls habe ich in Bezug auf Baziya den Eindruck gewonnen, es war hohe Zeit, daß hier ein amtlicher Besuch gemacht wurde. Sehr zur Befestigung in unsern Ansichten und Absichten wie zur Stärkung unsers Glaubens diente uns der erneute Besuch Elias Mzuku's. Er kam, um mich zu fragen, weshalb die Brüdergemeine kein eigenes Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Geistlichen besitze. Er sei mit Leib und Seele ein Mitglied der Brüderkirche (moravian church) und wolle, daß seine Kinder in ihre Dienste treten möchten. Sollte er dieselben ihr aber verloren gehen sehen, indem er sie auf die Seminare anderer Kirchengemeinschaften schicke? Er selbst ist ein prächtiger Mensch. Als er fragte, wann ich denn wiederkommen werde, und ich erwiderte, wir würden uns auf Erden wohl niemals wiedersehen, schien er sehr enttäuscht und wollte nicht begreifen, daß ich zu Hause viel zu thun hätte. „Nach zehn Jahren wenigstens," meinte er, „mußt du wiederkommen!" Der Herr segne seine Evangelistenarbeit! Nach einer langen Konferenz am Nachmittag machten wir einige Besuche bei Bewohnern Baziya's. Es ist keine Kleinigkeit, in einer Kaffernhütte, die nur eine Thür und sonst keine Öffnung besitzt, mitten im Rauch zu sitzen und sich zu unterhalten; lange halte ich es nicht aus. Die Kaffern dagegen fühlen sich offenbar recht wohl dabei.

Freitag, den 11. November, statteten wir vormittags der Außenschule des Mhlukuhlwa (sprich: Mschlukuschwa!) einen Besuch ab. Er ist noch Heide, hat aber Hand in Hand mit der Mission auf seinem Grunde eine Schule errichtet und ihr eine Hütte eingeräumt. Es handelt sich nun darum, ein ordentliches Schulhaus zu erbauen, das auch als Predigtlokal benutzt werden kann. Die Unterhandlungen schweben noch und konnten an dem Tage nicht weitergeführt werden, da Mhlukuhlwa leider zufällig abwesend war. Den ³/₄ Stunden langen Weg zur Schule legten Schw. Baudert mit den Kindern und ich auf der Karre, die Brr. Padel und Baudert zu Pferde zurück. Wenn wir rings um Baziya nur mehr solcher Schulen hätten! Indes die Heiden erteilen nur nach langem Widerstreben die Erlaubnis zur Anlegung derselben, da sie sehr wohl wissen, daß solche Schulen am wirksamsten zur Bekämpfung des Heidentums dienen. Beim Besuche dieser Bildungsanstalt ging es übrigens echt afrikanisch zu.

In die Hütte mußte ich mehr kriechen als gehen. Doch hatte sie außer der Thüröffnung noch ein kleines Fenster; sobald indes jemand eintrat, wurde es für den Augenblick ganz dunkel. Die etwa dreißig Schulkinder, fast alle Heiden, begrüßten mich mit dem Gesang eines Verses. Nach und nach fanden sich auch einige „rote“ Frauen, unter ihnen die erste Gemahlin Mhlukuhlwa's, als Zuhörerinnen ein. Der Lehrer Salomo Petella aus Baziya machte seine Sache sehr brav, und die Prüfung ergab ein viel günstigeres Resultat, als ich erwartet. Lesen, Schreiben, Rechnen, biblische Geschichte, alles ging über Erwarten gut, so daß ich meiner vollen Zufriedenheit Ausdruck geben konnte. Ganz eigentümlich war hier wie in der Schule von Baziya der Gesang. Ein, zwei Kinder übernehmen die Melodie, die meist in der Alt-Lage liegt, und singen nun mit voller Kraft darauf los; die übrigen Stimmen bewegen sich nicht bloß bald tiefer, sondern auch bald höher als die Melodie. Dieser Gesang hört sich anfänglich ganz eigentümlich an; wenn man aber die Idee begriffen und das Ohr daran sich gewöhnt hat, so klingt es eigentlich nicht übel. Unter den älteren Knaben in der Schule von Baziya besitzen verschiedene recht hübsche Tenor- und Baß-Stimmen. Mir ist schon der Gedanke gekommen, ob es nicht richtiger wäre, nicht unsere Melodien mit ihrem Satz, sondern diese heimische Sangesweise beim Kirchengesang einzuführen. Auch mußte ich mich fragen, ob man nicht einen Fehler begangen, indem man in unserm kaffrischen Gesangbuch den Reim einbürgerte. Die Kaffernsprache ist nicht bloß sehr reich und wohlklingend, sondern das Kaffernohr fühlt sich von jedem unschönen Laut unangenehm berührt. Nun kehren aber immer dieselben Reime wieder, weil man dazu fast nur die Fürwörter verwenden kann, ja, wie mir der eingeborene Lehrer sagte, erscheint der Reim dem Kaffern überhaupt als etwas Fremdes, Unnatürliches, während sich der Stabreim sehr gut bei ihm anlegen würde. Es ist, glaube ich, überhaupt ein Übelstand, daß bei der Missionsarbeit so viele Formen als die einzig möglichen einfach von Europa eingeführt und einem fremden Volke aufgedrängt werden, obwohl der Volksgeist ihnen widerstrebt. Wie ganz anders populär — möchte ich sagen — könnte die Missionsarbeit sich gestalten, wenn sie sich den gegebenen Volkseigentümlichkeiten treuer anbequemte! Diese Bemerkung trifft jedoch nicht unsre Missionare allein, sondern ebenso die anderer Gesellschaften. Auch ist es jedenfalls weit leichter, über diesen Punkt zu theoretisieren, als seine Schwierigkeiten in der Praxis zu lösen. — Erst um 2 Uhr kamen wir von unserm Ausflug zurück. Mittagessen, Konferenz, dann

wunderschöner Ritt mit Br. Baudert in den Wald, einen Berg hinauf, von dem aus wir einer wundervollen Aussicht genossen. Um uns Riesenstämme mit Schlinggewächsen, vor uns ein spitzer, bis oben hinauf mit Wald und Wiesen bedeckter Hügel und darüber der mächtige Baziyaberg! Sonnabend, den 12. November, hielten wir nach dem Frühstück eine Besprechung mit den Evangelisten ab, die wirklich schön und gesegnet verlief. Ach, wenn wir hier statt drei nur dreißig solcher Leute hätten! Diese drei sind aber wirklich liebe, treue Männer. Dann folgte eine Konferenz mit den zwei Aufsehern in betreff eines Gemeinemitgliedes, das beschuldigt war, junge Leute zur Vornahme der Beschneidung verführt zu haben. Über die Aufseher und ihre ernste Gesinnung konnte ich mich recht freuen. Der Schuldige hingegen, Petella der Vater, der alte Wagenlenker und Knecht vieler Missionare, gefiel mir nicht sonderlich. Wir haben ihm noch einmal erlaubt, hier am Orte wohnen zu bleiben, aber ihn auch gleichzeitig mit sofortiger Entfernung bedroht, wenn er sich noch einmal auf so schlechten Wegen betreten lasse. Dergleichen Verhandlungen beanspruchen aber Zeit und Geduld; denn die Rede der Beteiligten ist reich an Umschweifen und Bildern. Sonntag, den 13. November, habe ich vormittags Br. Baudert zu einem Presbyter ordiniert. Es war sehr feierlich und schön. Br. Padel hielt erst die Predigt, dann folgte die Ordination. Außer den Mitgliedern der hiesigen Gemeine und vieler von Tabase waren auch ziemlich zahlreiche „rote" Kaffern erschienen. Sie benahmen sich sehr anständig, begaben sich indes, als ich zur Weihe schritt, größtenteils in die Vorhalle der Kirche, von wo aus sie jedoch um so eifriger zusahen. Nachher fand eine lange Unterhandlung mit Häuptling Gobinamba, der auch zur Kirche gekommen, und mit Mhlukuhlwa statt. Dem ersteren bot ich eine Cigarre an, er wollte jedoch gleich die ganze Cigarrentasche in Besitz nehmen, und nur mit Mühe gelang es mir, ihn mit zwei Cigarren abzufertigen. Er ist ein stattlich gebauter, großer, schöner Mann. Es handelt sich um die Erlangung der Erlaubnis, auf seinem Platz eine Schule anlegen zu dürfen. Wir erreichten nur soviel, daß er mit dem Oberhäuptling Dalindyebo zu reden und dann Bescheid zu geben versprach. Höchst drollig verlief das Gespräch mit Mhlukuhlwa. Ausnehmend lebhaft begleitet er jedes Wort mit Körperbewegungen und spickt seine Rede mit Bildern. Er zeigte sich übrigens entgegenkommend und freundlich; von uns unterstützt will er ein neues Schulhaus bauen. Bettler sind jedoch diese Kaffern alle. Da es regnete, erbat Gobinamba für sich einen

Überzieher, für seinen Ratsmann eine Decke. Als er das Gewünschte erhalten, fragte er, ob es geborgt oder geschenkt sei. Ihm gefielen die Gegenstände, meinte er, und darum würde er sie lieber geschenkt als auf Borg entgegennehmen. Da die Stücke alt waren, wurden sie ihm ganz überlassen. Tabak muß man beständig spenden, zumal wenn man mit der Versicherung beglückt wird: „Du bist mein Freund!“ Endlich nach 2 Uhr kamen wir zu Tische. Um 4 Uhr fand die Feier des heiligen Abendmahles statt. Das Herz war mir sehr bewegt, als ich die so nett und sauber gekleidete Abendmahlsgemeine sah und mit ihr zum Tische des Herrn nahte. Br. Padel hielt das Abendmahl, Br. Baudert und ich spendeten Brot und Wein aus. Nachher verbrachten wir noch eine gemütliche Stunde beim Schullehrer Ben Mazwi im Verein mit seiner Mutter Marianne, die ganz hingenommen davon war, daß sie diesen Tag hatte mit erleben dürfen. Dann folgte noch ein eingehendes Gespräch mit Elias Mzuku. Wenn dieser Mann in der Liebe bleibt, welche jetzt sein Herz erfüllt, so kann er ein gesegnetes Werkzeug des Herrn werden. So schloß ein reich gesegneter Tag, dessen Gnadenwirkungen, denke ich, noch lange fortgehen werden. Leider regnete es heute viel, doch gegen Abend hellte es sich etwas auf. Nun geht es für mindestens 6 Tage in den Ochsenwagen auf die Fahrt nach Tinana. Der Herr helfe! Es wird manches interessante, aber gewiß auch manches eigentümliche erlebt werden. Montag, den 14. November gedenken wir, so Gott will, aufzubrechen. —

Einem allgemeinen Urteil über die Gemeinen Baziya und Tabase muß eine kurze Auseinandersetzung über das Arbeitsgebiet vorausgeschickt werden.

Die Tembu, unter denen sich diese Arbeit vollzieht, sind nächst dem Stamme der Amaxosa der zahlreichste Kaffernstamm (nach dem Census etwa 184 000 Köpfe). Sie haben mehr als manche andere Stämme ihre eigentümlichen Stammesrechte bewahrt. Der an ihrer Spitze stehende Oberhäuptling Dalindyebo, dem mehrere mächtige Unterhäuptlinge gehorchen, ist auf den eigentümlichen Gedanken gekommen, eine „eigne freie Tembu-Kirche“ zu errichten. Selbst von den Wesleyanern getauft, aber halb wieder ins Heidentum zurückgefallen, faßte er diesen Plan, teils um noch einen gewissen christlichen Schein zu wahren, teils um der vordringenden Mission gegenüber die nationale Einheit seines Volkes zu sichern. Einige entlassene methodistische Geistliche (Eingeborene) leisteten ihm Beistand und weihten vor ihrem Tode ihre Nachfolger. Natürlich ist in dieser Kirche sein

Wille Gesetz. Er selbst hat fünf Weiber. Seiner Schöpfung gegenüber ist die Ausübung einer evangelischen Missionsarbeit nicht leicht. Alle meine Aufforderungen zu einer Besprechung behufs einer Verständigung beantwortete er einfach nicht. Ein anderer erschwerender Umstand kommt hinzu, die Anschauung der Tembus über den Grant. Nach ihrer Auffassung fällt Landbesitz und Häuptlingswürde ganz zusammen. Der Missionar in Baziya, als Vertreter des Grant, ist in ihren Augen ein Häuptling. Einen weißen Häuptling aber, dem sie das Recht, ein solcher zu sein, nicht bestreiten können, in ihrer Mitte zu haben, verletzt ihr kaffersches Nationalgefühl und bestärkt sie in ihrer Abneigung gegen das von ihm vertretene und verkündigte Christentum. Bei einer Prüfung der Frage, ob wir unter diesen Umständen nicht lieber auf den Grant verzichten sollten, schien es uns indes, daß dieser Besitz für die Zukunft bei möglicherweise veränderten Verhältnissen noch von entscheidender Bedeutung sein könne, zumal wir ohne unser Zuthun einst durch den Häuptling Ngangelizwe in den Besitz des Grants gekommen sind. — Zieht man nun die Haltung Dalindyebo's, wie die eigentümliche abweichende Stellung der Tembu der Mission gegenüber, ja endlich die vielen Verdrießlichkeiten in Betracht, welche der Missionar mit andern Missionsgesellschaften (Methodisten, Englische Hochkirche) auskosten muß, so kann man sich nicht wundern, daß einem alleinstehenden Geschwisterpaar der Mut bisweilen entfallen will, und daß mein Besuch gerade hier von besonderer Bedeutung war, da ich Hülfsarbeiter in Aussicht stellen konnte.

Die Christengemeinen in Baziya und Tabase machen im übrigen keinen schlechten Eindruck. Wohl sind auch hier manche Sünden und Schwächen zu beklagen, aber die Arbeit weist auch erfreuliche Erfolge auf. Tom und Paul, Männer von Baziya, die auf der Ochsenwagenreise das Gespann leiteten, zeigten sich als treue und ernste Christen. Namentlich üben aber die beiden Lehrer Petrus und Benjamin Mazwi (ersterer in Tabase, letzterer in Baziya) einen sehr guten Einfluß aus. Neuerdings hat auch der so wunderbar von Gott zum Leben erweckte Elias Mzuku eine gesegnete Evangelistenthätigkeit auf dem Umyoloberge eröffnet. Über ihn nach Br. Bauderts Bericht noch einige Mitteilungen!

Da sitzen eines Tages plötzlich vor der Thür des Hauses Br. Bauderts zwei Kaffern, ein alter und ein junger. Beide sind in rote Decken gehüllt und zeigen dadurch, daß sie noch Heiden sind. „Was wollt ihr?" redet der Missionar sie an. Da begann der Alte:

„Hier bringe ich meinen Sohn, er will lernen." — „Nun, und du willst nicht lernen?" fragte ihn Br. Baudert. „Nein," sagte er, „ich bin zu alt, ich lerne nicht mehr. Aber mein Sohn ist jung, der soll lernen." — Nun wandte sich Br. Baudert an den Jüngeren und fragte ihn: „Was willst du denn lernen?" — „Ich will lernen, was du in der Schule lehrst", lautete die Antwort. „Wo kommst du her?" — „Vom Umyoloberge." — „Warum willst du das Wort lernen." — „Ich weiß es nicht, aber mir sagt das Herz: Gehe nach Baziya und lerne!" — „Und warum kommst du gerade hierher nach Baziya? Der Ort, wo du wohnst, gehört ja zum Arbeitsfeld des englischen Missionars." — „Mein Herz sagt mir: gehe nach Baziya!" Nun ergaben weitere Fragen, daß er 23 Jahre alt war, verheiratet, aber nur eine Frau hatte und ein Kind.

Wunderbar berührte und ergriff diese ganze Sache unsern Br. Baudert. Er hat eine schwere Arbeit unter dem Tembuvolk und oft sieht er lange Zeit hindurch wenig Erfolg. Hier trat ein Tembu vor ihn hin, der nicht durch Menschen gerufen war; er war unmittelbar vom Geiste Gottes ergriffen und wollte lernen.

Und in der That nun setzte sich der fremde junge Mann auf die Schulbank, ja zuerst auf die unterste Bank zu den allerkleinsten Schülern. Aber er lernte fleißig und überflügelte bald seine Genossen. Ja, er scheute auch nicht den weiten Weg zur Schule. Täglich hatte er 2—3 Stunden am Morgen zu reiten und dann am Nachmittag denselben Weg zurückzulegen. Er scheute auch nicht den Spott seiner Landsleute, denn ihn trieb das Herz. Und als er lesen gelernt hatte, da forschte er selbständig in der Schrift, da nahm er am Taufunterricht teil, und nach zwei Jahren hatte Br. Baudert die Freude, ihn taufen zu können.

Aber nun war Elias — diesen Namen hatte er in der Taufe empfangen, sein Familienname war Mzuku — nicht zufrieden damit, für sich selbst das Heil gefunden zu haben. Er wollte, und dazu drängte ihn wieder sein Herz, dieses Heil auch anderen verkündigen. Auf der Hochfläche des Umyoloberges, wo noch die Nacht des Heidentums herrscht, ging er von Kraal zu Kraal und predigte, was er wußte. Er redete von dem, was er in der Schrift gelesen und was er in seinem Herzen erfahren hatte.

Als ich auf meiner Visitationsreise nach Baziya kam, erschien auch Elias und versäumte keinen der dort gehaltenen Gottesdienste trotz der weiten Entfernung. Eines Tages blieb er nach dem Gottesdienste zurück und verlangte mich zu sprechen. „Großer Lehrer,"

begann er, „Elias will lernen." — „Du hast ja gelernt," sagte ich, „was willst du denn noch lernen?" — „Elias weiß nicht genug," antwortete er, „sein Kopf ist dumm, und wenn er predigen soll, so hat er vieles vergessen. Elias will noch mehr von Jesus und seinem Wort wissen, damit er es andern sagen kann." So ward denn verabredet, daß er jeden Sonnabendnachmittag kommen solle, um bei Br. Baudert einen besonderen Unterricht zu empfangen, der ihn befähige, am nächsten Sonntag seinen Landsleuten das Wort zu sagen. Das hat er seither gethan, und mit Andacht und großer Aufmerksamkeit folgt er dem Unterricht. Br. Baudert schreibt von diesen Unterrichtsstunden: „Sein Gesicht verklärt sich und sein Auge leuchtet, wenn ich ihm die Wunderwege Gottes, die verlorene Menschheit zu erlösen, klar zu machen suche." Und schon ist Elias Mzuku anderen ein Segen geworden. In Baziya fanden sich, von seinem Beispiel gelockt, alsbald noch zwei Christen, die an dem Unterricht teilzunehmen wünschten, um auch am Sonntag evangelisierend ausziehen zu können. So hat er in der Gemeine den Zeugentrieb geweckt. Aber auch auf der Hochfläche des Umyoloberges ist sein Zeugnis nicht vergebens gewesen. Er hat den Häuptling Sandili vermocht, die Erlaubnis zum Bau einer Schule zu geben. Und da der englische Missionar dieses ganze Gebiet, weil es für ihn unerreichbar, an unsre Mission abgetreten hat, soll jetzt dort eine regelmäßige Schul- und Predigtthätigkeit eröffnet werden.

Zum Schluß noch ein Brief, den Elias kürzlich an mich schrieb, ein Dankschreiben für ihm gesandte biblische Bilder, die er bei seiner Evangelistenthätigkeit verwerten soll. Seine Zeilen lauten in wortgetreuer Übersetzung:

„Ich danke dir, Freund der Gemeine, und wir alle, welche dem Gesetz Christi unterthan sind, danken für die Bilder. Möchte ich dein Zweig sein, du mein Lehrer! Ich sagte, da ich diese Zeichen deiner Güte empfing: Ich, Elias Mzuku, bin groß in Freude! die Bilder sind Zeichen deiner großen Güte gegen unsre Brüder, die noch in der Finsternis sind. Und diese Zeichen erinnern mich, daß auch ich mich mühen soll, das Wort zu verkündigen. Ich bin noch gesund. Ich bin Elias Mzuku. Ich grüße den großen Lehrer."

Möge der Herr ferner den jungen Mann auf dem guten Wege erhalten und seinen Segen auf das Zeugnis desselben legen, der gegenwärtig in seinem Hause einen Mann und eine Frau unterrichtet, die sich als Taufkandidaten gemeldet, und sie die zehn Gebote wie die Glaubensartikel lehrt.

4. Tinana und Nxotschane.

Reise von Baziya nach Tinana vom 7.—20. November (niedergeschrieben Tinana, Montag, den 21. November). Gestern vormittag langten wir glücklich hier an voll Lobes und Dankes für die überaus gnädige und freundliche Leitung des Herrn. Unsre beiden Begleiter, Tom der Treiber, und Paulus der Leiter, thaten was sie konnten, um die Reise zu beschleunigen. Auch die Umstände, welche zunächst wie Hindernisse und Verzögerungen aussahen, erwiesen sich schließlich als zu unserm Besten gefügt. So lief am zweiten Abend einer der Zugochsen davon (und zwar, wie sich später herausstellte, nach Hause, nach Baziya) und nötigte uns, die Abfahrt am nächsten Tag bis auf 10 Uhr vormittags zu verschieben. Aber über dem vergeblichen Suchen nach ihm erfuhr Paulus, daß wir auf dem eingeschlagenen Wege in eine Moorgegend geraten sein würden, in der wir unweigerlich stecken geblieben und selbst im besten Fall nur mit großem Zeitverlust zur Umkehr gezwungen gewesen wären. Ganz dieselbe Erfahrung wiederholte sich, als an der letzten Raststelle vor dem Ziel sogar alle Ochsen das Weite suchten. Wieder auf falschem Wege kamen wir dank der während des Suchens eingezogenen Erkundigungen wieder auf die rechte Fährte. Im übrigen war unsre Reiseordnung die, daß wir, früh um 4 Uhr aufgebrochen, 6 Uhr morgens eine zweistündige Frühstücksrast machten, dann 3—5 Stunden weiter fuhren, aufs neue zwei Stunden ruhten und nach einer Fahrzeit von abermals 3—4 Stunden das Tagewerk für vollendet ansahen. Diese Zugtiere leisten wirklich Erstaunliches und befördern rascher, als man denkt. Eine solche Reise bietet in der That neben mancherlei Unbequemlichkeiten auch sehr viel Unterhaltendes und Heiteres; außerdem gewährte sie Br. Padel und mir Raum zu den eingehendsten, amtlichen Besprechungen. Und wie traulich plauderte es sich nicht, wenn wir am Abend bei brennender Laterne im Wagen saßen, während die Ochsen, an ihm festgebunden, wiederkäuend und schnaufend dalagen und Tom am prasselnden Feuer die Abendkost bereitete, Reis mit Hammelfleisch, beides dann auf der Vorratskiste im Wagen vor uns aufgetischt, die wir unsern Platz auf der Kleiderkiste hatten — eine Art von halbgesittetem Zigeunerleben! Sehr hübsch waren auch die Morgen- und Abendsegen, besonders letztere, bei denen wir Tom und Paulus abwechselnd das mir nachher stets von Br. Padel übersetzte Gebet halten ließen. Mit welchem Fluß der

Sprache, aber auch mit welcher Einfalt und Kraft riefen nicht diese schlichten Leute unsern Gott und Herrn an!*)

Der Weg führte uns zunächst über Tabase, die Außenstation von Baziya, wo sich die Gemeindemitglieder zu einer Abschiedsbegrüßung versammelt. Gerade an jenem Morgen war dem Schullehrer und Leiter dieses Ortchens, Petrus Mazwi, ein Söhnlein geboren worden. Er bat mich, es mit meinem Namen nennen und mich als Pate aufzeichnen zu dürfen, was ich mit Freuden gewährte. So besitze ich nun auch ein schwarzes Patenkind. Bis hierher hatten uns auch Geschw. Baudert mit ihren Kindern begleitet; es wurde uns gegenseitig schwer, von einander zu scheiden, wir hatten uns wirklich lieb gewonnen. Unsre Reise führte uns dann über Umtata, Tsolo, Maclear, und Mount Flecher (siehe Karte). Vierzehn Flüsse, darunter sechs größere, mußten wir durchfahren, fanden sie aber zum Glück alle passierbar. Das Wetter war das denkbar günstigste, bald etwas bedeckter Himmel, bald voller Sonnenschein und nur gelegentlich ein wenig Regen, gerade ausreichend, um die Hitze zu mäßigen. Die Landschaft, welche wir durchreisten, ist großartig schön. Man ersteigt allmählich eine Hochebene von etwa 4000 Fuß Höhe, auf welcher sich Berge von allen möglichen Formen, meist aus Sandstein, erheben. Der Weg, zum Teil eine kunstvoll angelegte, schöne Bergstraße, zum Teil ein erbärmlicher, entweder steiniger oder morastiger Pfad, umgeht die bedeutenderen Bodenerhebungen in beständigem Zickzack und führt bald bergauf, bald bergab. Hier öffnen sich Blicke in tiefe Schluchten; dort ragt eine Bergkette oder vereinzelte mächtige Häupter. Besonders erhaben war der Aufstieg am Dyemwa-Berge und am Katkopp in der Nähe des Pferdeberges, Partien, die wirklich zum großartigsten gehören, was ich je gesehen habe. Die ganze Landschaft macht den Eindruck einer ungeheuren Einöde, welche aber im einzelnen viel Liebliches besitzt. Hier bei Tinana erblickt man das mächtige Drakengebirge. Die wunderschönsten Blumen, darunter Gladiolen von zartester Form, bedecken die weiten Grasflächen. Aloe und Narzissen erglänzen in buntem Farbenschmuck. Hie und da trifft man an den Bergabhängen etwas Wald, namentlich in den sogenannten Kloofs (Schluchten), deren Blumenflor wundervoll sein soll. Was die Bewohner betrifft, so gelangten wir aus dem Tembulande, dem einzigen, dessen Insassen zum Teil noch völlig unbekleidet gehen, in das Pondoland, welches sich noch politischer Selbständigkeit erfreut. Dann

*) Vergl. Anhang: „Eine Ochsenwagenfahrt“.

betraten wir das Gebiet der Pondomisi, streiften weiter die Wohnsitze eines Bassutostammes und erreichten endlich das Hlubiland, unser Ziel. Jede dieser Völkerschaften besitzt ihre Eigentümlichkeiten in Bezug auf Häuserbau, Kleidung und Sitten. Eines Abends, wir hatten kaum ausgespannt, erschien ein Pondomisi und bat, wir möchten nach seinem kranken Kinde sehen. Es hatte die Masern, und wir konnten nicht viel mehr thun, als dem Vater einige Vorsichtsmaßregeln an die Hand geben.

Sonnabend, den 19. November, hatten wir abends glücklich den Tinafluß passiert und beschlossen, am nächsten Morgen, obwohl es Sonntag war, das letzte Stück bis Tinana zurückzulegen, gerade um den Sonntag zu seinem vollen Recht kommen zu lassen. Um 4 Uhr aufgebrochen erreichten wir den 20. November ½10 Uhr vormittags wirklich Tinana, wo uns Geschw. Hasting sehr herzlich willkommen hießen. Wir hatten gerade noch Zeit, uns zu waschen und umzukleiden, dann ging es in die Kirche. Schon unterwegs hatten wir die Leute von allen Seiten herbeiströmen sehen. Zu Beginn des Gottesdienstes stellte Br. Hasting mich den Versammelten vor und ich begrüßte sie; Br. Padel, der ja hier zwölf Jahre gearbeitet hat, that ein Gleiches, dann folgte die Predigt, die ich hielt, mich Br. Padels als Dolmetscher bedienend. Endlich richteten zwei Kirchendiener im Namen der Gemeine Begrüßungsansprachen an mich. Nach Beendigung des Gottesdienstes ein großes Händeschütteln, auch Gespräch mit einer Heidin, die in Gegenwart Br. Hastings und der Kirchendiener ihren Namen zum Taufunterricht aufgab. Dann fand die Feier des heiligen Abendmahls statt, Br. Padel hielt es, Br. Hasting und ich spendeten das Sakrament. Wie lieblich und herzerhebend ist doch der Anblick einer solchen schwarzen Gemeine in ihrer weißen Abendmahlskleidung! Man wird von einer tiefen Rührung ergriffen, und das eigne Christentum, das so wenig Schwierigkeiten kennt, kommt einem so armselig vor neben dem Bekenntnis mancher von diesen Christen, namentlich mancher Frauen, die um ihres Glaubens willen mit unendlich viel Anfechtungen und Anfeindungen zu kämpfen haben. Es war eine gesegnete Stunde. Um 3 Uhr Mittagessen. Gegen Abend machte ich mit Br. Hasting einen kleinen Gang, um die Lage Tinanas kennen zu lernen. In engem, vom gleichnamigen Flusse durchströmten Thal, auf allen Seiten von Hügeln und Bergen umschlossen, liegt es da. Wald fehlt ganz. Das gut und zweckmäßig gebaute Missionshaus und der sehr hübsch angelegte Garten befinden sich unmittelbar am Fluß. Neben dem

Wohnhaus ist noch ein Wagenschuppen und ein rundes Haus für besuchende Eingeborene errichtet. Unmittelbar hinter diesen Gebäuden steigt man 2—300 Schritt einen Abhang hinan und kommt dann zu einem sogenannten Klippkranz, d. h. einer senkrecht abfallenden Wand von Sandstein. An dem Abhang steht die etwas baufällige und der Erweiterung bedürftige Kirche, die freilich den Vergleich mit der in Baziya nicht aushält. Oben auf dem „Klippkranz" liegen das Wohnhaus des Lehrers mit der Schule und noch andere Häuser. Tinana erfreut sich auch nicht eines so großen Grundbesitzes wie Baziya, sondern nur der Grund und Boden, auf dem die eben erwähnten Gebäude errichtet sind, bildet unser Eigentum. Die Gemeindemitglieder wohnen weit zerstreut, einige müssen 3 Stunden bis zur Kirche zurücklegen. Die Schule ist hübsch angewachsen und wird von einigen 50 Kindern besucht. — Soeben waren zwei Kaffern da, der Kapitän Zuma und sein Schwager Nzunga aus Ulindi, der erstere noch Heide, der letztere als Kind getauft, dann ins Heidentum zurückgefallen, nun aber umgekehrt und von dem Wunsche erfüllt, eine Schule auf seinem Platze zu bekommen. Darüber gab es Unterhandlungen, die mit der Vereinbarung schlossen, daß er das Material zum Schulhaus, wir aber den Maurer und den Lehrer zu stellen versprachen. Unser Werk hier in Tinana ist nicht in dem Grade der Ausdehnung fähig und bedürftig wie das in Baziya, aber immerhin ist noch ein weites Feld anzubauen, und dabei kommt der Anlegung von solchen Schulplätzen eine große Bedeutung zu. Zuma, der Kapitän, ist übrigens ein alter Mann, dem wir ernst zuredeten, er selber möge sich bekehren. Seine Ausrede, er lasse ja Frau und Kinder zur Kirche und Schule gehen und wehre ihnen nicht, das sei doch wohl genug, — ließen wir natürlich nicht gelten. Wie es scheint, hält ihn indes die Furcht vor anderen von einem entscheidenden Schritte zurück. Auffällig ist es hier überhaupt, daß das Evangelium hauptsächlich unter den Frauen Fuß faßt, während nur sehr vereinzelt Männer sich zur Taufe melden. Unter den Abendmahlsgenossen befanden sich bei 60 Frauen nur 16 Männer. Die Menschenfurcht und das Kaffernbier hält das starke Geschlecht zurück, aber man darf die Hoffnung hegen, daß der Einfluß der Frauen sich allmählich immer bemerkbarer machen wird. Wenn das Volk mit Gottes Hilfe einmal wirklich christlich durchgebildet werden sollte, so dürfte es noch bedeutendes leisten. — Am Montag, dem 21. November, fand unter anderem eine Konferenz mit den vier hiesigen Kirchendienern statt, Daniel Kraai, Salomo Siglayi, Niklas Msi und Nathanael

Lubanza. Es sind alle Vertrauen erweckende Leute, vorsichtig in ihrem Urteil, ebensowenig vorhandene Schäden verdeckend als das vorhandene Gute mit vielen Lobsprüchen hochpreisend. Am eingehendsten wurde bei unserer Besprechung die Frage behandelt, warum so viel Frauen und so wenig Männer dem Evangelium sich zuwenden. Die Thatsache fällt wirklich auf; befinden sich doch unter 50 Taufbewerbern in der Regel ungefähr 40 Frauen. Es scheint, daß die Hlubimänner den Übertritt zum Christentum für etwas Unmännliches ansehen und die Meinung hegen, wer ein rechter und ganzer Mann sein wolle, müsse an den heidnischen Bräuchen, besonders an der Beschneidung, unerschütterlich festhalten. — Im Laufe des Tages trafen die Brr. Marx von Bethesda und Liebich von Ezincuka hier ein zu einer Konferenz, bei der auch vereinbart wurde, daß ich bis zum 30. Nov. hier in Tinana bleiben, dann Bethesda mit seinen zahlreichen Außenstationen besuchen und am 14. Dezember mit Br. Padel nach Silo zurückkehren sollte. — Dienstag, den 22. November, früh hatte ich eine Besprechung mit den fünf Kirchendienerinnen, denen Br. Hasting ein sehr gutes Zeugnis giebt. Sie machten in der That einen durchaus günstigen Eindruck und sprachen sich über ihr Amt wie ihre eigene Herzensstellung sehr hübsch aus. Man findet hier unter den Frauen eine ganze Anzahl, denen der Friede Gottes und die Freude an ihrem Heiland deutlich auf dem Gesicht geschrieben steht, und es ist mir noch nie so wie hier aufgefallen, wie das Christentum auch äußerlich den Menschen, sein Benehmen und Aussehen umwandelt. Man vermag hieran fast in allen Fällen sofort zu erkennen, ob man es mit Heiden oder Christen zu thun hat. — Die folgenden Tage vergingen unter Besprechungen mit den Brr. Hasting und Padel, indem wir die ganze hiesige Arbeit einer Prüfung unterzogen.

Freitag, den 25. November, waren wir in Nxotschane. Früh um 8 Uhr bestiegen wir die Pferde. Br. Hasting hatte mir ein schönes, dunkelbraunes Roß mit sehr angenehmer Gangart und von guten Sitten zugeritten, auf dessen Rücken ich mich sehr wohl befand. Das Reiten macht mir viel Freude; doch kann ich nicht leugnen, daß ich nach 4 Stunden im Sattel einigermaßen das Gefühl eines körperlich schwergezüchtigten Schulknaben hatte. Der Weg führte beständig bergauf und bergab, ja er war stellenweise so steil und halsbrecherisch, daß ich da abzusteigen und mein Pferd zu führen vorzog. Unterwegs öffnete sich ein wunderschöner Blick auf einen andern Teil des Drakengebirges als den von Tinana aus sichtbaren. Das Wetter, am Morgen recht heiß, erfuhr durch ein vorüberziehendes

Gewitter eine angenehme Abkühlung. Nach etwa zweistündigem Ritt lag das allerdings äußerst dürftige Kirchlein von Nxotschane vor uns. Sein Dach, das einzufallen droht, ist notdürftig gestützt und macht in seiner Unebenheit den Eindruck eines Kamelrückens. Das Innere, von denkbarster Einfachheit, faßt in keiner Weise die Zahl der Besucher während der Gottesdienste, da das Gemeinlein selber 120 Seelen zählt und zahlreiche Heiden sich einfinden. Hier muß gebaut werden. Als wir uns vor dem Gottesdienst ein wenig erfrischen wollten, ergab sich, daß der mitreisende Bursche den Mantelsack mit den Speisevorräten vergessen hatte. Wir mußten uns also mit einer Tasse Thee begnügen, während Häuptling Mnari, noch Heide, einen Mann zu Pferde nach Tinana sandte, um das Vermißte zu holen. Ich wünschte, ich hätte das Bild malen können, welches sich beim Gang in die Kirche uns darbot. Christen in anständiger Kleidung und mit fröhlichen Gesichtern, Heiden mit einzelnen Stücken der verschiedensten Gattung, mit alten europäischen Röcken, mit Decken von allen Farben, mit Schaffellen behangen, auf dem Kopfe die wunderbarsten Schmuckgegenstände, im Munde die Pfeife — so strömte es von allen Seiten der Kirche zu. Drin hockte die Gesellschaft teils auf den Boden nieder, teils nahm sie auf den Bänken Platz, Mnari setzte sich neben uns. Er, an dessen verschlissenem Rocke die Knopflöcher mit Leder eingefaßt waren, hatte sich zu Ehren des Tages vom Lehrer ein Paar Hosen geborgt. Ein Hund schlich sich nach Beginn des Gottesdienstes auch ein, ward von allen Seiten mit Fußtritten bedient und erhob darob ein entsetzliches Geheul und Gewinsel, was aber Aufmerksamkeit und Andacht nicht weiter zu stören schien. Im Gegenteil, es war geradezu erbaulich, wie gespannt die Leute der Predigt lauschten, die ich nach der üblichen Vorstellung über Apg. 4, 12 hielt. Nach der Predigt fand sodann eine Besprechung mit Mnari und einem andern Häuptling wegen des Baues einer neuen Kirche statt. Diese Kafferverhandlungen währen endlos. Immer wieder kehrt man zu demselben Punkt zurück, ein Bild nach dem andern muß gebraucht werden, um den Leuten die Sache klar zu machen. Was nicht breit und ausführlich behandelt ist, hat in ihren Augen keinen Wert. Nach einstündiger Besprechung waren die beiden Häuptlinge indes bereit, sämtliches Material zum Bau zu liefern, wenn wir für Thüren, Fenster, die Ausführung des Baues und den Maurer sorgen wollten. Nun wünschten die Beiden aber noch stundenlang über alle möglichen anderen Dinge zu verhandeln, und ich mußte ihnen zuletzt ordentlich die Thür weisen, um nur in den geschlossenen

Gottesdienst für die christlichen Gemeinmitglieder kommen zu können, den ich im Anschluß an 1. Joh. 5, 3 über verschiedene Fragen des christlichen Lebens wie Ehe, Kindererziehung, Mäßigkeit, Kirchenabgaben u. s. w. hielt Dann folgte ein allgemeiner Abschied, doch wollten viele zu der auf den folgenden Sonntag angesetzten Ordination Br. Hastings in Tinana' erscheinen. Inzwischen war der vergessene Mantelsack angelangt, wir konnten etwas Brot und Fleisch genießen, noch ein eingehendes Gespräch mit dem Lehrer Manasse Mlandu fand statt. Dann brachen wir auf und trafen wohlbehalten in Tinana ein.

Sonntag, den 27. November, regnete es wie den Abend zuvor fast beständig. Das bedeutet hier für die Kirchfahrt mehr als daheim bei uns. Die Tinana und Nxotschane schwollen nämlich so an, daß man sie kaum passieren konnte. Br. Liebich z. B., der mit Br. Padel von Ezincuka herüberkam (Br. Padel hatte tags zuvor dort besucht), wurde beim Durchreiten der Tinana von der Strömung erfaßt, vom Pferde gerissen und konnte nur schwimmend das Ufer erreichen. Ja, bloß mit Hilfe einiger hiesiger Leute langten sie überhaupt hier an, natürlich völlig durchnäßt. Trotz des Wetters war aber die Kirche gefüllt, manche waren 3 Stunden weit herbeigekommen, um der Ordination ihres Lehrers, Br. Hastings, beizuwohnen. Es war eine gesegnete Feier. Auch der Häuptling Zibi hatte sich eingefunden. In der Missionsstunde am Nachmittag hielt er eine originelle Ansprache. Der Lehrer Manasse Mlandu, der sie dolmetschte, will sie englisch niederschreiben, so daß sie veröffentlicht werden kann. Zibi ist eine stattliche Person, groß, wohlbeleibt, von angenehmen Manieren, gesitteter als alle Häuptlinge, die ich bisher gesehen, und dabei eine treue Stütze unseres Missionswerkes. In seinem ungefähr 250 engl. Quadrat-Meilen umfassenden Gebiet will er nur unsre Missionare zulassen. Nach jener Zusammenkunft fand ein längeres Gespräch mit ihm statt und zwar kamen dabei nicht weniger als 4 Sprachen, kaffrisch, englisch, holländisch und deutsch, die Manasse alle fließend spricht, zur Verwendung. Die interessanten, aber anstrengenden Verhandlungen währten etwa 3 Stunden. Am Abend war ich recht müde, doch konnte ich noch an dem gemütlichen Zusammensein der Brüder teilnehmen. — Montag den 28. November strahlte wieder schöner Sonnenschein, der Fluß war etwas gefallen, aber für Fußgänger leider doch noch nicht passierbar, so daß die Taufe von 11 Personen, die ich halten sollte, verschoben werden mußte. Für den auf den folgenden Tag geplanten Aufbruch nach Bethesda gestalteten sich die Aussichten aber entschieden günstiger.

Die Gemeine Tinana mit Nxotschane, um noch einen abschließenden Rückblick auf dieselben zu werfen, ist eine weithin zerstreute; bis hinauf in die Drakenberge wohnen Mitglieder. Unter den Hlubi steht es anders als unter den Tembu. Während letztere sich allem europäischen Einfluß gegenüber ablehnend verhalten, nehmen erstere nicht sowohl zum Christentum selber, als vielmehr zu der vom Christentum dargebotenen Kultur eine freundliche Stellung ein. Dies zeigt sich namentlich darin, daß sie nach Gründung von Schulen ein Verlangen tragen. Es tritt das noch mehr in Bethesda hervor, aber auch hier in Tinana wurde ich um die Anlegung einer Schule zu Xagu in den Drakenbergen angegangen. Es leuchtet ein, daß diese Schulen für den Fortgang der Missionsarbeit die größte Bedeutung haben. Auffallend bleibt indes, wie schon oben hervorgehoben worden, daß trotz alles freundlichen Entgegenkommens die Frucht der Arbeit unter den Männern gering genannt werden muß, während die Erfolge unter den Frauen sehr gesegnete sind. Nicht nur an Zahl, sondern auch an Gediegenheit des christlichen Charakters und Entschiedenheit des christlichen Wandels gebührt dem weiblichen Element durchaus der Vorrang. Welchen besonders guten Eindruck machten nicht gerade die Kirchendienerinnen Tinana's! Sie sind auch die Evangelistinnen, welche durch ihr Auftreten wie ihre Gebete in den heidnischen Kraalen für den Herrn wirken.

In Nxotschane trägt die Arbeit ebenfalls reiche Früchte; auch ein Beweis dafür ist die dringende Notwendigkeit des Baues einer neuen, größeren Kirche. In letzter Zeit scheint es sich auch auf den Drakenbergen mehr und mehr zu regen, und wir dürfen hoffen, daß die neu errichtete Schule in Xagu den Ausgangspunkt für neue, erweiterte Arbeit bilden wird.

5. Bethesda und seine Filialen.

Dienstag den 29. November, verließen wir Tinana im Ochsenwagen, nachdem wir uns von der versammelten Gemeine noch einmal verabschiedet. Geschw. Hasting mit ihren Kindern begleiteten uns noch ein Stück Weges. Wie in Baziya wurde uns die Trennung gegenseitig schwer; hatten wir doch mit einander schöne und gesegnete Tage verleben dürfen. Nach etwa vierstündiger Fahrt erreichten wir Emtumasi, die erste von Bruder Meyer in Zibi's Land errichtete Station, die indes 1878 aufgegeben wurde, als Zibi dies Gebiet infolge des Krieges von 1870 verlor. Es stimmt wehmütig, die Über-

bleibsel der alten Stationsgebäude und die Kirchenruine zu sehen; doch man kann sagen, die Mutter konnte sterben, nachdem sie in neuen Gemeinen so viel Kinder geboren. Jetzt gehört die ganze Besitzung Johannes Nakin, der sie gekauft hat. Originell wie in vielen Dingen hat Br. Meyer auch das Wohnhaus ganz in die Felsen hineingebaut, so daß diese zum Teil die Wände bildeten; ein großer Fels ragte in seine Studierstube hinein. Geschw. Liebich waren uns bis hieher entgegengekommen und begrüßten uns sehr herzlich. Nachdem wir uns umgesehen und etwas genossen hatten, setzten wir unsre Reise fort. Der Weg war stellenweise so schauderhaft, daß man lieber zu Fuß ging. Gegen Abend zog ein Gewitter auf, und ein Sturm erhob sich, doch es ging gnädig vorüber. Endlich erreichten wir die Kinicha bei Herrn Taylors Winkel (Laden), ließen unsren Ochsenwagen, da der Fluß noch nicht passierbar, bis zum nächsten Morgen auf dem diesseitigen Ufer zurück, fuhren in einem Boot am Drahtseil hinüber und bestiegen am jenseitigen Ufer die uns von Br. Ludwig Marx entgegengesandten Pferde. Er und sein Bruder Ernst (letzterer stand damals noch nicht im Missionsdienst, sondern besaß mit einem Herrn May zusammen eine Mühle, ist indes neuerdings in die Fußstapfen seines älteren Bruders getreten) kamen uns bald entgegen, und mit Einbruch der Dunkelheit erreichten wir Bethesda, wo uns Schw. Marx sehr herzlich begrüßte. —

Am Mittwoch, dem 30. November, fand ein stark besuchter Vormittagsgottesdienst statt. Die eben neu gebaute, 35 Fuß breite und 70 Fuß lange Kirche erweist sich als schon zu klein, da das Wort Gottes gerade jetzt mächtig wirkt. Obwohl sich 600 Personen in das Gotteshaus zwängten, mußten noch viele draußen stehen. Meiner Rede legte ich Eph. 2, 19—22 zu Grunde. Nach dem Gottesdienst eine schnell eingenommene Mahlzeit, dann bestiegen wir die Pferde und brachen nach Elukolweni auf. Die Wege waren zum Teil fast halsbrechend, immer bergauf und bergab, manchmal ein Geröll, daß die Pferde kaum Fuß fassen konnten, dann wieder ein Klettern von einem Felsblock zum andern und zwar an so steilen Abhängen, daß man beinahe vom Pferde rutschte. An den schlimmsten Stellen, z. B. bei Meyers Paß und vor Elukolweni, mußte man absteigen und die Tiere führen; im übrigen war die Gegend großartig, eine Berg- und Hügelkette nach der andern erhob sich vor dem Auge, und herrliche Fernblicke thaten sich auf. Zwischen den Bodenerhebungen fließt, vielfach gewunden, die Kinicha, ein schöner, breiter Fluß. Nach einem etwa dreistündigen Ritt rasteten wir und brauchten darauf noch

$2^1/_2$ Stunden, ehe wir Elukolweni erreichten. Etwa eine Stunde vorher trafen wir mit Hendrik Maqungo, dem Missionsgehilfen auf jener Station, zusammen, der uns entgegengeritten war. Er jagte uns unabsichtlich einen tüchtigen Schrecken ein. Als er nach Passieren eines Abhangs wieder das Pferd besteigen wollte, setzte es sich zu früh in Bewegung, so daß er herunterstürzte und bewußtlos liegen blieb. Doch erholte er sich nach einiger Zeit. Er ist ein tüchtiger, brauchbarer Mann, seine Frau Emma eine liebe, treue Seele. Sie hatten schon für Abendessen (das in Afrika unvermeidliche Schöpsenfleisch) und Nachtlager gesorgt. Eine längere Besprechung mit Hendrik, dann verbrachten wir auf Grasmatratzen eine recht gute Nacht. — Donnerstag, der 1. Dezember, brachte viel Arbeit. Schar auf Schar traf ein, zu Fuß, zu Pferde, auf Ochsen, Christen und Heiden, letztere in großer Anzahl. Die kleine Kirche füllte sich sofort, und obgleich der Raum vollgepfropft war und viele auf dem Boden saßen, mußte die Mehrzahl draußen vorlieb nehmen. Die Predigt hielt ich über 1. Petri 2, 9. Dann folgte eine von Br. Marx gehaltene Taufe von 13 Personen (11 Frauen und 2 Männern), die erste Heidentaufe, der ich beiwohnte. Die äußeren Umstände gestalten sich freilich nicht sehr würdevoll, ein furchtbares Gedränge, schreiende Kinder, eine entsetzliche Hitze, aber trotz alledem war mir feierlich wie selten zu Mute, und wenn mein Auge auf die weiß gekleideten Täuflinge fiel, so jubelte mein Herz. Sie waren offenbar auch tief erfaßt von dem Ernst dieser Stunde und machten einen ergreifenden Eindruck. Dann folgte eine Anzahl Kindertaufen. Die Leutlein hier wählen freilich manchmal recht eigentümliche Namen; so erhielt bei dieser Gelegenheit ein kleines Kerlchen den Eigennamen Goliath. Auf diesen Gottesdienst folgte ein anderer, nur für die Gemeinmitglieder, ich redete über 1. Petri 2, 10—12. An dem beabsichtigten baldigen Aufbruch nach Mvenyane hinderte uns der Häuptling Morosi, der noch mit uns zu sprechen wünschte. Die Verhandlungen zogen sich so endlos hin, daß ich sie abbrechen mußte mit dem Bemerken, wir müßten weiter eilen. Um $4^1/_2$ Uhr verließen wir das in einem prächtigen Thal gelegene, von hohen Bergen, namentlich dem mächtigen Dschumla umschlossene Elukolweni. Noch galt es einen dreistündigen Ritt zu machen, wir ließen die Pferde ordentlich ausgreifen. Es war schon dunkel, als wir Mvenyane erreichten. Zum Glück schien der Mond. Paulus Gwazela, der Lehrer, und seine Frau Agnes hatten uns erst für den nächsten Tag erwartet. Doch war schnell von mitgebrachten Vorräten ein Abendessen (Thee, Butterbrot, Eier) bereitet. Aus Mangel an Platz

mußten wir in der Kirche essen und schlafen, letzteres auf mit Maisblättern gestopften Matratzen, auf denen es sich aber angenehm ruhte. Freitag, den 2. Dezember, strömte die Bevölkerung von allen Seiten herbei. Das kleine Gemeinlein besteht zum Teil aus Griquas (Hottentotten), zum Teil aus Kaffern, die umwohnenden Heiden aber, deren viele unter ihrem Häuptling Kaka erschienen, zählen 1—2000. Ein Bild bot sich mir dar, wie ich es noch nie gesehen. Die Gestalten, die Trachten, die Haarfrisuren, alles war neu, interessant und eigentümlich, und die Scenen, die sich dem Auge darboten, in hohem Grade fesselnd. Die Leute, von der Kultur noch völlig unberührt, zeigten sich zutraulich und unterhaltend, aber zugleich auch völlig unpoliert in Wort und That. Es dürfte höchste Zeit sein, daß hier eine eigene Station gegründet und ein weißer Lehrer angestellt wird, da Paulus der Arbeit nicht gewachsen ist, und die Heiden immer zahlreicher zur Kirche kommen. Auch hier war das Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt, und die Mehrzahl mußte draußen stehen. Recht hinderlich war es, daß die Reden in zwei Sprachen übersetzt werden mußten, für die Griquas in die holländische, für die Kaffern in die kaffrische. Auf der einen Seite von mir, der ich über 1. Joh. 1, 7 predigte, standen die Brr. Padel und Marx und besorgten das erstere, auf der andern Seite Paulus und that das letztere. Es herrschte gute Aufmerksamkeit, aber diese Zuhörerschaft, hockend, sitzend, stehend, teils in europäischer Kleidung, teils in Decken, teils halb nackt, war eine richtige Missionsversammlung. Während ich dann noch einen Gottesdienst nur für die Gemeinmitglieder über Eph. 3, 14—21 hielt, versammelte Br. Padel draußen die Heiden und redete nochmals zu ihnen. Darauf erfolgte eine längere Verhandlung mit dem Häuptling Kaka, der mich bei der Begrüßung mit Handkuß und dadurch ehrte, daß er meine Hand auf seine Stirn legte. Sein Anliegen war hauptsächlich, daß der sogenannte Schulgrund, d. h. das von ihm der Kirche geschenkte Stück Land, vergrößert werden möchte, was aber die Regierung nicht zugeben will. Wir wissen da auch keinen Rat. Merkwürdig aber ist die Erscheinung, daß er und noch viele andere Häuptlinge, die alle noch Heiden sind, für Schule und Kirche so viel Interesse hegen. Als ich Kaka einen kleinen Taschenkamm schenkte, stieß er vor Freuden einen lauten Schrei aus und fing an, seinen Bart wieder und wieder zu kämmen, während seine Männer staunend dabei standen. Er sagte, ich hätte ihn überrascht, er habe mir einen Bock schlachten wollen; ich war froh, daß er es nicht gethan, sonst wären wir vor Abend nicht losgekommen. Als ich scherzend zu

ihm äußerte: „Kaka, ich bin zu dir gekommen, wann kommst du über das Weltmeer zu mir?" antwortete er: „Ich komme, Paulus wird mich hinüberbegleiten und dann bringe ich dir auch einen Kamm mit!" Natürlich ermahnte ich auch ihn, das angebotene Heil zu ergreifen, erhielt indes darauf keine Antwort. Nach und nach zerstreute sich die Menge, auf ihren Rossen davon jagend, daß die Decken flogen. Der Eindruck war: Welch reiches, schönes Feld echter Missionsarbeit! Ach, daß ich ein junger Mann wäre und hier für den Herrn wirken dürfte! Welch ein herrlicher Beruf hier thätig zu sein! — Etwa um 4 Uhr brachen wir wieder auf und hatten noch einen schönen zweistündigen Ritt zu machen, nach all der geistigen Anstrengung eine entschieden wohlthuende Stärkung. Die Gegend war wieder in hohem Grade fesselnd, Bergkette an Bergkette, auch mehr Wald als bei Tinana und Bethesda. Da wir uns nicht zu beeilen brauchten, konnte ich einige der schönen Blumen pflücken und bewundern. Ungefähr um 6 Uhr erreichten wir die Farm des Herrn May (des damaligen Compagnon von Br. Ernst Marx), der uns gemäß der weitgehenden, wohlthuenden afrikanischen Gastfreundschaft ohne Umstände aufnahm und freundlich beherbergte.

Sonnabend, den 3. Dezember, brachen wir um 7 Uhr auf und ritten nach Rolweni, wo eine kleine Schule sich befindet. Der Weg, zuletzt einen hohen Berg hinunter, war geradezu entsetzlich. Das Schulgebäude, ein rundes Kaffernhaus, beherbergte etwa 20 Schulkinder. Die Prüfung ergab ein recht schwaches Resultat. Der Lehrer ist ein sehr lieber und guter Mensch, aber ein schlechter Lehrer. Nach etwa 2 Stunden ritten wir weiter und erreichten um 2 Uhr wieder Bethesda. Lob und Dank erfüllte mich gegen den Herrn, der so freundlich durchgeholfen und so schöne Witterung geschenkt hatte. — Sonntag, der 4. Dezember, war nun wieder ein recht besetzter Tag. Zuerst Predigt, mit der Taufe von 13 Personen verbunden (11 Frauen und 2 Männern). Die Predigt hielt Br. Padel, die Tauffragen sprach Br. Marx, die Taufe selbst vollzog ich. Ich hatte mir die Taufformel vorlesen lassen, sie so lange selber gelesen, bis ich alles richtig aussprach (zum Glück kamen keine schlimmen Schnalzlaute drinnen vor) und freute mich von Herzen, als ich eins nach dem andern in Christi Tod taufen durfte. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, viele mußten noch draußen stehen. Eine halbe Stunde nach diesem Gottesdienst fand die Ordination des Br. Ludwig Marx statt, die auf die Gemeine sichtlich einen tiefen Eindruck machte. Dann folgten viele Begrüßungen, weiter Verhandlungen mit

den Häuptlingen Lupindo und Bubesi, die sich auch eingefunden hatten und eine Besprechung mit mir wünschten. Lupindo beklagte sich darüber, daß wir den Lehrer Ben Mazwi von hier nach Baziya versetzt hätten, und wünschte außerdem eine neue Schule in Embizeni zu erhalten. Er wollte sie bauen, wenn wir Fenster und Thüren lieferten, wozu wir uns bereit erklärten. Endlich um 3 Uhr kamen wir zum Essen. Nachher war ich so müde, daß ich ein wenig ruhen mußte. Den Abend verbrachten wir Geschwister (auch Geschwister Liebich waren von Ezincuka gekommen) sehr gemütlich und hielten eine deutsche Singstunde zusammen. Wie wunderbar ist doch der Segen und die Macht der christlichen Gemeinschaft! — Montag, den 5. Dezember, erschien Häuptling Bubesi in aller Frühe wieder und bat aufs neue um eine Unterredung. Er wollte auch eine Schule haben und erklärte sich bereit, sie unter denselben Bedingungen wie Lupindo zu bauen. Wir freuten uns dessen; denn sein Kraal und Embizeni sind für unser hiesiges Werk wichtige Punkte. Unterdessen hatten sich die Kirchendiener und -dienerinnen versammelt, und ich hielt mit ihnen eine 2½stündige Konferenz. Auch hierbei spielte die Versetzung Ben Mazwis eine große Rolle. Dann ließ ich mir von jedem einzelnen seine Arbeit genau beschreiben und richtete schließlich eine Ansprache an sie alle. Die Evangelisationsarbeit ist hier wohlorganisiert und in gutem Zuge. Daher schreibt sich auch das erfreuliche Wachstum der Gemeine. Immerhin vermag ein weißer Missionar die Arbeit auch in diesem Bezirk fast nicht zu bewältigen. Ein Gebiet von etwa 640 englischen Quadratmeilen wird von etwa 7000 Seelen bewohnt, unter denen aber nur 1032 Christen sich befinden. Wirkliche Missionsarbeit im eigentlichen Sinne des Wortes giebt es noch unsäglich viel hier. — Den Nachmittag benutzte ich zum Schreiben und schließlich zu einem kleinen Spaziergang an den Ufern der schönen Kinicha. — Dienstag, den 6. Dezember, Kircheinweihung in Magadla. Um 7 Uhr brachen wir bei schönstem Wetter zu etwa dreistündigem Ritte auf. Ganz herrlich war auf halbem Wege von einer Anhöhe herab der Blick auf die Drakenberge mit ihren kühnen, spitzen Formen. In Magadla ist John Mlandu als Missionsgehilfe angestellt. Die Gemeine mehrt sich recht, und das Feld scheint ein hoffnungsreiches zu sein. Die Station liegt im Gebiet des Häuptlings Manguazela, der auch noch Heide ist, aber auf seine Schule große Stücke hält. Eine große Menge Menschen, der Mehrzahl nach Heiden, hatte sich eingefunden. Erst wurde vor der alten Kirche, einem runden Hause, nach Gesang eines Verses ein Gebet gesprochen, dann zogen wir zur

neuen Kirche. Herr Griffith, der Baumeister, übergab den Schlüssel mit einigen Worten an Br. Marx, der ihn mir reichte; ich schloß auf, indem ich einige Bibelworte sagte. Unter dem Gesang des Liedes (kaffrisch): „Nun danket alle Gott" traten wir ein. Es ist ein nettes Kirchlein, 50 Fuß lang, 20 Fuß breit, etwa so groß wie das in Tinana. Bänke sind noch nicht vorhanden, sondern alles kauerte auf dem Boden. Bald war der Raum ganz gefüllt, und nachdem Br. Marx einen liturgischen Eingang beendet, hielt ich ein Gebet und vollzog die Weihe. Gleich darauf machte ein Hund, der sich eingeschlichen, auf unangenehme Weise sich bemerkbar und wurde schließlich hinausbefördert, ohne daß es indes die Aufmerksamt gestört hätte. Dann hielt Br. Padel die erste Predigt über die Tagestexte. Nach einer kurzen Pause folgte eine freie Zusammenkunft, deren Zweck es war, Geld für den Kirchenbau zu sammeln. Dabei ging es recht originell zu. Die Kirche füllte sich wieder ganz, hauptsächlich mit Heiden, Manguazela an der Spitze. Br. Marx legte nun Rechenschaft über den Kirchenbau ab und forderte zum Geben auf. Manguazela hatte nicht die Männer, sondern die Weiber für diesen Tag gerufen; weil im Augenblick Mangel herrscht, sollen die Männer erst nach der Ernte an die Reihe kommen. Auf dem Rednertisch standen 2 Teller, und nun kam eins nach dem andern und warf seine Gaben auf denselben. Manche spendeten 1 Pfd. St. (20 M.). Aber die Gabe wurde stets in lauter kleinen Münzen entrichtet; es ist nämlich üblich, daß mit großem Geschrei von einem Eingeborenen der Betrag der Gabe ausgerufen wird, wobei sich allgemeines Händeklatschen erhebt; je mehr einzelne Stücke der Einzelne spendete, desto mehr Klatschen erntete er. Manche verkündigten, daß sie einen Ochsen, ein Schaf, ein Pferd opferten. Der und jener gab erst für sich, dann für seine Frau, endlich für seine Kinder. Und thut der Kaffer alles mit viel Worten und gewaltiger Stimme, so fehlte es bei dieser Kollekte erst recht nicht an Eifer und Lärm. Das Eigentümlichste aber an dieser ganzen Sache war der Umstand, daß die Geber fast alle aus Heiden bestanden. Nach Beendigung dieser Zusammenkunft konnte ich endlich die Gemeinmitglieder herbeirufen lassen, sie begrüßen und einige Worte im besonderen an sich richten. Da es noch mancherlei mit Mlandu zu besprechen gab, blieben die Brr. Padel und E. Marx in Magadla zurück, während Br. L. Marx und ich auf scharfem Ritt (denn ein Gewitter drohte) unter Donner und Blitz nach Bethesda eilten. Am Abend noch Beratungen mit Br. L. Marx. — Mittwoch, den 7. Dezember, fand noch eine „große Kirche" statt,

wie man hier sagt. Nachdem Br. Marx 2 Personen konfirmiert hatte, hielt ich eine längere Abschiedsrede über Eph. 5, 25—27. Nachher galt es noch 400 Hände zu schütteln. Den übrigen Teil des Tages füllte Schreiben und Konferenzen mit den Brr. Padel und Marx aus. Auch nahm ich ein Bad in der dicht am Hause liegenden Schwefelquelle, die in Deutschland Bethesda bald zum berühmten Badeort machen würde. — Donnerstag, den 8. Dezember. Heute habe ich noch die Schule zu besichtigen und mit Br. Marx allerlei zu besprechen, dann ist meine Arbeit hier gethan, und wir können morgen noch Ezincuka aufbrechen. — Freitag, den 9. Dezember, erschienen noch die Kirchendiener zum Abschied, dann bestiegen wir, d. h. die Brr. Marx, Br. Padel und ich, die Pferde und brachen auf. Es ging durch die Kinicha. Von der Höhe des jenseitigen Ufers warf ich den letzten Blick auf das gesegnete Bethesda, den Mittelpunkt eines Arbeitsfeldes, so ausgedehnt und gesegnet, daß Br. Marx allein es auf die Dauer nicht bewältigen kann. Die Station liegt in einem verhältnismäßig weiten, von der Kinicha in vielfachen Windungen durchflossenen Thal. Am Rande des erhöhten Flußbettes sind die freundlichen Missionsgebäude errichtet, weiter oben die wirklich schöne neue Kirche, die aber leider aus Sparsamkeitsrücksichten keinen Turm besitzt. Die Glocke hängt hinter der Kirche an einem sehr einfachen, ja dürftigen Gestell. Weiter unten am Fluß haben fremde Leute eine Mühle und einen Verkaufsladen errichtet (Abbildung siehe: Missionsblatt der Brüdergemeine, Jahrgang 1894, Aprilheft!). Hier wie in Tinana bildet der Fluß häufig ein Hindernis für die Kirchfahrt, manchmal müssen die Leute, die 2 bis 3 Stunden weit zum Gottesdienst oder zum Unterricht gekommen sind, unverrichteter Sache wieder umkehren, weil der Fluß zu angeschwollen ist, um hinüber zu gelangen. Könnte man nur hier und in Tinana eine Überfahrt mit Drahtseil herstellen, wie sie hier allerwärts für die Post geschafft worden ist. Eine solche würde etwa 400—500 M. kosten. Vielleicht findet sich einmal jemand, der dafür seine Hand aufthut (das ist in der That geschehen bald nach der ersten Veröffentlichung der Reisebriefe, indem eine Dame und ein Herr in Schweden durch freigebige Geschenke dem Mangel an beiden Orten abhalfen). Nach etwa einstündigem Ritt verließen uns die beiden Brüder Marx, die uns begleitet, und wir gelangten zunächst nach Entumasi. Nach kurzer Rast und Begrüßung der alten Friederike, einer Verwandten von Joh. Nakin, weiter reitend, erreichten wir eine Höhe und erblickten 2 Reiter, offenbar ausgestellte Vorposten, die schleunigst in

der Richtung von Ezincuka verschwanden. Bald darauf begrüßten uns 10 Männer zu Pferde; gefolgt von ihnen erklommen wir eine felsengekrönte Höhe. Hinter dem Gestein kam Häuptling Zibi mit etwa 20 Mann hervor, alle in einer langen Front die Pferde hinter sich führend. Vor mir machten sie halt, begrüßten mich mit einem dreifachen Hip, hip, hurra! und stiegen auf, so daß ich nun an der Spitze einer stattlichen Kavalkade von 30 Mann weiter ritt. Bald stießen wir auf die Schuljugend und einen Teil der erwachsenen Gemeine, die mich mit Gesang begrüßten und dem Zuge sich anschlossen. Endlich dicht vor Ezincuka stand der übrige Teil der Gemeine, an ihrer Spitze Johannes Nakin, ihr eingeborener Geistlicher. Erneuter Gesang und Begrüßung. Schön singen die Kaffern, doch stimmen sie die Verse in einer Höhe an, zu der eine europäische Kehle sich nicht hinaufzuschwingen vermag. Endlich konnte ich Geschwister Liebich begrüßen; Br. Liebich weilt hier, um wie in Bethesda die neue Kirche zu bauen. Über Gesprächen mit den Geschwistern, einem Besuche bei Zibi in seinem nahegelegenen Kraal und Vorbereitungen auf den nächsten Tag verging rasch der spätere Nachmittag und Abend. — Sonnabend, den 10. Dezember fand nun die feierliche Grundsteinlegung zum neuen Gotteshause statt. Durch die Erfahrungen in Bethesda gewitzigt will man es 12 Fuß länger, d. h. also 82 Fuß lang und 35 Fuß breit aufführen. Die alte Kirche ist allerdings längst zu klein und in jeder Beziehung unzulänglich. Auch Geschw. Hasting und Br. L. Marx hatten zu der Feier sich eingefunden. Nach Gesang eines Verses redeten die Brr. Liebich, Hasting, Padel und J. Nakin je einige Worte, Br. Hasting verlas die Urkunde, die in den Grund gemauert wurde, dann hielt ich ein Gebet und that unter Berufung auf Jes. 28, 16 die 3 ersten Hammerschläge. Die übrigen Brüder sowie die Kirchendiener und Zibi folgten meinem Beispiel. Während des Gesanges einiger Verse kamen die Leute herbei und legten Gaben auf den Grundstein nieder oder versprachen Beiträge zum weiteren Bau.

Etwa 10 Pfd. St. (200 M.) kamen ein. Es war herrlich auf der Höhe zu stehen, hinter sich die Berglehne, vor sich das Thal mit seinen jenseitigen Höhenzügen, um sich die zahlreiche aufmerksame Gemeine, versammelt zur Grundsteinlegung einer für hiesige Verhältnisse so großen Kirche. Der Herr selbst baut sich hier seine Gemeine, und wenn dieselbe auch nicht makellos ist, so waltet doch unverkennbar die Kraft des Geistes in ihr. An die Feierlichkeit schloß sich eine eingehende Konferenz mit den Kirchendienern, an welcher auch Zibi teil-

nahm. Jene hatten mir bei meiner Ankunft einen Brief übergeben mit verschiedenen Fragen und Bitten. Die Verhandlungen bekundeten auf erfreuliche Weise, daß diese Leute mit innerer Hingabe ihren Dienst verrichten. Nach echter Kaffernart machte Zibi mitten in den Verhandlungen seinem Herzen durch eine originelle Rede Luft, der Hauptsache nach eine Klage darüber, daß ihm Br. Padel genommen worden wäre. Als wir ihm sagten, seine jetzigen Lehrer Hasting und auch J. Nakin könnten nach seinen Worten auf den Gedanken kommen, er sei mit ihnen nicht zufrieden, erwiderte er, das sei gar nicht seine Meinung; indes nun sei der Bischof da und werde mit den Lehrern eine große Konferenz halten, eine solche habe aber stets eine große Versetzung der Lehrer im Gefolge, er befürchte also, ich würde ihm wieder die Lehrer wegnehmen, da habe er vorbeugen wollen. Ich ließ ihm daraufhin sagen, er möge ohne Sorgen sein, seine Lehrer sollten ihm verbleiben, er sei aber offenbar ein „Schlauberger“, wie wir im Deutschen uns ausdrückten. Diese Bezeichnung schien ihm sehr zu schmeicheln, er lachte herzlich. Zibi ist ein prächtiger Mensch und dabei ein treuer aufrichtiger Christ, wie seine ernste, stille Frau Maria. Wir müssen von Herzen dankbar sein, einen solchen Häuptling im Hlubilande zu haben. Ich habe ihn gebeten, seine Lebensgeschichte, die des Interessanten offenbar viel enthält, dem Br. Liebich zu erzählen, damit sie aufgezeichnet und wenn möglich einem weiteren Kreise zugänglich gemacht werden könne. — Spät erst kamen wir an diesem Tage zum Mittagessen. Nach demselben hatte ich eine längere Besprechung mit J. Nakin; ich gewann ihn von Herzen lieb und wünschte nur, wir hätten viele Eingeborene wie ihn, die wir auf Grund ihres Glaubens und Wandels zu Geistlichen ordinieren könnten. Freilich muß auch namentlich über die äußere Stellung dieser eingeborenen Geistlichen größere Klarheit geschaffen werden. Sonntag, den 11. Dezember, den dritten Advent, hielt ich die Predigt über das Evangelium Matth. 11, 2—10. Bist du der, der da kommen soll? Ist Jesus wirklich der rettende Heiland, nach welchem die Menschen sich sehnen? — Eine große Schar von Christen und Heiden war herzugeströmt, und da die alte Kirche sie nicht gefaßt hätte, hielten wir die Predigt im Freien. Auf den Stufen des von Br. Liebich bewohnten Hauses stand ich, neben mir auf einer Kiste Br. Padel als Dolmetscher, vor uns im Grase, auf Bänken und unter den sie beschattenden Ochsenwagen lagerte die Menge, die sich musterhaft aufmerksam und still verhielt. Nach einer kleinen Pause richtete ich eine längere Ansprache an die Gemeinmitglieder über das Wort: Ihr seid

Gottes Hausgenossen!, und nahm dann Abschied von ihnen. Ein wiederum ziemlich verspätetes Mittagessen, dann ein kleiner Spazierritt mit den Brr. Liebich und Hasting, den ein aufziehendes Gewitter aber leider sehr verkürzte. Den Abend verbrachten wir im Kreise der Geschwister und erbauten uns am Gesange deutscher Verse. Montag, den 12. Dezember, fand nun eine Konferenz mit sämtlichen eingeborenen Missionsgehilfen statt. An derselben nahmen teil: die Brr. Padel, Hasting, Liebich und Marx, wie die eingeborenen Mitarbeiter: J. Nakin (Ezincuka), Hendrik Maqungo (Elukolweni), John Mlandu (Magadla), Paulus Gwazela (Mvenyane) und Manasse Mlandu (Nxotschane). Es war eine schöne, und ich darf hoffen, gesegnete Zusammenkunft. Die Gegenstände, welche wirklich brüderlich offen und gründlich besprochen wurden, betrafen einmal die äußere Stellung unsrer eingeborenen Hilfsarbeiter und dann die Anforderungen, welche wir nach den verschiedenen Seiten hin an sie stellen müßten. Ich glaube, allseitig befriedigt beschlossen wir die Besprechung, welche für die beabsichtigte allgemeine Missionskonferenz in Silo manch brauchbares Material zu Tage förderte. Am späteren Nachmittag fanden längere Verhandlungen mit 2 Leuten statt, die mich durchaus sprechen wollten. Der eine, ein Mann aus Magadla, beschwerte sich über J. Mlandu; doch ließ sich die Sache leicht schlichten, und ich übergab Br. Marx, dem zuständigen Lehrer, die Angelegenheiten zu endgiltiger Regelung. Der andere war einer der ausgewiesenen Siloer Rebellen (siehe Missionsblatt der Brüdergemeine, Jahrgang 1891, Novemberheft, Seite 325 u. d. f.!), welcher Friede zu machen wünschte. Die Verhandlung war lang und nicht leicht. Gott weiß, wie weit der Mann es aufrichtig meinte; jedenfalls unterschrieb er zum Schluß eine Erklärung, daß er die Lehrer um Vergebung bitte und sich von den Rebellen ganz lossage. Kurzer Gang auf eine Anhöhe hinter Ezincuka und Besichtigung einer wunderschönen Grotte mit Farrenkräutern und Schlinggewächsen. Den Abend saßen wir zum letztenmal gemütlich zusammen, die Nacht ward schon im Ochsenwagen verbracht. Dienstag, den 13. Dezember, früh galt es, dem schönen Kafferlande Lebewohl zu sagen. Meine Arbeit hier war zu Ende. Reich gesegnet waren mir die hier verbrachten Tage, und mit inniger Freude werde ich stets an sie zurückdenken. Land und Leute, die Gemeinen und ihre Lehrer habe ich von Herzen lieb gewonnen. Der Herr segne diese Gefilde und die dort verrichtete Arbeit!

Die Gemeine Bethesda und ihre Außenstationen, das sei noch in einem kurzen, zusammenfassenden Urteil ausgesprochen,

stellen, was ihre Pflege betrifft, beständig im Steigen begriffene Anforderungen. Kaum eine unserer Gemeinen ist gegenwärtig in einem so fröhlichen Aufblühen wie Bethesda. Nicht bloß die dort im Jahr 1892 neuerbaute Kirche erweist sich, wie schon oben erwähnt wurde, schon jetzt als zu klein, sondern auch auf den Außenstationen steht es ähnlich; ja in diesem Bezirk allein habe ich die Erlaubnis zum Bau von 6 neuen Schulen geben müssen. An Elukolweni hat sich noch eine Arbeit in Rolweni geschlossen, und doch genügt an ersterem Ort der Raum in der Kirche kaum; in Mvenyane mehrt sich die ursprüngliche Griqua-Gemeinde zusehends durch neu hinzutretende Kaffern; in Magadla habe ich die neue Kirche eingeweiht.

Dabei zeigt das Christenleben in diesen Gemeinen einen frischeren und thatkräftigeren Charakter als in andern. Es ist unverkennbar, daß die unermüdliche und anregende Arbeit des Br. Marx vom Herrn reich gesegnet wird. Immerhin würde der Fortschritt aber nicht so erfreulich sein, wenn ihm nicht mehrere amtlich eingesetzte Missions-Gehülfen und außerdem eine Schar treuer Männer zur Seite ständen, die als freiwillige Evangelisten eine eifrige Thätigkeit entfalten. Namentlich die Kirchendiener, unter ihnen besonders Wilm Ndaba und Jan Ndao, zeichnen sich aus. So macht Bethesda unter all unsern südafrikanischen Missionsgemeinen den bei weitem erfreulichsten und lebendigsten Eindruck, wenn die Schattenseiten — heidnisches Unwesen — auch hier keineswegs fehlen.

Die Gemeine Ezincuka wird von dem eingebornen Geistlichen Johannes Nakin bedient. Trotz mancher Schwächen, die namentlich früher bei ihm zum Vorschein kamen, macht Johannes doch den Eindruck eines treuen und wahren Christen, wie eines innerlich überzeugten Mitgliedes unserer Brüder-Kirche. Sein Christentum ist ein kindliches aber festes, er lebt mit seinem Herrn. In seinem Amt zeigt er sich gewissenhaft, er geht den Seelen mit treuer Sorgfalt nach, hält auch auf Zucht und Ordnung in der Gemeine. Ein Arbeiter in unserm europäischen Sinn ist er aber nicht, er faßt sein Amt rein geistlich auf; alle Arbeit dagegen, die sich auf äußere Ordnungen und Satzungen bezieht, z. B. die Führung der Kirchenregister kann er nicht leisten, sondern überläßt sie ruhig dem Missionar, dem er unterstellt ist. Er bat auch dringend, ihm nie eine ganz selbständige Stellung anzuweisen, weil er einer solchen nicht gewachsen sei; unter seinen Landsleuten scheint er entschieden Achtung und Vertrauen zu genießen.

Die Gemeine Ezincuka ist in lieblichem Aufblühen begriffen. Sie erfreut sich des Vorteils, den Häuptling Zibi und seine gottes-

fürchtige Frau Maria zu ihren Gliedern zu zählen. Im übrigen muß ich gestehen, daß ich von dieser Gemeine ein weniger deutliches Bild habe, da ich sie nur zweimal versammelt sah und mit nicht gerade vielen ihrer Mitglieder einzeln sprechen konnte. Jedenfalls empfand sie große Freude über die Grundsteinlegung ihrer neuen Kirche. Auch in ihr scheint frisches Leben sich zu regen, wenn auch vielleicht nicht in dem Maße wie in Bethesda.

6. Von Silo nach Gosen und Engotini.

Über die Ochsenwagenreise von Ezincuka bis Silo, vom 13.—21. Dezember, nur ein paar kurze Bemerkungen! Dem Herrn sei Lob und Dank, sie war eine beispiellos kurze und glückliche, was wir gewiß den vielen Gebeten zu danken haben, die hier und drüben für uns aufgestiegen. Wir passierten 18 Flüsse, von denen nur 2 überbrückt waren. Bloß an einem Abend und an einem Morgen hatten wir Regen, an dem einen Sonntag lagen wir den Tag über still, hielten am Vormittag unsern Gottesdienst und legten nur am Abend ein kleines Stück zurück. Ganz wunderbar schön und großartig war am Schlangenfluß der Blick auf die Kette der Drakenberge. Auch der Kala- und Onesipaß und der Mackayneck am Umtscheko bilden herrliche Partien. Das ganze Land ist eine großartige Gebirgslandschaft, Bergkette an Bergkette, dazwischen wellenförmige Thalbecken, die sich meist durch große Fruchtbarkeit auszeichnen. Schade nur, daß, abgesehen von den Gebirgsschluchten mit ihrem wunderschönen Gehölz, so wenig Wald vorhanden. Die Sitte, das Gras jährlich ein- oder zweimal abzubrennen, verhindert bekanntlich die Verbreitung jenes. Mittwoch, den 21. Dezember, erreichten wir ungefähr um 8 Uhr Queenstown, wo wir eine Karre vorfanden, die uns hierher nach Silo führte. Vom 26.—30. Dezember gedenke ich, so Gott will, in Gosen, vom 31. Dezember bis 5. Januar in Engotini zu verweilen, vom 9.—19. Januar kommt Silo selber an die Reihe, dann folgt die allgemeine Konferenz.

Auch in Silo verbrachte ich die Zeit vom 21.—25. Dezbr. Von den mancherlei Besprechungen vor dem Feste erwähne ich kurz eine, die Freitag, den 23. Dezember, stattfand, mit den Kirchendienern und Aufsehern. Wir behandelten in dieser Sitzung nur die Angelegenheit der Ausgewiesenen, welche, Gustav Stoffels an der Spitze, eine Adresse an mich gerichtet haben, in der sie um eine Unterredung bitten (weiter unten näheres über sie). Ich habe sie auf

den 8. Januar 1893 beschieden, glaube aber nicht, daß viel dabei herauskommen wird. Es giebt hier in Silo manche recht schwierige Verhältnisse, aber ich hatte auch bereits Gelegenheit zu sehen, daß der Herr hier auch treue Seelen hat, die ein Salz der Gemeine sind und nach Entfernung jener Rebellen ihren Einfluß, wie ich hoffe, mehr geltend machen werden. Am Abend hielt ich einen Vorbereitungsgottesdienst auf Weihnachten. Sonnabend, den 24. Dezember. Die abendliche Feier der Christnacht war wunderschön. Voll gedrängt war die große Kirche, der Sängerchor machte seine Sache gut; auch die etwa 200 Kinder, die mit ihren Lichtlein in der Hand einen lieblichen Anblick gewährten, sangen ganz reizend. Als ich so vor dieser großen Schar von braunen und schwarzen Mitchristen saß und sie mit heller Stimme die Weihnachtslieder singen hörte, da ging mir das Herz auf vor Freude. Ja, der Welt-Heiland ist geboren, der, dem alle Kniee sich beugen sollen, der auch diese Schar mit all ihrer Schwachheit und Sünde durch sein Blut erkauft und zu einer heiligen Gemeine Gottes gemacht hat. Was Mission und Missionsarbeit ist, was das heißt: der Heiland der Welt ist geboren — ich wenigstens habe erst jetzt, da ich die Missionsarbeit mit eigenen Augen schaue, es zu verstehen angefangen. — Als wir aus der Christnacht zurückkamen, hatten mir die Geschwister in meiner Stube einen Dornstrauch mit Lichtern aufgeputzt; darunter lagen allerhand afrikanische Geschenke, die mich sehr erfreuten. Und wenn mir auch im Gedanken an den Christbaum daheim und euch, meine Lieben, die Thränen in die Augen traten, so war mein Herz doch fröhlich in meinem Heiland und in der Gemeinschaft mit den Geschwistern, die mir so viel Liebe beweisen. Den weiteren Abend verbrachte ich dann bei Geschw. Padel. Sonntag, den 25. Dezember. Ein Deutscher, der zu Weihnachten an Schnee und Eis gewöhnt ist und ein afrikanisches Christfest mitfeiert, muß sich allerdings immer wieder aussprechen: Es ist wirklich Weihnachten! Vor meinem Fenster blüht über und über ein haushoher Kaktus; an demselben schlingt sich eine üppig blühende Passionsblume empor, und daneben steht ein Oleander in voller Pracht. Die Pfirsiche, Aprikosen, Birnen und Äpfel reifen. Die Sonne glänzt strahlend und sengend am wolkenlosen Himmel, die Vögel singen im Pappel- und Eichbusch, daß es eine Wonne ist. In meiner Stube krabbelt eine gefangene Schildkröte herum, und vor der Christnacht habe ich im Fluß ein erquickendes Bad genommen. So gestaltet sich im äußeren ein Weihnachten hierzulande. Meine Gedanken weilen natürlich in diesen Tagen besonders viel zu Hause, und ich wünschte,

ich könnte von all der Pracht euch, die ihr in Schnee und Eis vergraben seid, etwas abgeben. — Vormittags ½10 war holländische, ½11 Uhr kaffrische Predigt. Diese Zweisprachigkeit erschwert hier immer wieder die Arbeit, und doch ist nicht abzusehen, wie man dem abhelfen kann, so lange noch Kaffern und Hottentotten vermischt unter einananden wohnen. Eine Anzahl holländischer Boeren besuchte auch die Predigt, doch war ihr Benehmen nicht gerade sehr erbaulich. Es ist wirklich herzbetrübend, welch verächtliche Behandlung die hiesigen Weißen immer wieder den Schwarzen zu teil werden lassen. — Wie schon im Kaffernland fiel mir auch hier in diesen Tagen wieder auf, wie nett und sauber die Leute sich für die Kirche anziehen, mögen sie im Alltagsleben auch manchmal zerfetzt und unsauber einhergehen. Hier in Silo könnte man sogar beinahe sagen, daß einzelne des Staates etwas viel machen. Jedenfalls aber nehmen sich diese schwarzen Frauengestalten in ihren reinen, weißen Kleidern sehr gut aus. — Gegen Abend hatte ich noch hohen Besuch vom Häuptling Ungubele, freilich einer gefallenen Größe; denn er wurde seiner Zeit abgesetzt, als er an einem Aufstand teilgenommen. Er weilt wahrscheinlich hier, um einen Siloer, den er für einen seiner Mannen hält, zu brandschatzen. Nachdem er Pfefferkuchen und Tabak erhalten, redeten wir ihm noch zu Herzen, und er schien nicht ganz unempfänglich.

Montag, den 26. Dezember*) gegen 9 Uhr vormittags bestiegen Br. Padel und ich die „Karre", um nach Gosen (der von den Kaffern nach einem Flusse „Waku" genannten Station) zu fahren. Der erste Teil des Weges bis nach Hilton Church war derselbe wie auf der Reise nach Baziya. Hinter Wittlesea geht es, nachdem man den Klipplaat passiert, einen hohen Berg hinauf, von dessen Spitze man eine wundervolle Aussicht genießt: unten das Siloer Thal, rings umher von allen Seiten Berg an Berg, kegelförmige, tafelförmige, und zerrissene Schluchten in bunter Abwechslung. Hat man hinter Hilton die Höhe erklommen, so erblickt man am Fuße des Windvogelberges Gosen, braucht aber noch mehr als 1 Stunde, um es zu erreichen. Etwa 30 Minuten vor der Station kam uns Br. Sonnenburg mit einer Anzahl Reiter zur Bewillkommnung entgegen. Als wir in das Dorf einfuhren, begrüßten uns die Leute zum Teil mit lautem Freudengeschrei. Es gewährt einen prächtigen Anblick, wenn man die ansteigende Straße hinauffährt und vor sich die schöne,

*) Anmerkung: In englischem Gebiet liegen unsre südafrikanischen Missionsstationen; da weiß man bekanntlich nichts von einem zweiten Weihnachts- (Oster- und Pfingst-) Feiertag. —

mit nettem Vorbau versehene Kirche, dahinter die Missionshäuser, liegen sieht. Gosen ist überhaupt ein wahrer Garten Gottes, falls es genug Regen giebt. Leider mangelt es daran nicht selten, und im Januar und Februar soll die ganze Natur bisweilen wie verbrannt aussehen. Ich traf es zum Glück in der Beziehung günstig. Die schönen großen Dornbäume, unter denen die Niederlassung versteckt liegt, standen in voller Blüte. Im Garten des hübsch eingerichteten Missionshauses, des nettesten, was ich hier überhaupt gesehen, wuchsen in üppiger Fülle Apfelsinen, Feigen, Granaten, Pfirsiche, Aprikosen, eßbare Maulbeeren, Äpfel, Birnen u. s. w. Hinter den Missionsgebäuden erhebt sich der Windvogelberg, oder eigentlich 2 Berge, zwischen denen sich der Weg in die Kloof hineinwindet. Der eine dieser Berge stürzt in steilen, gewaltigen Felsabsätzen zu Thale. An diesen Felsen, deren Höhlungen einst den Buschmännerrn zu Wohnungen gedient, sah ich zum erstenmal die bildlichen Darstellungen von Menschen, Ochsen, Pferden, Antilopen, Pavianen, Flußpferden und Elefanten, welche sie hinterlassen haben. Entsetzlich sind die Menschen, meist gut und naturgetreu sind die Tiere ausgefallen. Wunderbar, daß diese Höhlenbewohner, die keinen Feldbau kannten, sondern nur von Wurzeln und Wild sich nährten, so viel Kunstsinn besaßen! Und nicht minder erstaunlich ist es, daß die schwarzen und roten Farben, deren sie sich bedienten, bis jetzt dem Einfluß der Witterung widerstanden. — Wieviel des Interessanten und landschaftlich Schönen es um Gosen aber auch geben mag, so mußte ich mich zu meinem Leidwesen bei der Kürze der Zeit auf meine eigentliche Aufgabe beschränken. — Am Abend begrüßte ich die Gemeine im Gottesdienst und redete zu ihr über Psalm 118, 26.

Dienstag, den 27. Dezember, hielten wir eine lange Konferenz mit den Kirchendienern über allerlei wichtige Fragen. Die älteren Missionsgemeinen, so auch Gosen, haben einen zähen und schweren Kampf zu kämpfen gegen heidnische Sitten, Bräuche und Anschauungen. Die Mitglieder dieser Gemeinen bestehen meist nicht aus Leuten, die mit klarem Bewußtsein aus dem Heidentum zum Christentum übergetreten sind und mit voller Entschiedenheit ersterem den Abschied gegeben haben, sondern sie werden zum weitaus größten Teil von Kindern christlicher Eltern gebildet, die nun, sofern die Gnade sie nicht tiefer ergreift, wieder nach dem Heidentum zurückschielen. Beschneidung, Ausschweifungen im Genusse von Kaffernbier und fleischliche Versündigungen sind die bösen Früchte dieser Richtung. Doch ist auch in Gosen, dem Herr sei Dank, die Arbeit des Geistes Gottes unverkennbar. — Abends hielt ich eine Predigt über Matth. 7, 21.,

Mittwoch, den 28. eine Missionsstunde und Donnerstag, den 29. Dezember einen Abschiedsgottesdienst im Anschluß an 1. Joh. 1, 5—7. — Diese Tage waren im übrigen ganz besetzt mit allgemeinen und mit mehr privaten Besprechungen. Leute mit den verschiedensten Anliegen erschienen. Es nahm gar kein Ende. Besonders lieb war mir, daß Josua Lockwe, der alte Störenfried Gosens, sich auch einfand und mir erklärte, er wolle jetzt Frieden um jeden Preis haben und sich allen Ordnungen unterwerfen. In einer Versammlung der Kirchendiener und Aufseher wurde sehr eingehend und ernst mit ihm geredet und ihm erklärt, wenn er wirklich Frieden wolle, so müsse er das Stück Land, welches er sich widerrechtlich angeeignet, wieder herausgeben. Man sah, wie schweren Kampf ihn das kostete, aber schließlich rief er aus: „Ich will um jeden Preis Frieden, ich gebe das Land auf!" Ob er es wirklich ganz ernst meinte, er, der sich und andere so oft getäuscht, kann ich nicht beurteilen, das muß erst die Folge lehren. Indes es schien jedenfalls so, und er sah an dem Tage und am folgenden Morgen beim Abschied sehr glücklich und fröhlich aus. Wir müßten dem Herrn von Herzen dankbar sein, wenn jener wirklich ein anderer würde. — Als wir am letzten Abend beim Essen saßen, brachten die Leute unter lautem Geschrei eine große, goldgelbe Puffotter herbei, die sie soeben erlegt. — Noch hole ich nach, daß der Lehrer Willy Mazwi mir zu Ehren in den Gottesdiensten mehrere Chorstücke zum besten gab und auch seinen Bläserchor blasen ließ. Die Kaffern sind entschieden sehr musikalisch, doch möchte ihr Geschmack noch mehr gebildet werden. Freitag, den 30. Dezember, früh verließen wir Gosen und erreichten Silo, beide etwas müde und abgespannt. Sonnabend, den 31. Dezember, nachmittags 4 Uhr bestieg ich die Karre, die Br. Stephan, der in Engotini stationierte Missionar, mir gesandt, um mich zum Besuche dieser Missionsgemeine abzuholen. Nach etwa 5/4stündiger Fahrt war der sehr nett gelegene Ort erreicht. Er ist seiner Zeit von Br. Meyer noch auf Siloer Grund und Boden angelegt worden. Der durch den sogenannten „Grant" Silo zugesprochene Landstrich besitzt nämlich eine sehr große Ausdehnung. Am östlichen, durch den Klipplaatfluß begrenzten Ende desselben liegt Silo selber, am entgegengesetzten westlichen Engotini. Zu Engotini gehört aber noch die Außenstation Oxkraal oder New-Hope, jenseits des Flusses Oxkraal und außerhalb Siloer Gebiet gelegen. Diese Tochtergemeine ist in einer sogenannten „Lokation", d. h. auf einem den Eingeborenen zu ausschließlicher Benutzung vorbehaltenen Stück Land errichtet. Solche weißen Ansiedlern

verschlossene „Lokationen“ werden nach besonderen Gesetzen verwaltet. Die Fahrt nach Engotini bot nichts Ungewöhnliches. Allüberall Berge und zwischen ihnen ein wellenförmiges Land, hier „Ebene“ genannt. Ein so liebliches und farbenreiches Bild wie vor ein, zwei Monaten bietet die Landschaft nicht mehr, Gräser und Blumen sind aus Mangel an Regen vertrocknet. Nur die sehr verbreiteten Dornbäume beleben die Landschaft. Ihr Laub ähnelt dem der Akazie, doch ist es viel feiner und zierlicher; die Blüten von starkem Geruch bilden kleine, gelbe Kugeln, mit denen der Baum wie übersät ist; ihre Zweige sind mit langen Dornen bedeckt, die, noch jung, wie lackiert aussehen. — Engotini liegt in einer Vertiefung, erst als wir ganz nahe waren, wurde es sichtbar. Bei weitem nicht so groß wie Silo besitzt es doch eine schöne, eben erst erneuerte Kirche, an welche die Schule ganz angebaut ist, so daß letztere bei Raummangel für kirchliche Zwecke mit benutzt werden kann. Mit Geschw. Stephan, die mich aufs herzlichste begrüßten, verbrachte ich den Sylvesterabend in brüderlichem Gespräch; wir gedachten auch unsrer fernen Lieben. Sonntag, den 1. Januar 1893, kamen die Brr. Padel und van Calker von Silo herüber, ersterer mein treuer Dolmetscher, letzterer, um Br. Stephan bei seiner Ordination die Teilnahme der Geschwister in Silo auszusprechen. Zur Predigt, die ich über Psalm 23, 1 hielt, war die ganze Gemeine von Engotini und New-Hope (Oxkraal) so zahlreich herbeigeströmt, daß die Kirche ganz gefüllt war. Nachher sammelten sich alle um das Missionshaus, stimmten einen Vers an und beglückwünschten uns zum neuen Jahr. Nachmittags 3 Uhr fand unter allgemeiner Teilnahme die Weihe Br. Stephans zu einem Presbyter statt. Ein genußreicher Abendspaziergang schloß den schönen Tag; Montag, den 2. Januar, mit den Brr. Padel und Stephan Besprechungen über die äußeren und inneren Verhältnisse der Gemeine, wie Besichtigung ihrer Baulichkeiten und Einrichtungen. Dienstag, den 3. Januar bestiegen wir um 9 Uhr vormittags die Karre, um in New-Hope einen Besuch zu machen. Der Oxkraalfluß war aber so angeschwollen, daß wir einer nach dem andern auf einem unsrer Karrenpferde, welches der treue Kirchendiener Stephan führte, durch den schmutzigen Fluß reiten mußten. Jenseits auf der Höhe erwartete uns die versammelte Gemeine, die Schulkinder an der Spitze. Die Kirche, nicht so besetzt wie Sonntags, war immerhin ganz gefüllt. Sie ist entschieden zu klein, auch recht baufällig und ein Neubau um so nötiger, als die Kirchfahrt sich stetig mehrt. Von dem nötigen Baukapital 1—200 Pfd. St. (2—4000 M.) sind freilich

erst 8 Pfd. St. (160 M.) beisammen. Ich predigte über den Lehrtext Phil. 1, 10. 11. Eine Anzahl Heiden, zum Teil noch ganz „rote", war auch anwesend. Unter den noch roten Kaffern war mir besonders eine Frau aufgefallen, die geradezu unheimlich aussah. Wie ihre heidnischen Landsleute, aber mit besonderem Erfolg, hatte sie ihr Gesicht mit einer ganz feuerroten, die Augenlider und -brauen aber mit blaßroter Farbe bestrichen. Kommen dann noch, wie ichs früher bei einer anderen Frau sah, schwarzgefärbte Lippen dazu, so ist die Kaffernschönheit fertig, wenn dieselbe freilich auch nicht ganz unsern Begriffen entspricht. Da fällt einem immer wieder wohlthuend auf, wie das Christentum bei seinen Bekennern auch bald äußerlich umgestaltend einwirkt. Freilich kann man auch unter den bekleideten Kaffern, namentlich unter den Männern, Gestalten sehen, bei deren Anblick man denkt, die heidnische rote Decke stand euch doch besser als euer zerrissener europäischer Anzug. Auch ist nicht zu leugnen, daß diese heidnische Bekleidung mit einer Decke gesünder war, als die jetzt beliebte mit dünnen europäischen Baumwollstoffen. Die Decke konnte je nach Bedürfnis und den Witterungsverhältnissen entsprechend bald dicht zusammengezogen, bald lose umgehangen werden, sie diente ebenso zur Erwärmung wie zur Abkühlung. Dazu kam, daß von dem mit fettiger roter Erde eingeriebenen Körper das Wasser ablief; jetzt trägt der Kaffer bei der hier sehr wechselnden Witterung stets dieselbe leichte Kleidung, und wird er naß, dann ist er übel dran. Da er sich endlich allmählich an europäische Genüsse (z. B. Kaffee) gewöhnt, so nimmt es nicht wunder, daß der Gesundheitszustand gegen früher sich verschlechtert hat. Doch wird vielleicht mit der Zeit hierin wieder eine Besserung eintreten, und es ist jedenfalls erfreulich zu sehen, wie nett und sauber sich die Leute stets zur Kirche anziehen. Bei der Anfertigung von Kleidern zeigen die Kaffernfrauen großes Geschick und im allgemeinen guten Geschmack. So schreiend bunte Stoffe, wie sie bei den Negern üblich, sieht man selten. — Nach der Predigt nahmen wir von dem Gemeinlein Abschied und waren ungefähr um 1 Uhr wieder in Engotini. Die Thätigkeit in dem etwa eine halbe Stunde entfernten New-Hope ist eine hoffnungsreiche und dient dem Missionar in Engotini zu entschiedener Aufmunterung. Besprechungen, dann ein Gang durchs Dorf. Ein solches zu beschreiben ist nicht leicht. Meistens bewohnen die Kaffern noch ihre runden Hütten, nur die Wohlhabenderen fangen an sich viereckige Häuser nach Art der Europäer zu bauen. Solche Hütten, wenn auch verschieden an Größe, halten gewöhnlich 5—7 Meter im Durchmesser (die Hütte

des Häuptlings Zibi, die größte, die ich gesehen, etwa 15 Meter Durchmesser). Nachdem der kreisförmige Grund gelegt ist, werden Seitenwände von etwa 1½ Mannshöhe darauf aufgeführt. Sie bestehen aus Steinen oder Rasenstücken oder aus einem Rutengeflecht, das mit Lehm überkleidet wird. Auf diesem runden Unterbau ruht nun das Dach, das von einem ganz künstlich gemachten Sparrwerk gebildet wird, bald flacher, bald spitzer zuläuft und mit Gras gedeckt ist. Jede Familie benutzt meist mehrere solcher Hütten als Wohnung und eine als sogenanntes Kosthaus (Speisekammer). Diese Hütten zusammen nennt man einen „Kraal", bezeichnet aber ebenso jene von Steinwällen umgebenen Plätze, auf welchen das Vieh für die Nacht zusammengetrieben wird. Die echte Kaffernhütte hat nur eine Öffnung, die Thür, die aber den Eintritt nur gebückt gestattet. Erst neuerdings bürgern sich hie und da freilich noch sehr kleine Fenster ein. In der Mitte der Hütte ist die Feuerstelle, auf der die Glut eigentlich nie ausgeht. Da der Rauch nur durch die Thür entweichen kann, so ist die Hütte immer davon erfüllt, und eingetreten muß man sich sofort setzen, sonst hält man es nicht aus. Den Augen der Kaffern scheint dieser Rauch nichts anzuhaben; denn sie sehen vorzüglich. Manche Hütten sind überraschend nett gehalten und mit Wandschränken, die in die Seitenwände eingelassen sind, mit Geschirrbrettern und Bildern versehen, andere mit Farbe getüncht, wieder andere ganz roh. Am Tage stehen zusammengerollt auf einer Seite die Matten, welche bei Nacht als Lager dienen. Manche Hütten, namentlich bei den Hlubi, haben noch einen nicht überdachten Vorbau, der vor dem Winde schützt und im Sommer als Kochstelle dient. Unsre Missionsstationen Silo, Gosen, Engotini bestehen nun aus einer Anzahl solcher Hütten, die in Zwischenräumen errichtet sind und Straßen bilden (Silo hat ihrer etwa 2—300, Engotini 50—100). Kinder tummeln sich auf der Straße, Schweine schweifen überall umher, Alte sitzen rauchend vor der Hütte, Weiber stampfen den Milis*). Hinter Engotini erheben sich natürlich wieder höhere Berge, unter denen sich zwei Kuppen auszeichnen; Br. Meyer hat die eine Kühnskoppe, die andere Kölbingskoppe genannt, Bezeichnungen, die sich aber bis jetzt beim Volk noch nicht recht eingebürgert haben.

---

*) Im Gegensatz zu diesen geschlossenen Stationsgemeinen besitzen unsre Missionsgemeinen im eigentlichen Kaffernland keinen eigenen Grund und Boden sondern deren Mitglieder wohnen stundenweit rings herum zerstreut. Baziya ist gleichsam ein Mittelding zwischen beiden; es besteht aus einer äußerlich zusammenwohnenden Gemeine und aus zerstreut wohnenden Mitgliedern.

Mittwoch, den 4. Januar, widmete ich der Schule. Das ganze hiesige Schulwesen kommt einem deutschen Schulmann äußerst mechanisch vor. Die geforderte, papageienhafte Erlernung der englischen Sprache, ohne daß sie die Kinder später verstehen oder sprechen können, drückt der Schule den Stempel gedankenloser Dressur auf; immerhin erweisen sich die Kaffernkinder als fähige und begabte Schüler, die im Lesen und Rechnen verhältnismäßig recht gutes leisten. Disziplinarische Nöte scheinen selten vorzukommen. Meist steht dem verheirateten Schullehrer noch eine „Schulaja" (eingeborene Lehrerin) zur Seite, deren einige sehr tüchtig sind. Der Lehrer in Engotini, Joseph Mtombeni, ist ein netter, strebsamer junger Mann. Der Herr erhalte ihn auf gutem Wege! Gerade mit den Lehrern giebt es hier manche recht traurige Erfahrungen. — Am Nachmittag ein kleiner Ritt in eine Kloof, schöner Blick einerseits auf hohe, steile Felswände, andererseits auf eine großartige Gebirgslandschaft. Interessante und herrliche Aussichtspunkte findet man hier überall; wenn nur mehr Wald da wäre! — Am Abend fand die Abschiedsversammlung statt, ich legte meiner Rede 1. Joh. 4, 19 zu Grunde, hatte eine sehr aufmerksame Zuhörerschaft und hoffe, daß mein Wort nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ist. —

Im Blick auf die Gemeinen Gosen und Engotini mit Oxkraal bemerke ich noch abschließend: Die Gemeine Gosen ist ebenfalls nicht unberührt geblieben von den Siloer Wirren. Josua Lockwe, der reichste Mann daselbst, hat im Zusammenhang damit lange Zeit eine gegensätzliche Stellung zu den Missionaren eingenommen, aber neuerdings nach einer von ihm selbst gesuchten Versöhnung in etwas eingelenkt. Auch die in diese Gemeine immer wieder eindringende Sitte der Beschneidung hat dem Missionar viel Not gemacht. Wirklich hervorragende Männer unter den Kirchenältesten fehlen. Auch der Lehrer Mazwi, ein sonst zuverlässiger Mann, scheint nicht weit über den Kreis seiner Schule hinaus zu wirken. So steht der Missionar in seinem Kampfe ziemlich allein da. Einen neuen Geistesfrühling möchte man auch dieser Gemeine wünschen.

Die seiner Zeit von Br. H. Meyer gegründete Gemeine Engotini steht wohl ungefähr auf derselben Stufe wie Silo. Es fehlt ihr entschieden an frischem, geistlichen Leben, und wenn sie auch nicht äußerlich in die Unruhen der Nachbargemeine verwickelt worden ist, so ist ihren Mitgliedern eine innere schädliche Beeinflussung durch dieselben nicht erspart geblieben. In den von mir hier gehaltenen Gottesdiensten gab sich eine tiefere Bewegung als in manchen andern

Gemeinen kund. Doch ist in Engotini noch weniger als in Silo von einer missionierenden Thätigkeit unter den umwohnenden Heiden zu spüren, obwohl die Gelegenheit dazu auf der Lokation Oxkraal unmittelbar vor der Thür liegt; nur der Helfer Stephanus verrichtet solche Arbeit. Es scheint mir für beide Gemeinen eine Lebensfrage, daß sie wieder zu solcher Thätigkeit erwachen.

Nun habe ich alle Gemeinen der östlichen Provinz besucht; vor der Konferenz bleibt nur noch die Arbeit in Silo selber zu thun übrig, vielleicht die allerschwierigste. Der Herr gebe dazu besondere Gnade!

Sonntag, den 8. Januar. Verbrachte ich die letzten drei Tage mit schriftlichen Arbeiten und Konferenzen, so hielt ich heute vormittags die Predigt und abends die Gemeinestunde. Beide Reden hatte ich holländisch niedergeschrieben und las sie ab. Br. Padel dolmetschte für den kaffrischen Teil der Zuhörer. Nach der Predigt war die Taufe von zwei Erwachsenen, am Nachmittag machte ich Besuche in einzelnen Häusern.

7. In Silo selber.

Woche vom 8.—15. Januar 1893. Diese ganze Woche habe ich zur Bewältigung der vielen hier in Silo vorgefundenen Arbeit, die mich zum Teil innerlich sehr bewegt hat, verwendet. Ehe ich aber ein wenig davon erzähle, eine etwas genauere Beschreibung von Silo selber! Stelle dir eine Ebene vor, von etwa einer Stunde Breite und zwei bis drei Stunden Länge, zum geringeren Teil bebaut, zum größeren mit Gras und vereinzelten Dornbäumen bestanden, eine Ebene aber, die stellenweise von kleineren hügelförmigen Erhebungen unterbrochen wird; denke dir weiter diese Ebene auf allen Seiten von bald niedrigeren, bald höheren Bergen (etwa 1000—3000 Fuß) eingeschlossen, so hast du ein Bild von der Gegend, in welcher Silo liegt! Sie gewährt einen ganz anderen Eindruck als die Umgebung von Gnadenthal mit ihren geschlossenen Gebirgsketten. Hier erheben sich nur Gruppen von einzelnen Bergen mit meist abgerundetem Haupte, doch kommen auch kühnere Formen vor. Wunderschön ist z. B. die Hanglip im Norden, die alle näher liegenden Berge überragt und in schroffen Felsabhängen emporsteigt. Hier um Silo fehlt auch gänzlich der Wald. Die Grasflächen im Thal, die ganz verdorrt waren, beginnen infolge des Regens sich wieder grün zu färben, werden aber wohl kaum wieder so schön und saftig werden, wie im Kaffernland während des Frühlings.

In der südöstlichen Ecke dieser Ebene liegt nun Silo, dicht am Klipplaat, der nach Osten und Südosten die Grenze des Stationsgebietes bildet. Bekanntlich lag Silo früher ein wenig südlicher, mußte aber der steten Überschwemmungen wegen verpflanzt werden. Die Missionsgebäude bilden den südöstlichsten Teil des Ortes. Da ist zuerst das sogenannte große Missionshaus für zwei Familien mit einem Gärtchen davor, daran stößt ein Haus für die dritte Missionsfamilie und den Winkel (Kaufladen), dann folgt die alte Schmiede und das „Rathaus", ein stolzer Titel für ein einfaches Lehmhaus, in welchem Missionare, Kirchendiener und Aufseher sich zu Beratungen versammeln, letztere auf dem Lehmfußboden sitzend, falls sich auf den wenigen niedrigen Bänkchen kein Platz mehr findet. Auf der andern Seite des großen Missionshauses, aber durch den Weg zur Mühle davon getrennt, liegt die Vorsteherwohnung, ebenfalls mit einem niedlichen Garten davor. Dicht hinter den Missionshäusern stehen zwei Küchen, und etwa 200 Schritt davon am Klipplaat die Mühle. Vor den erwähnten Gebäuden breitet sich der Kirchenplatz aus, den auf der Nordseite die Kirche selber, auf der Ostseite Gärten, auf der Westseite ein Arbeitslokal des Mühlbruders wie Küchen und Häuser der Eingeborenen einnehmen. Die Missionswohnungen, wenn auch einfach und beschränkt, sind recht nett; überall herrscht Sauberkeit und deutsche Gemütlichkeit ohne Luxus. Der Raum hinter den Häusern nach Süden und Osten zu bis an den Klipplaat wird von dem Gottesacker (mit Gräbern der Wilhelmine Stompjes und zweier Frauen von Br. Bonatz), wie von Eichwald und Pappelgebüsch eingenommen. Hier sieht man, daß an sich Wald in Afrika prächtig gedeihen kann und daß es sich lohnt, ihn anzupflanzen; hier ragen stattliche Eichen und Pappeln, durch Selbstbesäung immer mehr sich ausbreitend. Weiter entfernt schließen dann im Süden und Südwesten der Himmelfahrtsberg und der Spangenberg das Bild ab. An der Wasserleitung (Mühlschlote) hin, die, um den nötigen Fall zu erzielen, eine halbe Stunde oberhalb Silo beginnt, sind lauter Trauerweiden gepflanzt, die eine ansehnliche Höhe erreicht haben und gut gedeihen; dort gehe ich am liebsten spazieren, weil man da etwas Schatten findet. Westlich von der Mühle liegt der große Garten. Vom Missionsplatz in nördlicher Richtung ausgehend, gelangt man in das Dorf der Eingeborenen, Hottentotten und Kaffern, etwa 7—800 an Zahl. Es macht nicht den freundlichen Eindruck wie das ganz im Grünen liegende Gnadenthal, und das zwar aus dem Grunde, weil hier die Gärten weit draußen am Fluß angelegt sind,

während die Häuser kahl, ohne Gesellschaft von Baum und Strauch, sich aus dem Boden erheben. Hier wehen auch oft Staubwinde, die den Staub von den Bergen, wie bei uns die Schneewehen, zusammentreiben. In Silo stößt man überall auf solche Staubhügel, die sich allmählich mit Gras bedecken. Auch liegen die Kraale, die Zufluchtsstätten des Viehs für die Nacht, mitten im Dorf. Endlich bestehen die Wohnungen, wie schon früher bemerkt, zum größten Teil aus runden Kaffernhütten, vor deren Eingang meist eine im Halbkreis aufgestellte, geflochtene Schutzwand errichtet ist. Man sieht aber auch schon eine ganze Anzahl viereckiger Häuser, ganz nach Art und Weise der Gnadenthaler gebaut. Einige davon, z. B. die von Johannes Beck und Joseph Mbuya, sind wirklich hübsch und auch inwendig wohnlich eingerichtet. Bis jetzt haben es eben nur die fleißigsten Einwohner des Ortes zu solchen Behausungen gebracht.

Meine Arbeit in dieser Woche bestand hauptsächlich in Besprechungen mit den Brüdern über die äußeren und inneren Angelegenheiten des Missionswerks, in langen Verhandlungen mit den Aufsehern und Kirchendienern und in Ansprachen sowohl an den hottentottischen als an den kaffrischen Teil der Gemeine, in denen ich auch auf die äußeren Angelegenheiten der Station einging. Gehört das alles nicht in die Reisebeschreibung, so will ich doch über eine wichtige Angelegenheit ausnahmsweise eine Mitteilung machen.

Silo hat wie bekannt jahrelang schwer gelitten unter den Zettelungen einer unzufriedenen Gesellschaft, welche das der Station als solcher und im ganzen von der Regierung gegebene Land in einzelne Parzellen zerlegt und an die Einzelnen verteilt zu haben wünschte und außerdem keine Abgaben zahlen wollte. Ebenfalls bekannt ist, wie diese Aufsätzigen, nachdem man sie vergeblich lange Jahre getragen, ermahnt, gebeten und belehrt hatte, endlich verklagt werden mußten, worauf sie von Gerichtswegen aus Silo ausgewiesen wurden. Das geschah im Juni 1891. Selbstverständlich ist das innere Leben der Gemeine während und auch nach dieser Zeit nicht vorwärts, sondern rückwärts gegangen. Denn auch nach jener Ausscheidung gab es noch Unzufriedene und mit den Missionaren Zerfallene, welche Not und Sorge genug bereiteten. Endlich hatten jene Ausgewiesenen immer prophezeit, ich werde, wenn ich käme, ihnen recht geben und sie wieder mit Ehren nach Silo zurückführen. So erwartete man hier meinen Besuch mit einer gewissen Spannung und zwar auf beiden Seiten. Die Ausgewiesenen hofften auf Wiederannahme, die gutgesinnten und treuen Gemeindemitglieder, ein Joseph

Mbuya und Johannes Beck an der Spitze, die während der ganzen Zeit unentwegt zu den Missionaren gestanden, bangten davor, daß ich den Ausgewiesenen zu weit entgegenkommen würde. Die von den letzteren nach meiner Rückkehr aus Kafferland erbetene Unterredung hat nun am 9. Januar abends stattgefunden. Auch ich sah derselben mit einiger Sorge und Spannung entgegen; denn die Lage hätte sich recht schwierig gestalten können, wenn die Leute in aufrichtiger Reue um Vergebung und Wiederaufnahme gebeten hätten. Vergeben hätte man ihnen ja gern, gegen ihre Wiederaufnahme erklärten Aufseher und Kirchendiener sich einstimmig und wohl mit gutem Grunde, da die Begnadigten auf die Dauer doch nicht würden Ruhe gehalten haben. Es kam aber ganz anders, als wir alle erwartet. Von aufrichtiger Reue, von einer Bitte um Verzeihung war gar keine Rede, sondern sie erhoben Anklagen wider die Missionare und verlangten, daß ich dieselben in ihrer Gegenwart wegen ihrer Ausweisung zur Rechenschaft ziehen sollte. Als ich ihnen erklärte, davon könne gar keine Rede sein, weil die Missionare in vollem Einverständnis mit „den großen Lehrern“ gehandelt hätten, da wußten sie nicht was sagen und ergingen sich in allen erdenklichen Anklagen gegen die Missionare. Meine Versuche, sie auf den richtigen Weg zu bringen, nämlich dazu, daß sie um Verzeihung bäten, mißglückten; mein Hinweis darauf, daß ja das Gericht die Sache entschieden und sie sich selbst dieses Urteil zuzuschreiben hätten, meine Erinnerung an die jahrelang bewiesene Geduld und Nachsicht der Missionare waren völlig vergeblich. Die armen Verblendeten, sie konnten einem von Herzen leid thun, aber ich mußte dem einen Kirchendiener recht geben, als er sagte, die Worte Matth. 13, 14 und 15 seien an ihnen in Erfüllung gegangen. Mir ist völlig klar und ausgemacht: Diese Leute waren nicht zu belehren, und sollte Silo nicht einfach zu Grunde gehen, so mußte der Handel in der gegebenen Weise zum Austrag kommen und sie entfernt werden. Jetzt dürfen wir hoffen, daß Silo wieder innerlich erstarken und daß wieder Friede einziehen werde, zumal der Herr auch Gnade gegeben hat, daß zwei andere angesehene Stationsbewohner, die, auch in diesen Handel verflochten, mit den Missionaren in Konflikt geraten waren und das Abendmahl nicht mehr besuchten, nach einer längeren Verhandlung mit mir öffentlich vor den Aufsehern und Kirchendienern erklärt haben, sie bäten um Frieden und wollten in allen Dingen treu zu den Missionaren und der Gemeine stehen. Der Herr gebe, daß es ein rechter Friede werde, und segne nun die so lange gestörte und beunruhigte Gemeine! — Was andere Ver-

handlungen mit den Aufsehern und Kirchendienern betrifft, so hat es mir sehr wohlgefallen, wie offen und deutlich diese Leute ihre eigenen Fehler und Sünden erkannten und bekannten. Aus den gemachten Hausbesuchen gewann ich auch den Eindruck, daß viele in Silo noch ein gutes Salz sind. Namentlich gefallen haben mir Joseph Mbuya und Johannes Beck, treue Christen und entschiedene Leute bei manchen Fehlern, die gewiß auch sie haben. Ich könnte noch eine Anzahl anderer nennen, die mir ebenfalls einen guten Eindruck hinterlassen haben. Das Werk in Silo ist gewiß ein schwieriges und oft ermüdendes. Von der ich möchte sagen jugendlichen Begeisterung, welche die aufblühenden Gemeinen im Kaffernland dem Besucher ohne weiteres einflößen, ist die Arbeit hier nicht getragen, und es war kein guter Griff, daß man bei der Anlegung von Silo Hottentotten von Enon herüberbrachte. Die Verhältnisse würden einfacher und gesunder sein, wenn man nicht Vertreter dieser so verschiedenen Nationalitäten zusammen gespannt hätte. Aber gerade diesen Schwierigkeiten gegenüber gilt es sich auszusprechen, daß die Arbeit hier in Silo noch wichtiger und nötiger ist als jene im Kaffernland; auch fühlt man sich durch diese Schwierigkeiten ins Gebet getrieben und von der Leitung des Herrn in besonderem Maße abhängig.

Freitag, den 13. Januar, habe ich mit den Brüdern van Calker und Ludzuweit den Spangenberg bestiegen und einen schönen Blick in die umliegende Gebirgswelt gehabt.

Montag, den 16. Januar, nachmittags, machten wir, d. h. die ganze hiesige Missionsfamilie und ich in deren Gesellschaft, einen Ausflug nach den Buschmannshöhlen in Wittlesea. Die Schwestern mit den Kindern und Ayas (Dienstmädchen) fuhren im Ochsenwagen, während wir Brüder ritten. Diesmal hatte mein Pferd die Freundlichkeit, sich gesittet zu betragen, während es das letztemal vorzog, mich durch Geltendmachung seines Eigenwillens in verschiedene Verlegenheiten zu bringen. Der Ausflug war wirklich ein wohlgelungener. Die Höhlen liegen am Klipplaat und die überhängenden Felsen, der rauschende Fluß, die reiche Pflanzenwelt geben zusammen ein schönes Bild. Dazu kam, daß die allgemeine Stimmung eine sehr gemütliche, heitere war. Am Abend nach der Rückkehr hielt ich dann noch dem holländischen und tags darauf dem kaffrischen Teil der Gemeine Missionsstunde.

Mittwoch, den 18. Januar, hatte ich noch die letzte Besprechung mit den Aufsehern und Kirchendienern. Damit war meine eigentliche, Silo selbst betreffende Arbeit in der Hauptsache beendet.

Nur noch eine Hauskonferenz und ein Abschiedsgottesdienst — was ich beides erst nach Schluß der allgemeinen Missionskonferenz zu erledigen gedenke!

Mein Urteil fasse ich schließlich dahin zusammen: Die Gemeine Silo hat in den letzten Jahren schwere Zeiten durchgemacht, was nach dem vorhergehenden ganz verständlich sein wird. Als eine besondere Gnade des Herrn darf ich es bezeichnen, daß es mir gelungen ist, auch die besseren Elemente, die gleichwohl infolge der Streitigkeiten mit den Missionaren zerfallen waren, wieder zur Umkehr und zum Friedensschluß zu bringen. Wie schwer aber auch das innere Leben der Gemeine geschädigt und die Arbeit der Missionare seitens der Rebellen geflissentlich gehindert worden ist, so kann man trotzdem auch von einem Segen dieser Zeit sprechen, insofern sie manchen zu einem entschiedenen Frontmachen gegen die Verführung gebracht hat. Ein gutes Zeichen war es jedenfalls auch, daß die Vertreter der Gemeine in der Konferenz einstimmig erklärten, sie wünschten unter keinen Umständen Wiederzulassung der Ausgewiesenen. Nun, nachdem das letzte Wort in dieser Sache gesprochen ist, dürfen wir hoffen, daß sich die Gemeine in Frieden wird bauen dürfen, wenn auch das Zusammenwohnen von Kaffern und Hottentotten, das nun einmal nicht zu ändern ist, stets mancherlei Schwierigkeiten mit sich bringen wird.

Der Kirchenbesuch ist ein guter; doch ist der Stand der Sittlichkeit niedriger, als man nach der Dauer der Arbeit erwarten sollte. Kafferbier und Fleischessünden machen viel Not. In der Konferenz befinden sich zwei Männer, die schon genannten Joseph Mbuya (Kaffer) und Johannes Beck (Mischling), entschiedene, christliche Charaktere, die in der Gemeine Gutes wirken.*) Auf meinen Wunsch hin ist in Silo die sogenannte Wyke-Einrichtung, d. h. die Einteilung in bestimmte Bezirke, deren jeder der Pflege je eines bestimmten Missionspaares zugewiesen wird, eingeführt worden und scheint sich gut anzulegen. — Silo bedarf entschieden jetzt einer doppelt treuen Arbeit seitens der Missionare, wozu der Herr ihnen Herz und Gabe verleihen wolle.

Die allgemeine Missionskonferenz begann Donnerstag, den 19. Januar, und dauerte bis Sonnabend, den 28. Januar. Schon am Dienstag (dem 17.) waren die Brüder Ludwig und Ernst Marx nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, die ihnen die angeschwollenen Flüsse bereiteten, zu Pferde eingetroffen. Mittwoch (den 18.) langte Br. Baudert von Baziya nach sehr be-

*) Letzterer scheint leider in letzter Zeit sich weniger zu bewähren.

schwerlicher Postfahrt an, ebenso Geschw. Stephan von Engotini und Sonnenburg von Gosen. Die Brr. Hasting und Liebich erschienen erst am 22., J. Nakin gar erst am 25. Januar, vielfach aufgehalten durch die übervollen Flüsse; wir hatten zu unserm großen Bedauern ohne sie unsre Beratungen beginnen müssen. Unsere Sitzungen fanden statt von 9—½11 und von 11—½1 Uhr vormittags wie von 3—5 Uhr nachmittags. Leid thut es mir, daß ich infolge mancherlei Arbeit außerhalb der Sitzungen nicht soviel mit den Brüdern zusammen sein konnte, wie ich gern gemocht hätte. Unser Verkehr war ein sehr angenehmer, ja mehr als das; wir spürten, daß der Herr sich zu unsern Beratungen in Gnaden bekannte. Sie waren getragen von dem Geist der Offenheit und Brüderlichkeit und durchweht von heiligem Eifer für das Werk des Herrn. Der Stoff erwies sich als ein so umfangreicher, daß wir eine Anzahl Anträge noch zu genauerer Nachberatung und Ausarbeitung verschiedenen Kommissionen überwiesen haben, deren drei gewählt wurden. Es erfordert eben Zeit, wenn man zu klaren, festumgrenzten Bestimmungen über die Stellung der eingeborenen Mitarbeiter, wenn man zu allgemein maßgebenden Grundsätzen über sehr verschiedenartige Schul- und Kirchen-Angelegenheiten gelangen will. Montag, den 30. Januar, machte ich den feierlichen Schluß der Konferenz mit einer längeren Ansprache, in der ich den Brüdern das Bild des Apostels Paulus als Vorbild eines rechten Missionars vorführte. — Die Abende verbrachten wir meist zusammen in bald ernstem, bald heiterem brüderlichem Verkehr. Ein solcher in wirklicher Eintracht verbundener Brüderkreis ist doch etwas Unschätzbares. Der Herr erhalte unsern Boten den Geist brüderlicher Liebe und Offenheit, der unter ihnen herrscht! Soviel über diese wirklich köstliche Konferenz!

Nun noch einige nicht damit zusammenhängende Einzelheiten aus diesen ganzen Tagen! Sonntag, den 22. Januar, fand die Ordination der Brr. Padel und Richter statt, und es war schön, daß derselben so viele Amtsbrüder beiwohnen konnten. Auch die Gemeine fand sich zahlreich ein. Zuerst sang der Chor recht gut das Mendelssohnsche: „Kommt, laßt uns anbeten," eine längere holländische Ansprache an die Gemeine folgte, die Br. Baudert Satz für Satz ins Kaffrische übertrug. Dann richtete ich in deutscher Sprache meine Rede an die zu ordinierenden Brüder, verwundert über die Aufmerksamkeit der farbigen Gemeine, die doch kein Wort davon verstand. Statt der bei uns eingeführten, aber hier noch unbekannten Doxologie nach der eigentlichen Weihe sang wieder der Chor und zwar das Bortnianskische „Heilig" so schön und ausdrucksvoll, wie ich es kaum

je in Deutschland gehört. Wir alle waren innerlich tief ergriffen. Es ist wirklich staunenswert, daß Schw. van Calker, welche die Chormusik leitet, mit den wohl musikalischen, aber der höheren Tonkunst fremden Eingeborenen solche Erfolge erzielt. (Sie gab mit ihrem Chor auch einige Tage später noch ein ganzes geistliches Konzert, das sich sehr gut in Deutschland hätte hören lassen können und dort ganz gewiß Anerkennung gefunden haben würde.) — Nach dem Mittagessen machten wir uns alle zu Pferde und zu Wagen nach Engotini auf den Weg. Dort sollte nämlich das neue, mit der Kirche verbundene Schulgebäude eingeweiht werden. Ich bestieg diesmal den „Kollberg", ein Pferd von Bethesda, das sich recht gut ritt. Von Geschw. Stephan sehr herzlich aufgenommen, begaben wir uns bald vor die Kirche. Nach einem Gesang und einigen Worten Br. Stephans öffnete ich die Thür, indem ich einige kaffrische Worte, die mir Br. Stephan niedergeschrieben, mehr stammelte, als sprach, ob von den Kaffern verstanden, war mir freilich zweifelhaft. Nur mühsam gewöhnt sich eine deutsche Zunge an die bei den Kaffern so beliebte Häufung von Konsonanten, von den Schnalzlauten erst gar nicht zu reden. Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeit folgte wieder die Darbringung von Gaben zur Bestreitung der Baukosten. Dabei ging es ähnlich wie in Magadla, nur etwas gesitteter, aber für einen Europäer doch immer noch afrikanisch verwunderlich genug zu. So trat z. B. während der Chor und nicht gerade in gedämpften Tönen einen Gesang vortrug, ein Mann, der von etwas schweren Begriffen zu sein schien, mit seinem Geschenk von drei Schafen auf und wollte den Chor überschreien. Eine Zeit lang rangen die Stimmen der Sänger, die des Ausrufers und die derjenigen, welche ihn zum Schweigen bringen wollten, in hartem Kampf mit einander. Br. Stephan durfte übrigens mit dem Ertrag der Kollekte zufrieden sein, obwohl ein Teil der Gemeine durch das Steigen des Ochskraalflusses am Erscheinen verhindert war; die Gekommenen brachten für ihre Verhältnisse recht reichlich dar. Der Ritt nach Silo zurück im Lichte der scheidenden Sonne, welche die Berge mit herrlichen Farben übergoß, war köstlich. — Montag, den 23. Januar, waren die aus Silo ausgewiesenen Ruhestörer wieder da, um — so vermutet vielleicht jemand — um nun, endlich mürbe geworden, sich Verzeihung zu erbitten? O nein, weit gefehlt! Ihr Zweck war vielmehr der, sich selbst die eine Hälfte des Grund und Bodens von Silo als freies Eigentum ausbedingen und die andere Hälfte großmütig der Mission überlassen zu wollen! Eine fast an Wahnsinn grenzende Verblendung!

Wenn ein Dieb, durch die Gerichte gezwungen, einem Privatmann das diesem entwendete Eigentum zurückgegeben hat, aber dann zu diesem Privatmann kommen und ihm gleichwohl noch den Vorschlag machen sollte: „Ich beanspruche nicht mehr das ganze gestohlene Gut, aber gieb mir nur die Hälfte, das übrige magst du allenfalls behalten!“ — nicht wahr, so würde man schwanken, ob ein solcher ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus gehörte? Und wesentlich anders liegt hier die Sache nicht. Ich erklärte selbstverständlich den Störrigen vor den Kirchendienern, daß ihr Vorschlag unannehmbar wäre, daß von ihrer Rückkehr nach Silo niemals die Rede sein könnte und daß ich mich jetzt zum letztenmel mit ihrer Angelegenheit befaßt hätte. Gott gebe dem armen Silo nun endlich vollen, ungestörten Frieden! — Sonntag, den 29. Januar, hielt Johannes Nakin, der eingeborene Missionar, die kaffrische Predigt. Nach dem Urteil der Brüder, die sich sehr erfreut über dieselbe aussprachen, muß sie wirklich fesselnd gewesen sein. Der Prediger ein Kaffer, der Organist ein Kaffer, und Prediger wie Organist machen ihre Sache gut — das erfreut das Herz. Ja, wenn wir mit Gottes Hilfe eine größere Zahl von aufrichtig bekehrten, charakterfesten eingeborenen Missionaren haben werden — und die abgehaltene Konferenz wird auch nach dieser Richtung hin segensreiche Früchte tragen — dann wird die Arbeit fröhlich von statten gehen und das Werk des Herrn kräftig wachsen. Geborene Redner sind übrigens die Kaffern alle, voll Feuer, voll praktischer, schlagender Gesichtspunkte, voll Natürlichkeit in den ihre Worte begleitenden Bewegungen, die darum etwas sehr Bezeichnendes und Packendes an sich haben. — Nachdem ich um 5 Uhr eine kleine Vorbereitungsrede gehalten, genossen wir, die sämtlichen hier wohnhaften Geschwister wie die zur Konferenz anwesenden, um ½7 Uhr das heilige Abendmahl, während die farbigen Kommunikanten, die nicht am Genuß des Sakramentes teilnahmen, weil wir gern eine deutsche Abendmahlsfeier begehen wollten, — sich's ausgebeten hatten, wenigstens Augenzeugen sein zu dürfen. Es war eine Stunde reicher Erquickung, und unsre deutschen Abendmahlslieder machten, dünkte mich, gerade in dieser Umgebung einen besonderen Eindruck auf uns. — — Hier folge noch die Übersetzung des einen der beiden Briefe, die ich seither vom Häuptling Zibi empfing! Doch bitte, stoße man sich nicht an einem Ausdruck, der freilich unserm guten Geschmack widerstreitet, bei dem der Kaffer in seiner unmittelbaren Naturwüchsigkeit aber kein Arg hat! Zibi schreibt:

Mount Flecher, den 29. Dezember 1892.

Verehrter Herr!

Ich bin sehr froh, diese Gelegenheit zu finden, Ihnen einige Zeilen senden zu können. Wir sind hier alle noch ganz wohl, und ich werde froh sein, wenn Sie auch so wohl sind, wie ich es bin. Ich schicke Ihnen viele Grüße, ich grüße Sie selbst mit meiner Seele. Möge der Herr mit Ihnen sein auf Ihrem Wege! Sie müssen an uns denken, wenn Sie nach Hause zurückgekehrt sind, und daran denken, daß wir Ihre Insekten sind. (Nach der Erklärung der Missionare: Wie gewisse Insekten aus dem menschlichen Körper ihre Nahrung ziehen, so ziehen wir von Ihnen Blut und Leben.) Die Leute in Silo mögen froh sein, daß sie Ihre Predigten noch hören können. Wir gedenken in der That noch viel an unsern Bischof. Ich verbleibe

Ihr aufrichtiger

Zibi Sidinane.

Dienstag und Mittwoch (31. Januar und 1. Februar) hielt ich noch Abschiedsgottesdienste für den holländischen und kaffrischen Teil der Gemeine und reichte allen Anwesenden zum Schluß die Hand. Besprechungen mit einzelnen, Haus- und Abschiedsbesuche und das Packen, auch noch ein kleiner Ritt zum Schafkraal füllten im übrigen die Zeit bis Donnerstag, den 2. Februar. Dann schlug die Stunde des Abschieds, der mir nach all der vielfach erfahrenen Liebe wirklich schwer wurde. Ein großer Teil der Gemeine versammelte sich und stimmte noch einige Verse an, dann sangen die Schulkinder. Die Missionare, ihre Frauen und ich traten auf die Veranda, beteten und vereinigten uns in dem Gesang: „Unsern Eingang" und „Der Herr gesegne und behüt" ꝛc. Nachher bestiegen die Brr. Hasting, Liebich, L. und E. Marx, van Calker und Ludzuweit die Pferde, während die Brr. Baudert, Richter und ich in der Karre Platz nahmen. So zerstob der schöne Kreis nach allen Seiten, jeder ging wieder an seine Arbeit, aber neu gestärkt und gesegnet, wie ich denke. Hinter Wittlesea verabschiedeten sich die Brr. van Calker und Ludzuweit, die übrigen führte ihr Weg noch gemeinschaftlich bis Queenstown, wo wir zusammen noch einen schönen Nachmittag verlebten. Abends 8 Uhr verließ ich allein mit der Eisenbahn die Stadt. Als ich nach dem Abschied von den Brüdern in den Abend hinausfuhr, zogen die ganzen in der östlichen Provinz verlebten drei Monate noch einmal vor meinen Blicken vorüber, und ich konnte nicht anders, als aus tiefstem Herzensgrunde den Herrn loben und ihm danken. Wie über

alles Erwarten freundlich und gnädig hatte er mich im äußeren geführt und durch seine Engel mir den Weg bereitet! Und was hat mich nicht das Stück Mission gelehrt, welches ich gesehen habe! Viele mir vorher mehr oder weniger unverständlichen Dinge sind mir nun erst in die richtige Beleuchtung gerückt, in der Beurteilung anderer bin ich viel nüchterner und realer geworden, aber meine Liebe zur Mission hat sich dadurch und trotz dessen um ein bedeutendes vertieft und gesteigert. Auch für mich selbst ist diese Zeit eine Quelle reichsten inneren Segens geworden. Sehr gefürchtet hatte ich mich vor der Arbeit in Silo, wo die Verhältnisse wirklich sehr schwierig lagen, aber ich habe gerade dort die Hilfe des Herrn in besonderer Weise erfahren dürfen und hoffe, daß gerade für diese Station mein Besuch Segen gebracht hat. Darin bestärkten mich nicht am wenigsten die Hausbesuche, die ich machte. Überall tönte mir der Wunsch entgegen: „Der Herr gebe nun Silo Frieden, daß es sich innerlich baue" und das Gelöbnis: „Wir unsrerseits wollen dazu thun, was wir können". Sehr leid thut es mir, daß ich nicht noch Missionsstationen anderer Gesellschaften, vor allem Lovedale besuchen konnte, aber die Fülle der Arbeit in unsern eigenen Missionsgemeinen war so groß, daß dazu gar keine Zeit blieb.

C. In Südafrika-West.

8. Enon und Clarkson.

Mein Weg führte mich die schon einmal zurückgelegte Strecke nach Middelburg Road, das ich Freitag, den 3. Februar, früh 5 Uhr erreichte. Hier traf ich mit Br. Hennig, dem Präses unsres Missionswerkes in Südafrika-West, zusammen und wir setzten nun unsern Weg gemeinschaftlich fort, aber nun in anderer, d. h. in südlicher Richtung auf der Bahn, die von Middelburg Road nach Port Elisabeth führt (siehe Karte!). Die Gegend war entschieden schön; je weiter wir nach Süden kamen, umsomehr Wald tauchte auf, ja an manchen Stellen konnte man meinen, sich im Harz oder Thüringer Walde zu befinden, wenn nicht immer wieder die vielen in Einfriedigungen gezüchteten Strauße die Täuschung zerstört hätten. Nachmittags 4 Uhr erreichten wir Coerney, wo Br. Stolz mit der Karre unser wartete. Eine zweistündige Fahrt brachte uns nach Enon, das in einer prächtigen Gegend liegt und einen sehr hübschen Eindruck

macht. Ganz überrascht war ich davon, daß die Stationsbewohner aus freien Stücken mehrere Ehrenpforten errichtet hatten, sie empfingen uns am Eingang des Ortes mit dem Gesang einiger Verse. Dann fuhren wir vor die Kirche, wo der Bläserchor noch einige Choräle blies, und nun erfolgte ein allgemeines Händeschütteln. Ordentlich fremd that meinem Auge, daß ich statt von dunkeln Kafferngesichtern von lauter braunen Hottentotten umgeben war. In ihrem sehr netten und gemütlichen Wohnhaus begrüßten mich Geschw. Stolz aufs herzlichste. Nun eine nähere Beschreibung von Enon! Von Coerney kommend durchfährt man eine Gegend, die ganz und gar von Buschwerk — meist Dorngebüsch, aber auch vielen anderen Gehölzarten — bedeckt ist. Dasselbe ist durchwachsen von sogenannten türkischen Feigen, einer hohen und üppig sich vermehrenden Kaktusart, welche in großer Masse ansehnliche, schmackhafte Früchte trägt, die teils roh, teils zu einem guten Mus verkocht, zur Reifezeit als fast ausschließliches Nahrungsmittel genossen werden. Dieser oft über Manneshöhe hinauswachsende Kaktus besitzt auch eine sehr hübsche Blüte, die ich schon in Baziya bewundert habe. Die anfangs etwas eintönige Gegend gewinnt immer mehr, je mehr man sich Enon nähert, dank der im Hintergrund auftauchenden Berge, und der Ort selber bestätigt, daß unsre alten Brüder sich auch hier wieder ein reizendes Fleckchen für ihre Niederlassung ausgesucht haben. Von allen Seiten außer im Süden umschließen Höhen die Station, die darum so besonders schön sind, weil bis oben hinauf zu ihrem Gipfel Buschwerk sie bedeckt. Namentlich nach Norden hin erheben sich ganze Reihen von Bergzügen, dazwischen hübsche Thäler und Kloofs eingebettet. So liegt ein halbes Stündchen von der Station entfernt das sogenannte Latrobethal, ein wunderschönes, rings von stattlichen Bodenerhebungen eingeschlossenes Thal, wo Br. Latrobe bei seiner Visitation im Jahre 1816 die Anlage des Ortes plante. Enon selber macht einen freundlichen Eindruck mit seinen ziemlich saubern Häusern; vor vielen stehen Orangenbäume oder Weinlauben. Eine wahre Pracht bildet der von Br. Stolz erweiterte und mit guten Bewässerungsanlagen versehene Missionsgarten, in welchem unter andern 135 prachtvolle Orangenbäume wachsen, jetzt gerade über und über mit grünen Früchten behangen. Dies fruchtbare Afrika müßte ein wahres Paradies sein, könnte man nur überall das nötige Wasser beschaffen. Sonntag, den 5. Februar, hielt ich die holländische Predigt und besuchte am Nachmittage die Kirchendiener und Aufseher in ihren Häusern. Die Leute gefielen mir recht gut, es ließ sich auch gut mit

ihnen sprechen. Man merkt, daß sie länger unter kirchlicher Zucht und Ordnung leben als unsre Gemeinen im Kaffernlande. Die Gottesdienste — auch der, den ich abends hielt — waren gut besucht und die Aufmerksamkeit eine allgemeine. Die Kleidung, zumal in der Kirche, zeugt von Sauberkeit und Ordnungsliebe; im Kaffernland verriet das weibliche Geschlecht an Sonntagen darin freilich mehr Geschmack, aber auch mehr Eitelkeit. Montag, den 6. Februar, fanden den ganzen Tag mit den Brüdern Stolz und Hennig Besprechungen über die äußeren und inneren Angelegenheiten der Gemeine statt. Am Abend hielt ich Missionsstunde, in der ich namentlich von der Nyassamission erzählte.

Dienstag, den 7. Februar. Lange Konferenz mit den Kirchendienern und Aufsehern. Auch hier, wie in Silo, spielt die Frage nach dem Grant (d. h. die Frage, ob die Regierung durch Schenkung das Land der Mission oder den einzelnen Eingeborenen überwiesen hat) eine große Rolle. Darum mußte dieselbe eingehend behandelt und unsre Auffassung klar gelegt werden. Ich that es, indem ich gleichzeitig über den Gang der Ereignisse in Silo berichtete. Das Enoner Gebiet umfaßt 11981 Morgen; 1777 davon hat die Mission käuflich erworben, sie sind also unantastbares Missionseigentum, den übrigen Teil bildet der sogenannte Grant. Nun klingt es ungeheuer großartig, wenn man den Flächeninhalt eines solchen Besitztums angiebt; indes müssen einmal des Viehes wegen auf allen Stationen außerordentlich große Strecken für Weideland bestimmt werden, und was dann übrig bleibt, ist auch zum Landbau beinah unbrauchbar, ja teilweise geradezu wertlos, weil eine regelmäßige Bewässerung bisher nicht durchgeführt werden konnte. Die Aufseher benahmen sich während unsrer Besprechung dieser Verhältnisse recht nett und ordentlich, traten jedoch mit ihren Anliegen und Ansichten nicht so freimütig hervor, wie ich es vom Kaffernlande her gewöhnt war. Man merkt, scheint mir, den Hottentotten noch immer an, daß sie einst das Joch einer Art von Sklaverei getragen, während den Kaffern der Charakter eines freien Volks aufgeprägt ist. — Am Nachmittag fuhren wir nach der katholischen Missionsstation Dunbrody, woselbst uns der Pater sehr freundschaftlich aufnahm. Auf dem Wege dahin konnten wir Strauße in großer Anzahl beobachten. Dunbrody ist von Trappisten angelegt, die später Jesuiten Platz machten. Ein Kollegium zur Erziehung junger Priester bestand hier eine Zeit lang, wurde aber aufgehoben, weil es schwer hielt, die geeigneten Lehrkräfte zu beschaffen. Nun wohnt dort ein Pater mit

mehreren Laienbrüdern, die sich mit Gartenbau, Straußenzucht und Handwerkerarbeit beschäftigen. Man kann nicht umhin, das zu bewundern, was diese Leute geschaffen haben; doch muß ich gestehen, mir scheint, unsre Missionare in Enon haben an äußerer Kultur noch mehr geleistet. Eigentliche Mission unter den Eingeborenen wird auf dieser katholischen Station nicht getrieben; man beschränkt sich auf die Kaffern, die auf der Farm wohnen und arbeiten, und legt das Hauptgewicht auf die Schule, deren eine für Knaben und eine andere, von Nonnen geleitete, ein Stück davon, für Mädchen besteht. Überhaupt scheint hierzulande die katholische Mission nicht sowohl die Eingeborenen als die Weißen, namentlich das weibliche Geschlecht, ins Auge gefaßt zu haben, eine Thätigkeit, bei der vorzüglich geleitete Institute besonders gute Dienste thun sollen. Der hiesige Zweig der englischen Hochkirche, die sich als Landeskirche aufspielt, arbeitet mit ihren halbkatholischen gottesdienstlichen Gebräuchen der römischen Kirche nicht übel in die Hände. Wir konnten manches Interessante mit dem Pater besprechen, der ein sehr angenehmer Mann war. Mittwoch, den 8. Februar, baten uns Geschw. Stolz, mit ihnen einen kleinen Ausflug nach der sogenannten Johanneskloof zu machen, ein Vorschlag, den ich mit großer Freude begrüßte; denn ich fühlte mich nach den Anstrengungen und der Hitze der letzten Tage recht abgespannt und frischer Luft bedürftig. Der Tag war schön und bei meist etwas bedecktem Himmel nicht zu heiß. Eine anderthalbstündige Fahrt im Ochsenwagen durch das Latrobethal brachte uns mitten in die Berge hinein; am Fuße eines Hügels ward ausgespannt und Mittag gemacht; dann betraten wir den Wald, der hier stellenweise noch wirklicher Urwald ist. Schlingpflanzen von der Stärke eines Zwirnsfadens bis zu der eines Oberschenkels (sogenannte Pavianstaue) umranken die Bäume, die den verschiedenartigsten Gattungen angehören — es war wirklich herrlich! Als wir die Spitze des Hügels erklommen, that sich ein über alle Maßen großartig schöner Anblick auf. Vor uns hohe, mit Wald bestandene Berge, zu ihren Füßen ein tiefes Gebirgsthal mit undurchdringlichem Urwald, den wohl noch nie ein Menschenfuß betreten. Hier haust noch manches Wildbret und Raubtier, Elefantenspuren sind erst in den letzten Tagen beobachtet worden. Wir gingen nun in das Thal hinab und gelangten an den Bergen hin zu einem Wasserfall, der augenblicklich zwar wasserarm, dessen Umgebung aber unbeschreiblich schön war. Hohe Felswände, ein wunderbar ausgespültes Wasserbecken, mannshohe Farrenkräuter, prächtiger Baumwuchs! Schon beim Herannahen

hatten wir Paviane brüllen hören; als wir herankamen, versammelte sich oben auf der Felswand eine Gesellschaft von etwa zehn dieser Tiere, die unser Thun neugierig beschauten und am Gestein hin und her kletterten. Ich freute mich sehr, endlich einmal diese Tiere in der Freiheit sehen und beobachten zu können. Wir klommen noch ein Stück über den Fall hinauf und traten dann den Rückweg an. Auf demselben erlegten wir noch eine Nachtotter, die eben im Begriff war, einen Frosch zu verschlingen. Es war ein schöner Tag, und der Aufenthalt im Freien hat mir sehr wohlgethan. Im Kaffernland ist mehr Gebirgsluft, hier aber lernt man kennen, was „tropische Hitze" heißt. Donnerstag, den 9. Februar, erschien vormittags der Doktor zum Impfen. So mußte der beabsichtigte Besuch in der Schule unterbleiben, und ich benutzte den Vormittag zu allerhand Schreibereien. Am Nachmittag wurde mit den Aufsehern die jetzt völlig unbrauchbare Gemeindeschlote (Wasserleitung) besichtigt, um zu sehen, ob ihr irgendwie zu helfen sei. Es ergab sich, daß eine Reparatur sehr kostspielig und schließlich zwecklos sein würde, da die Bodenverhältnisse ungünstig und der Fall zu unbedeutend ist. Unsre Missionare haben es sich alle Mühe kosten lassen, um das Wasser aus dem Fluß (der Zondag Riviere) heraufzubringen, bis jetzt aber leider vergeblich. Und doch ist der Boden ohne Bewässerung wertlos, nur in ausnahmsweise sehr nassen Jahren ist eine lohnende Ernte wirklich möglich. So leiden die Leute Not, ja geraten infolge von stets vergeblicher schwerer Arbeit schließlich in Nachlässigkeit und Mutlosigkeit hinein. Hier muß irgendwie geholfen werden, sei es auch mit großen Opfern; denn es handelt sich dabei für Enon um Sein oder Nichtsein. Abends hielt Br. Hennig die Bibelstunde. Freitag, den 10. Februar. Nochmalige Zusammenkunft mit den Aufsehern in betreff der Schlotenangelegenheit und der Gemeinbeiträge. Dann Besuch in der Schule. Nachmittags Besprechungen mit Br. Hennig und Stolz; abends hielt ich der erwachsenen Gemeine einen Gottesdienst, in welchem ich sie über manches ernst und nachdrücklich strafte und zugleich betonte, wie viel uns daran liege, daß sie allerhand Mißbräuche, die nicht nach Christi Sinn seien, abthun möchten. Sonnabend, den 11. Februar erschien am Morgen eine ganze Anzahl Leute, um sich bei mir für die den Abend zuvor gehaltene Rede zu bedanken und zu geloben, daß sie alle Mühe aufwenden wollten, die von mir gerügten Mißstände abzuthun. Gebe Gott, daß ihre Versicherungen nicht leere Worte waren! Durch die dann am Vor- und Nachmittag gemachten Hausbesuche gewann ich mannigfachen Einblick in die Verhältnisse der

Gemeine. Die Arbeit unsrer Brüder ist wahrlich nicht vergeblich, wenn auch Not und Sünde sich in mehrfacher Beziehung offenbart. Sonntag, den 12. Februar. Nachdem Br. Stolz heute gepredigt, fand eine Viertelstunde darauf seine Ordination zum Presbyter statt. Die Gemeine hatte die Kirche schön geputzt und war sehr zahlreich erschienen; daß ihr diese Feier einen Segen ausgetragen, dürfen wir wohl hoffen.

Montag, den 13. Februar, hielt ich in Enon einen Abschiedsgottesdienst. Abends kamen die Bläser vor das Haus und trugen einige Choräle vor. Dienstag, den 14. Februar, mittags versammelte sich nochmals die ganze Gemeine mit den Bläsern an der Spitze, um uns einige Segensverse zu singen. Es war wirklich rührend zu sehen, wie den Leuten unser Besuch doch lieb und wert gewesen. Um 1 Uhr bestiegen wir in Begleitung von Br. Stolz die Karre und verließen das schöne Enon.

Die Gemeine Enon befindet sich infolge der schon oben berührten Verhältnisse wirklich in einer eigentümlichen Verfassung, die einer noch näheren Erklärung bedarf. Der Boden um die Station herum ist an sich für Ackerbau wohl geeignet, und die Leute machen immer wieder Versuche, das Feld zu bestellen. Indes leidet die Flur gemeiniglich an schrecklicher Dürre. Nur etwa alle sieben Jahre kann eine, dann allerdings vorzügliche Ernte, eingebracht werden; in den übrigen sechs vertrocknet aber alles, und von Ertrag ist nicht die Rede. Nun hat man schon in alten Zeiten durch die viel Geld verschlingende Anlage jenes Kanals von dem nächstgelegenen Fluß her dem Mangel abzuhelfen gesucht, jedoch mit geringem Erfolg; es ist zu wenig Fall da, auch versiegt das Wasser im Flusse, gerade wenn man es am nötigsten braucht. Ein natürliches, großes und tiefes Felsenbecken, das Überfluß an Wasser hat, das sogenannte Tovergat (Zauberloch), liegt wiederum zu tief, und sein Inhalt könnte nur mit großen pekuniären Opfern durch Maschinen nutzbar gemacht werden. Infolge dieser Umstände treiben sich die Enoniten, der fruchtlosen Feldarbeit müde, in der Gegend herum und suchen durch Jagd oder durch Verwertung des Holzes eines nahegelegenen Waldes (auf welchen aber ganz neuerdings die Regierung als einen Gouvernements-Besitz Anspruch erhoben hat, obwohl sich Enon 75 Jahre lang des unbeanstandeten Nießbrauches desselben erfreuen durfte) ihr Leben zu fristen. So hat Lust am Herumbummeln, Trägheit und Armut in Enon immer mehr überhand genommen; der Wassermangel hat geradezu betrübende moralische Wirkungen erzeugt. Ein Besondres kommt

noch hinzu. Während eines vor längerer Zeit eingetretenen Hungerjahres hat man in zum Teil berechtigter, zum Teil zuweit gehender Mildherzigkeit den Bewohnern im Missionsverkaufsladen einen so weit gehenden Kredit eröffnet, daß eine sehr beträchtliche Schuldenlast nun als ein schwerer Druck auf den Gewissen und den Gemütern der Leute ruht, eine Schuldenlast so groß, daß an ihre allmähliche, ordnungsgemäße Abtragung kaum zu denken ist. Hier muß Rat und Abhülfe geschafft werden, sei es auch mit Opfern. Die Einzelheiten einer Ordnung dieser Angelegenheit habe ich den Missionaren überlassen müssen, im allgemeinen habe ich aber mit der Gemeine sehr ernst über diese Lage der Dinge gesprochen und muß zu ihrer Ehre sagen, daß sie sich unter die Zucht beugte und zu der Einsicht kam, wie unrecht sie durch ihre Lässigkeit im Abtragen der Schuld gehandelt habe. Ich habe ihr weiter erklärt, daß, wenn bis Neujahr 1894 die eine Hälfte der Schuld getilgt wäre, wir nicht nur die andre Hälfte ihr einfach erlassen, sondern auch alle Hebel in Bewegung setzen würden, dem drückenden Wassermangel dauernd abzuhelfen. Indessen wie die Dinge nun einmal liegen, möchte ich fast bezweifeln, ob die Enoniten selbst das zu leisten imstande sein werden.

Um von Enon aber nicht ein zu düsteres Bild zu liefern, sei hervorgehoben, daß ich auch dort manche liebe Leute kennen lernte, viel Entgegenkommen fand und in allen Gottesdiensten die Kirche gut gefüllt sah.

In Bluediff erreichten wir, d. h. also Brr. Hennig, Stolz und ich, die Eisenbahn und fuhren auf derselben bis Uitenhagen, wo Br. Zimmermann aus Clarkson uns erwartete und mit uns übernachtete. Unerträgliche Hitze. Mittwoch, den 15. Februar. Noch heißer war es, als wir, nachdem wir uns von Br. Stolz verabschiedet, auf der Karre nach Clarkson abfuhren; ich habe eine solche Höhe der Temperatur noch nie erlebt, es war geradezu entsetzlich. Selbst ein Bad verschaffte nur eine augenblickliche Erquickung. Die Gegend bot mancherlei Abwechselung, namentlich als der Weg in und durch ein tiefes, dichtbewaldetes Thal führte. Ungefähr um 1 Uhr erreichten wir den sogenannten Pont, eine Fähre, welche über den hier seinem Ausfluß nahen und darum sehr breiten und tiefen Gamtoos führt. Doch ist man gerade mit dem Bau einer Brücke beschäftigt, weshalb wir neben dem Gasthof eine kleine Niederlassung von englischen Ingenieuren und Arbeitern vorfanden. Da unter den letzteren sich auch Leute aus Clarkson befanden, die unsrer Beachtung wohl wert waren, und die Pferde der Hitze wegen auch geschont werden mußten, be-

schlossen wir, hier zu übernachten und am Abend nach Schluß der Arbeit jenen einen Feldgottesdienst zu halten. Es macht einen erfreulichen Eindruck, daß diese Clarksoner treu zusammenstehen, gemeinschaftlichen Morgen- und Abendsegen halten und sich gegenseitig Halt und Stütze zu sein suchen. Unser Feldgottesdienst verlief wirklich schön und erbaulich. Vor dem Zelte jener Arbeiter, einer Strohhütte gegenüber, mitten im Busch saßen wir drei, Brr. Hennig, Zimmermann und ich auf Stühlen, die man herbeigeschafft; zu unsern Füßen lagerten die Clarksoner und eine Anzahl anderer, die sich herzugefunden. Vor uns floß der Gamtoos, im Hintergrunde ragten Berge, besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehend der kühngeformte sogenannte Hahnenkamm, am Horizont leuchteten mächtige Grasfeuer auf. Allmählich sank die Finsternis immer dichter herab, das Feldfeuer verglomm, schließlich konnte keiner den anderen mehr sehen. Aber es redete sich gut mit diesen Leuten, die so lange die Verkündigung des Wortes entbehrt hatten und nach geistlicher Stärkung sich lebhaft sehnten. Ja, es war auch ein Zeugnis für den Erfolg der Arbeit unsrer Brüder, hier eine Anzahl Seelen zu treffen, die, auch fern von den Hürden der heimatlichen Station mit ihrer Zucht, das Wort des Lebens zur Richtschnur ihres Wandels machten. In Begleitung der Zuhörer kehrten wir endlich in unsern Gasthof zurück, wo eine wenig erquickliche Nacht unsrer wartete, gestört wie sie war teils durch die drückende Hitze, teils durch lebhafte Unterhaltung in einem Nebenzimmer. Donnerstag, den 16. Februar, früh 4 Uhr erhoben wir uns, bestiegen bald unsre Karre, passierten den Gamtoos und freuten uns während der Fahrt nach Humansdorp der größeren Kühle, die wir wohl der Nähe des immer wieder vor unsern Blicken auftauchenden Meeres zu danken hatten. Von Humansdorp an waren bis ans Ziel noch weitere 5 Stunden zurückzulegen. Eine halbe Stunde vor Clarkson erwarteten uns einige Reiter, unter ihnen Br. Koch. Die Station selbst war festlich geschmückt mit einer Ehrenpforte, deren Inschrift: „Welkomen in Clarkson!“ uns wenigstens bezeugte, daß man unsrer Ankunft nicht mit Grauen entgegensah. Die Gemeine war vor der Kirche versammelt, der Bläserchor machte seine Sache recht gut.

Freitag, den 17. Februar. Hatte ich im vorigen Brief nur eben meine Ankunft in Clarkson melden können, so beginne ich heute mit einer Beschreibung dieses Ortes und seiner Lage. Am Meer entlang erstreckt sich eine etwa 2 Stunden breite Ebene, die mit vielen wunderschönen Blumen bestanden ist, unter denen nament-

lich einige reizende Heidekrautarten auffallen. Begrenzt wird diese Ebene im Norden durch einen langen, mannigfaltig gestalteten und zum Teil wild zerrissenen Gebirgszug, der, unweit Clarkson im Osten beginnend, auf eine weite Strecke der Richtung der Meeresküste folgt. Dicht am Fuße dieser Gebirgskette liegt nun Clarkson, vor sich das blaue Meer, das man von der Werf aus sehr gut sehen kann, hinter sich die mächtigen Berge. Unter den letzteren ragt als der weitaus bedeutendste der sogenannte Kapitänsberg hervor, ein gewaltiger, steil aufsteigender Kegel von etwa 4000 Fuß Höhe. Eine fünfstündige Fahrt in westlicher Richtung führt an seinen Fuß. Was Clarkson selbst betrifft, so liegen die Missionsgebäude den Bergen am nächsten. Vor ihnen auf das Meer zu dehnt sich, eine einzige lange Straße bildend, das Dorf der Eingeborenen aus. Unmittelbar hinter den Häusern desselben liegen gleich die Gärten und Felder, eine große Bequemlichkeit im Blick auf die Bebauung derselben. Auch eine genügende Menge Wasser zu ihrer Bewässerung ist vorhanden. Ein empfindlicher Übelstand besteht jedoch darin, daß das Gras auf Clarksoner Grund sauer ist. Dadurch sind die Leute gezwungen, ihr Vieh den größten Teil des Jahres auf anderen entfernten Plätzen unterzubringen und gehen infolge davon auch der nötigen Dungmittel verlustig. Fünf Minuten westlich von der Station befindet sich noch eine Häusergruppe, Pescher (kaffrisch = drüben, jenseits) oder auch Baziya genannt. — Die Bewohner Clarksons halten, soviel ich auf meinen wenigen Hausbesuchen beobachten konnte, ihre Häuser meist nett und sauber; sie selber machen im allgemeinen einen recht günstigen Eindruck, ein guter Geist, Leben aus Gott und Friede scheint entschieden in der Gemeine zu herrschen. Ihrer Abstammung nach bestehen sie zum größten Teil aus Hottentotten, nur vereinzelte Fingus wohnen hier am Platz. Zu beklagen ist indes auch hier wie in manchen anderen Missionsgemeinen, daß die Eingeborenen als gar zu schlechte Haushalter der irdischen Gaben Gottes sich erweisen, leichtsinnig Schulden machen und mit der Erlegung ihrer Abgaben im Rückstand bleiben. Dieser Mangel darf ja nicht für geringfügig angesehen werden; denn abgesehen von allem andren werden die Eingeborenen zu wirklicher Selbständigkeit erst dann gelangen, wenn sie aufgehört haben werden, als Schuldner beständig von den Missionaren abhängig zu sein. Der Herr gebe unsren Boten die nötige Weisheit, damit sie mit vollem Ernst und doch ohne unchristliche Härte diesem großen Fehler entgegenarbeiten können. Im übrigen aber hat mir, wie gesagt, das Benehmen und Wesen der Leute bei meinen Besuchen

einen guten Eindruck hinterlassen. Zwei arme, ganz gelähmte Kranke mit verwachsenen Hand- und Fußgelenken zeigten eine wirklich erbauliche Geduld und Ergebung, die aus dem natürlichen Herzen nicht entsprungen sein kann; der eine liegt bereits 19 Jahre so da. — Hatte ich die Gemeine schon am Donnerstag (den 16. Februar) begrüßt, so ging im übrigen der Freitag und Sonnabend unter Briefschreiben und Besprechungen mit Br. Zimmermann über die äußeren und inneren Verhältnisse der Station hin. — Sonntag, den 19. Februar, vormittags Predigt von Br. Hennig, nachmittags ein längerer Gottesdienst bloß für die Gemeinmitglieder, den ich über Apg. 2, 42 hielt. Dann Hausbesuche. — Montag, den 20. Februar, vormittags eingehende Besprechung mit den Kirchen-Dienern und -Dienerinnen wie den Aufsehern; nachmittags eine solche mit Johannes Zwelibanzi, dem eingeborenen Missionar in dem benachbarten Witkleibosch. Hernach Verhandlung mit einer Anzahl Männer aus Witkleibosch. Dieser Ort und Snyklip (sprich: Sneiklipp!) bilden eine Reserve für die Fingus, doch sind die Rechtstitel an den Grundbesitz nicht völlig in Ordnung. Nun wollten die guten Leute einerseits unsren guten Rat haben, andererseits aber doch ihre eigenen Wege gehen in der Meinung, wir suchten unsern Vorteil dabei. Jedenfalls müssen wir in Behandlung dieser Angelegenheit sehr besonnen verfahren; denn aus einer Übertragung des Besitztitels auf uns wie etwa des von Clarkson würde für uns eine Fülle von zeitraubenden äußeren Geschäften erwachsen und sie dürfte nur dann anzustreben sein, wenn das Besitzrecht der Leute allein auf diese Weise ihnen erhalten werden könnte. Abends Ansprache über Röm. 13, 8 in der ich auf die oben erwähnten Schäden der Gemeine einging. Dienstag, den 21. Februar, fuhren wir nach dem etwa 2½ Stunden entfernten Palmietriviere. In älteren Zeiten arbeiteten unsre Brüder dort. Da indes ein sehr eifriger und treuer Independentenprediger sich auch der dortigen Einwohner annahm, überließen unsre Missionare ihm freiwillig das Feld, und er sammelte daselbst bald eine Gemeine. Als die Bedienung derselben aber nach seinem Tode dem ohnedies mit Arbeit überhäuften Geistlichen in dem 8 Stunden davon entfernten Kruisfontein zufiel, konnte dieser der Entfernung wegen der Aufgabe nicht genügen. Infolgedessen baten die Bewohner wieder um unsre Pflege, die ihnen denn auch mit Zustimmung des Independentenmissionars aufs neue zu teil wurde; ja die meisten Familien, etwa 20 an der Zahl, schlossen sich, ebenfalls mit seiner Zustimmung, ganz an unsre Kirche an. Indes 6 Familien unter Leitung des alten Kirchendieners Piet

wollten dies nicht, ja sie verweigerten jenen 20 Familien, die hauptsächlich an dem Bau des ziemlich geräumigen Kirchengebäudes mitgearbeitet hatten, das Recht der Mitbenutzung desselben und nötigten sie so, ihre Gottesdienste in einem Privathaus zu halten — ein für beide Teile unerquickliches Verhältnis. Mein Bestreben ging nun dahin, hierin Wandel zu schaffen. Nach einem gut besuchten und, wie ich glaube, gesegneten Gottesdienst, in welchem die Leute dem von Br. Hennig und mir verkündigten Worte volle Aufmerksamkeit schenkten, führten wir eine eingehende Verhandlung mit jenem Piet und seinem Anhang, die damit schloß, daß ich mich bereit erklärte, nachdem ich mit dem zuständigen Geistlichen gesprochen, an den Sekretär der Union der Independenten zu schreiben und für jene 20 Familien die Genehmigung zur Mitbenutzung der Kirche zu erbitten. Hoffentlich kommen wir auf dem Wege zur Lösung des doch am Frieden der Gemüter nagenden Zwiespaltes. — Auf dem Rückweg Besuch in Kafferbosch und Gottesdienst im Freien. Hier wie in Palmietriviere vertrat der eiserne Reifen eines Wagenrades, auf welchen mit einer Axt geschlagen wurde, die Stelle der Glocke. — Mittwoch, den 22. Februar erreichten wir nach 1½stündigem Ritt Snyklip und begrüßten die dortige Fingugemeine. Es war ein schöner, nicht zu heißer Tag, aber leider fühlte ich mich schon früh morgens nicht recht wohl. Hier und in Witkleibosch müssen die Missionare sich eines sogenannten Tolk's, eines Dolmetschers, bedienen; denn die Fingus, ein in den dreißiger Jahren aus dem Kaffernland vertriebener und hier von der englischen Regierung angesiedelter Volksstamm, sprechen nur kaffrisch. Meine Ansprache mußte erst von Br. Hennig ins Holländische und dann durch den Dolmetscher ins Kaffrische übersetzt werden. Die Fingus werden übrigens von den eigentlichen Kaffern verachtet und gering geschätzt. Sie sind jedenfalls ein Mischvolk, mehr Neger als Kaffern, ihre Hautfarbe dunkler, ihr Gesicht breiter, ihr Haar krauser. Ein leicht zu bearbeitendes Arbeitsfeld bilden sie nicht, und es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis das Christentum wirklich ihr Leben ganz durchdringt und die mancherlei heidnischen Sitten und Gewohnheiten verdrängt hat, die ihnen noch ankleben. — Zu Hause angekommen fühlte ich mich leider so unwohl, daß ich mich legen mußte. Eine bei der großen Hitze mir zugezogene Erkältung kündigte schon während der letzten Tage gelegentlich ihren Ausbruch an und machte ihr Recht nicht am wenigsten durch gegen Abend ziemlich stark auftretendes Fieber geltend. Ich schleppte mich mehrere Tage recht mühsam umher, war gar nicht oder nur halb arbeitsfähig

und konnte die Zeit nicht so ausnutzen, wie ich gern gemocht hätte. Allmählich gab sich dann dieser wenig behagliche Zustand. — Freitag, den 24. Februar, Besuch der Schule, die in Hinsicht auf Räumlichkeiten und Lehrkräfte sehr gut ausgestattet ist. — Sonnabend, den 25. Februar. Lange Besprechung mit den Kirchendienern und Aufsehern. Es galt zunächst ernst mit allen denen zu reden, die im Bezahlen ihrer Abgaben saumselig gewesen oder die sich sonst durch schlechtes Betragen bemerkbar gemacht hatten. Dann wurden nochmals sämtliche äußere und innere Angelegenheiten der Station besprochen. Nachmittags vermochte ich, wenn auch in Schwachheit, einige Hausbesuche zu machen; abends hielt ich eine Ansprache über das „christliche Haus" mit Anlehnung an Eph. 5, 21. — Sonntag, der 26. Februar war für Witkleibosch bestimmt. Wir bestiegen also um 8 Uhr die Karre und kamen nach zweistündiger Fahrt bei der Kirche und der Wohnung des eingeborenen Missionars Johannes Zwelibanzi an. Die Verhältnisse hier liegen etwas eigentümlich. Die Überlassung des von der Regierung den Fingus angewiesenen Gebietes war an die Bedingung geknüpft, daß die neuen Ansiedler sich selber Ordnungen in betreff der Verwaltung des Grundes und Bodens (regulations) geben und dieselben der Regierung zur Bestätigung vorlegen sollten. Unsre Missionare wandten nun in früherer Zeit sehr viel Mühe auf, den Leuten bei dieser Arbeit, der sie nicht gewachsen waren, zu helfen; indes teils die Uneinigkeit der Fingus unter einander, teils ein unbegründetes Mißtrauen gegen die Missionare ließ alle diese Bemühungen scheitern. So wandten sich die Leute endlich an einen sogenannten Agenten, der ihnen, natürlich für schweres Geld, das lieferte, was die Missionare umsonst gethan hätten. Diese Entwicklung der Angelegenheit brachte aber das Gute mit sich, daß unsre Brüder, völlig unbehelligt mit den vielfachen äußeren Arbeiten der Verwaltung des Bodens, sich ganz der geistlichen Thätigkeit unter den Fingus widmen können. Freilich diese Thätigkeit ist schon um deswillen keine leichte, weil diese Einwanderer nicht auf einem Platz zusammen wohnen, sondern über das ganze ihnen überlassene Gebiet zerstreut sind. Dazu kommt, daß dieses Mischvolk nicht die Offenheit und Aufrichtigkeit der Kaffern besitzt, ja, daß im verborgenen noch manche heidnische Gebräuche, z. B. die Beschneidung und die Anwendung heidnischer Zauberdoktoren, stark im Schwange sind. Wird es indes auch noch eine Zeit lang dauern, bis das Christentum die Denk- und Lebensweise dieser Fingus ganz durchdrungen hat, so ist doch die bisher verrichtete Arbeit keineswegs ver-

geblich gewesen, sondern das bereits Erreichte genügt, um Mut und Glauben zu stärken; denn es giebt unter ihnen treue und aufrichtige Christen, an denen man seine Freude haben kann. An der Spitze dieser Außengemeine, aber unter Aufsicht der Missionare von Clarkson, steht der 60 Jahre alte, ordinierte Fingu, Johannes Zwelibanzi, ein für seine Verhältnisse sehr gebildeter Mann, der meine deutsche Ansprache fließend ins Kaffrische übersetzte, obwohl er, seit er einst die Gnadenthaler Gehilfenschule verlassen, nur durch Lesen das dort erlernte Deutsch aufrecht erhalten konnte. Er scheint im Segen zu stehen und das Vertrauen der Gemeine zu genießen. Sehr gut wäre es, wenn ihm die Leitung der Schule abgenommen werden könnte, damit er sich ganz der geistlichen Arbeit, namentlich Besuchen und Predigten in den Kraalen, zu widmen imstande wäre. Mit der Zeit dürfte die Anstellung eines europäischen Missionars erwünscht sein, damit die Gemeine eine nach allen Seiten hin völlig geordnete Einrichtung erhalte. — Trotz anhaltenden Regens hatten sich die Mitglieder in der geräumigen Kirche sehr zahlreich eingefunden und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit dem geredeten Wort. Zuerst hielt Br. Hennig die von Johannes übersetzte Predigt, dann legte ich in längerer Ansprache der Gemeine ihre Pflichten ans Herz und redete sehr ernst gegen das heidnische Wesen, welches sich noch in ihrem Schoße finde. Auf eine kleine Pause folgte noch eine Besprechung mit der Gemeine über allerhand äußere und innere, gerade vorliegende Fragen. Nach einem schnell eingenommenen Mittagsmahl versammelte sich die ganze Schar noch einmal und sang uns sehr hübsch einige Segensverse zum Abschied. Der Regen machte die Rückfahrt nicht gerade angenehm, doch klärte es sich allmählich auf. Am Abend fand dann in Clarkson die Abschiedsversammlung statt; sie war wirklich schön und beweglich. Erst sagte Br. Hennig, dann ich der Gemeine Lebewohl, darauf redete Br. Zimmermann und dankte für den Besuch. Unter dem Gesang einiger Verse ging ich umher und drückte jedem noch einmal die Hand. Schließlich ergriff der Lehrer Balie im Namen der Gemeine das Wort und hielt an mich eine nach Form und Inhalt gleich gute Ansprache, in der er dem Dank der Gemeine Ausdruck lieh und Abstellung der vorhandenen Schäden gelobte. Nach Schluß des Gottesdienstes trug der Bläserchor noch einige Choräle vor. Ich habe von der Gemeine Clarkson den Eindruck gewonnen, daß hier wirklich Leben aus Gott ist und viele wirklich ernste und im Glauben gegründete Seelen ihr angehören. Dafür spricht auch der Umstand, daß sich, obwohl ich

die Gemeine scharf, wenn auch liebevoll, wegen ihres Mangels an Haushaltungsgabe gestraft hatte, kein Geist der Unzufriedenheit kund gab, sondern daß man das Unrecht einsah, bekannte und in Demut und Willigkeit Besserung gelobte. Im übrigen gereicht es der Gemeine Clarkson zu großem Vorteil, daß in nächster Nähe keine größere Stadt liegt, wodurch manche Verführung in Wegfall kommt. Die Clarksoner genießen als zuverlässige und treue Arbeiter weit und breit eines guten Rufes. Auch ist unverkennbar, daß die Arbeit des Geistes Gottes sich im Schoße des Gemeinlebens auf mancherlei Weise offenbart. Die Gottesdienste sind immer und waren auch während meiner Anwesenheit gut besucht und die Aufmerksamkeit musterhaft. Auf meinen Wanderungen in die einzelnen Häuser durfte ich manche Frucht des verkündigten Wortes wahrnehmen. Die Arbeit in Witkleibosch und Snyklip leidet dagegen, wie schon angedeutet, entschieden unter dem Umstand, daß unsre Missionare in Südafrika-West die (kaffersche) Sprache der Fingus nicht reden können und sich stets eines Dolmetschers bedienen müssen. Ferner hält es immer sehr schwer, kaffrisch redende Lehrer zu erhalten. Infolgedessen geht die Arbeit dort nicht recht vorwärts. Wir werden, sobald dem Mangel an Arbeitern in Südafrika-Ost abgeholfen sein wird, einen kaffrisch redenden Bruder von dort an diese Stelle berufen müssen.

9. Moravianhill und Elim.

Montag, den 27. Februar, mittags 1 Uhr verließen wir, von den Segenswünschen der zahlreich versammelten Gemeine geleitet, das schöne Clarkson mit seinem gastlichen Missionshaus und fuhren an dem Tage noch bis Humansdorp, wo wir übernachteten. Es freute mich, daß der Wegeinspektor, dem wir dort einen Besuch abstatteten, sich mir gegenüber dahin aussprach, daß unter all seinen Arbeitern die von Clarkson die arbeitsamsten, zuverlässigsten und nüchternsten wären. — Dienstag, den 28. Februar, fuhren wir früh zur Jeffriesbucht, woselbst wir einige Stunden zur Erholung am Meeresstrande verbrachten und ein Seebad nahmen, das mir ungemein wohl that. Am Abend rasteten wir wieder beim Pont am Gamtosrivier und hielten den dort beschäftigten Clarksoner Leuten zu ihrer großen Freude wie bei der Hinfahrt einen Abendgottesdienst. — Mittwoch, den 1. März, ging es auf dem alten Wege über Stadenrivier nach Fitch. Am Stadenrivier ein echt afrikanisches Bild! Eine Anzahl Ochsenwagen passierten die Furt (Drift), auch

eine Karre versuchte es; mitten im Flusse aber wollten die Pferde nicht weiter, weder Schreien noch Schläge halfen, und die Insassen, zwei Damen und zwei Kinder, mußten aus der Karre gehoben und durch das Wasser getragen werden. Mit Hilfe von vier Leuten brachte man endlich die Karre nach. Bei Fitch bogen wir dann nach Port Elisabeth ab. Auch unsre Pferde bereiteten uns allerlei Verlegenheiten trotz unsres ausgezeichneten Kutschers, des alten originellen Samuel. Wir verloren auch den Reifen von einem Rade, erreichten aber doch glücklich um 4 Uhr nachmittags Port Elisabeth, eine Stadt, die eigentlich hübscher und reinlicher aussieht als Kapstadt. Der deutsche Konsul Dalldorf, unser dortiger Agent, dem wir einen Besuch abstatteten, war sehr liebenswürdig und redete mir sehr zu, dort zu bleiben und Sonnabend, den 4. März, zur See nach Kapstadt zu fahren. Einige Tage Ruhe hätten mir wohl recht gut gethan, aber mir wäre dann der Sonntag für Moravianhill in Kapstadt verloren gegangen. Darum bestieg ich mit Br. Hennig abends 7 Uhr die Eisenbahn zu einer 48stündigen Fahrt. Dieselbe führte mich von Middelburg Road an den gleichen Weg, den ich auf der Reise ins Kaffernland zurückgelegt, wieder mitten durch die Caaroo; nur hatte ich jetzt Gelegenheit, die damals in der Nacht passierten Strecken bei Tage zu durchfahren. Namentlich interessant war die Bahnstrecke von Triangle nach Hexrivier (siehe Karte!), auf der man von der Höhe der Caaroo wieder zur Ebene herabsteigt. Dann gelangt man wieder in das Gebiet der großartigen Felsgebirge — Bergkette an Bergkette, 2—3000 Fuß aus der Ebene emporsteigend, zerrissene Schluchten, kühne Spitzen, eine großartig erhabene, eigentümlich schöne, wenn auch etwas öde Gebirgswelt, die keinen Strauch und Baum aufweist. — Freitag, den 3. März, abends ½7 Uhr erreichte ich glücklich Kapstadt, dankbar dafür, daß die lange Eisenbahnfahrt glücklich hinter mir lag; die Brr. Rauh und Bauer empfingen mich freundlich. — Sonnabend, den 4. März, erledigte ich mancherlei aufgelaufene Schreibereien, froh darüber, einmal einen ruhigen Tag zu haben. Ich saß in dem gemütlichen Logierstübchen der Geschw. Rauh, die Flügelthüren waren weit geöffnet, und der Blick schweifte bisweilen über die Stadt zur schönen Bai mit den vielen dort ankernden Fahrzeugen; gerade vor mir lag das deutsche Kriegsschiff „Leipzig“, das hier in diesen Gewässern kreuzt. Eine Schilderung der schon oft beschriebenen Kapstadt erlasse ich mir und sage nur, daß, je länger man hier weilt, einem die Lage der Stadt um so schöner erscheint. Auf der einen Seite die Bai und die weite See

dahinter, auf der andern Seite der Teufelsberg, Tafelberg und Löwenkopf mit ihren gewaltigen Felsmassen, dazwischen die Stadt, halb morgenländisch mit den platten Dächern und den vielen Malayen im roten Fez, halb modern europäisch mit großen Kirchen und Staatsgebäuden, und in dieser Stadt Moravianhill, ein wunderschöner Fleck. Sonntag, den 5. März, hielt ich vormittags und abends die Predigt, die erstere wie gewöhnlich weniger, die letztere recht gut besucht; ja in der Abendpredigt ist die 1500 Menschen fassende Kirche meist ganz gefüllt. Man bemerkt sehr bald, daß man nicht einer geschlossenen Gemeine, sondern einer zufällig zusammengewürfelten Gesellschaft gegenübersteht. Die wenigsten der 600 bis 800 Seelen zählenden Mitglieder unsrer Kirche haben sich wirklich hier niedergelassen, während die Mehrzahl in unsern Gemeinen Gnadenthal, Elim, Mamre und Wittewater ihren Wohnsitz hat und nur für längere oder kürzere Zeit in Kapstadt weilt. Und zum großen Teil sind es nicht die besten Elemente von jenen Stationen, die sich hierher begeben, sondern vielfach junge und unreife Leute, welche sich den Ordnungen und der Aufsicht ihrer Gemeine entziehen wollen und deshalb gar nicht sehr verlegen darum sind, daß ein Missionar ihnen hier nachgeht und sich ihrer annimmt. Das Leben in Kapstadt birgt für diese jungen Leute vielfältige sittliche Gefahren in sich, namentlich liegt die Verführung zum Trunk sehr nahe. Kein Wunder, daß das Amtsleben des hier angestellten Bruders reich an mancherlei besondern Schwierigkeiten, Enttäuschungen und Anstrengungen ist. Indes giebt es Gott sei Dank einen guten und zuverlässigen Stamm in der Gemeine, der in einträchtigem Zusammenwirken mit dem Missionar nach finanzieller Selbständigkeit der Gemeine und nach einer festgefügten, bürgerlich-kirchlichen Organisation ringt. Auch scheinen die Kirchendiener Männer zu sein, auf die man sich ganz verlassen kann. Die Gründung dieser Station Moravianhill war durchaus notwendig, und die hier gethane Arbeit hat schon reichen Segen geschafft. Neben manchen, die im Strudel der Versuchungen der Stadt untergingen, sind andre gerade im Kampf gegen diese Versuchungen wie gestützt und gestärkt durch die Arbeit des Missionars zu wirklicher Festigung ihres Charakters als Christen gelangt. (Vergl. Missionsblatt der Brüdergemeine 1893, Nr. 12. S. 372.)

Montag, den 6. März. Heute weht, ein häufiger Gast im Sommer, der wenig beliebte Südostwind, der bisweilen eine solche Stärke erreicht, daß es in unserm Kirchlein geradezu unmöglich ist, zu predigen, weil man vor dem Klappern des Daches und dem

Geheul des Windes sein eignes Wort nicht verstehen kann. Dieser Wind ist auch für Kehlkopf und Hals wenig zuträglich. Am Abend längere Besprechung mit den Kirchen-Dienern und -Dienerinnen, Leuten, welche einen recht guten Eindruck machen. Und wieviel wert ist nicht in dieser Stadt jeder zuverlässige Mann! Dienstag, den 7. März. Heute Vormittag war ich bei Herrn Ines, dem Beamten, der mit der Leitung der Angelegenheiten der Eingebornen betraut ist, um mit ihm über den Siloer Rechtshandel zu sprechen. Gott sei Dank, daß diese schwere Sache endgiltig vorüber ist! Mittwoch, den 8. März, verließ ich in Gesellschaft von Geschw. Rauh wieder Kapstadt, um mit ihnen dem Jubelfest des hundertjährigen Bestehens und der Kircheneinweihung in Gnadenthal am 15. beizuwohnen, ein Umweg, der natürlich Zeit kostet, die ich aber gerne opfre, da ich mich von Herzen freue, diese Feier mitbeleben zu können. Der schon früher beschriebene Weg führt wieder über den Sir Lowris Paß, wo ein entsetzlicher Wind herrschte, dem am nächsten Tage eine gewaltige Hitze folgte, so daß wir froh waren, als wir Donnerstag, den 9. abends Gnadenthal erreicht hatten, für mich der zweite Aufenthalt, den ich dort machte. Mir schon bekannt, machte es doch mit seiner schönen Lage aufs neue einen ganz besondren Eindruck auf mich. Freitag, den 10. bis Dienstag, den 14. März. Die Missionsgeschwister waren alle von äußern und innern Vorbereitungen auf das Fest in Anspruch genommen. Dabei konnte ich wenig helfen und hatte darum eine ruhigere Zeit, die mir um so wohler that, als ich infolge eines Rückfalls jener Erkältung mich doch etwas angegriffen fühlte. So wandte ich diese Tage an, um mit einzelnen Brüdern, namentlich solchen, die aus andern Missionsgemeinen zum Fest gekommen, zu reden, eine Anzahl liegengebliebener Briefe zu schreiben und mich etwas auf die vielen Ansprachen vorzubereiten, welche in der nächsten Zeit auf mich warteten. Auch machte ich einige schöne, stille Spaziergänge in die Kloof. Mittwoch, den 15. und Donnerstag, den 16. März, fand die Feier des Festes statt. Da eine ausführliche Beschreibung desselben von andrer Seite veröffentlicht ist (siehe Missionsblatt der Brüdergemeine, Jahrgang 1893, Maiheft S. 142!), so beschränke ich mich auf folgendes. Wir dürfen mit Lob und Dank auf diese Tage zurückblicken und der Hoffnung leben, daß der während derselben vom Herrn gespendete Segen nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben wird. Mir persönlich wird jedenfalls die Erinnerung an diese Feier zeitlebens lieb und wichtig sein. Auch der Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart erfüllte das

Gemüt mit andächtiger Bewunderung der Wunderwerke unsres Gottes. Das trat uns namentlich entgegen, als wir alle am Nachmittag des zweiten Tages nach dem Liebesmahl zunächst auf den Gottesacker wanderten, wo die Missionare der ersten Zeiten, eine ganze Anzahl, ruhen, und dann die beiden Stellen aufsuchten, wo die alte Lena begraben sein und wo nach der Überlieferung ihre Hütte gestanden haben soll.

Sonnabend, den 18. März. Die Tage des erhebenden Festes in Gnadenthal waren vorüber. Früh 6 Uhr, noch etwas müde von einer Wanderung nach Beröa am Tage zuvor, bestiegen wir, d. h. einmal Br. Hennig und ich, dann aber auch die Schwestern Kunick, Mutter und Tochter, und Br. Lemmerz, die dem Fest beigewohnt hatten, die „Karre", um nach *Elim* zu fahren, das in südlicher Richtung von Gnadenthal nicht weit von der Südspitze Afrikas, dem Kap Agullas, angelegt ist. Der erste Teil des Weges, durch ein welliges Hügelland führend, das von der Hitze der letzten Zeit dürr und ausgebrannt dalag, bot vollends bei dem herrschenden Nebel wenig Interessantes. Allmählich hob sich indes der Nebel, so daß die Sonderendsberge auf der einen, die Strandberge auf der anderen Seite, wenn auch leider nicht ganz klar, hervortraten und dem Landschaftsbilde größeren Reiz verliehen. Nach etwa sechsstündiger Fahrt, unterbrochen durch eine nur kurze Ruhepause für Pferde und Menschen, erreichten wir Houtkloof, eine Außenstation von Elim. Hier wurde Mittag gemacht, und da sich eine Anzahl Leute eingefunden hatte, richtete ich eine kleine Ansprache an sie, worauf sie mir einen Segensvers sangen. Noch 5 Stunden etwa hatten wir von da bis nach Elim selber zu fahren. Der Weg führte am Pferdeberg vorbei über eine beträchtliche Anhöhe, auf der die verschiedensten Arten von Heidekraut wuchsen, deren Schönheit und Mannigfaltigkeit den Ruhm der Umgegend von Elim ausmacht. Ungefähr eine Viertelstunde vor der Station erwarteten uns die Brr. Kunick und Mosel nebst Schw. Lemmerz, ebenso der Bläserchor, der uns mit einem Choral begrüßte. Wie gut hier überall die Leute zu blasen verstehen! Nach der Bewillkommnung bestieg ich die Karre Br. Kunicks und wir fuhren nach Elim hinein. In der Kirchgasse standen die Leute vor ihren Thüren und grüßten. Vor der Kirche selber war eine Art Ehrenpforte errichtet und eine große Schar erwartete uns. Im Abendgottesdienst stellte mich Br. Kunick der Gemeine vor, und ich richtete eine kurze Ansprache an sie. *Sonntag, den 19. März,* hielt ich in der gefüllten Kirche vor einer sehr aufmerksamen Zuhörerschaft die Predigt

über Röm. 3, 21—25. Nachher Begrüßung der Kirchendiener und anderer Personen, nachmittags Hausbesuche, im Abendgottesdienst redete ich über 1. Kor. 3, 16. 17. Doch nun vor allem eine kurze Beschreibung des von etwa 1700 Seelen bewohnten Elim, das einen ganz anderen Anblick bietet als die bisher von mir besuchten Gemeinen und sich auch sonst in mannigfacher Beziehung von ihnen unterscheidet! Schon von weitem gesehen macht es einen netten und freundlichen Eindruck, den Eindruck eines sauberen böhmischen Landstädtchens, wie Br. Kunick ganz zutreffend es kennzeichnet. Am Abhang eines Hügels zweckmäßig und planvoll angelegt, besteht die Station aus 5 regelmäßigen und breiten Straßen, der Kirch-, der Markt-, der Baum-, der Berg- und der neuen Straße, die in der Richtung von Norden nach Süden laufen. Sie finden ihren Abschluß in zwei Querstraßen, in der Richtung von Osten nach Westen führend, in der Sand- und der kurzen Straße. Vor diesen liegt die sogenannte „buitekant" (Außenseite), eine Reihe einzelner Häuser. Die Kirchstraße endet im Süden mit der Kirche, einem schönen, zweckmäßig eingerichteten Gebäude. Ursprünglich ein einfaches Rechteck bildend, hat sie im Jahre 1865 durch einen in der Mitte der einen Längsseite angefügten Ausbau eine Erweiterung und zugleich eine eigentümliche, aber nicht geschmacklose Umgestaltung ihres Aussehens erfahren. Östlich von der Kirche erhebt sich die große, westlich davon, aber auf der andern Seite der Straße etwas schräg gegenüber, die kleine Schule. An die große Schule stößt nach Süden zu der „große Garten", der in den sogenannten Busch übergeht; in der Nähe liegt die Mühle. An die kleine Schule reihen sich die verschiedenen Gebäude des eigentlichen Missionsquartiers, Ställe, Wohnhäuser der Missionare, der „Winkel" (Kaufladen). — Die Straßen mit ihren zum Teil wirklich netten Häusern (namentlich in der neuen Straße) machen einen freundlichen Eindruck. Angefangene, dann liegen gelassene und verfallene Bauten wie auf verschiedenen anderen Stationen giebt es nicht. Das Innere der Wohnungen zeugt von Sauberkeit, Bilder zieren die Wände, blankes Geschirr die Simse, hier und da trifft man gar ein Harmonium. Überall tritt einem wohlthuend ein Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Geschmack entgegen. Das kommt wohl zum großen Teil daher, daß viel weißes Blut in den Adern der Bevölkerung Elims fließt; die meisten sind Abkömmlinge von farbigen Frauen und eingewanderten Bauern. Außerdem wirkt der Umstand mit, daß eine große Anzahl namentlich junger Elimer zeitweise in Kapstadt auf Arbeit weilt, von wo sie geistig geweckter und strebsamer wiederkehren, wenn freilich leider

auch einzelne von ihnen dort in allerhand Versuchungen und Sünden hineingeraten. Fällt die überwiegende Mehrzahl der Stationsbewohner durch ihre helle Hautfarbe auf, so giebt es unter ihnen aber doch einzelne dunkelbraune Gestalten, die sogenannten Mozambiquer, meist befreite Sklaven von der Ostküste. Unter ihnen zeichnen sich 2 liebe, gläubige Alte aus, Isaak und Martina, die aus der Gegend südlich vom Nyassasee herstammen und auch befreite Sklaven sind. Montag, der 20. März, verging ganz über Besprechungen mit den Missionaren, namentlich mit Br. Kunick, dem Vorsteher der Gemeine. Die äußeren Verhältnisse hier in Elim liegen insofern ganz anders, als der Grund und Boden nicht sogenannter grant ist, sondern, von der Mission gekauft, ihr als freies, unbeschränktes Eigentum zugehört. Wir sind also, wie man hierzulande sagt, baas (Herr), und es macht mir Spaß, daß ich hier nicht nur als groot leraar, sondern auch als groot baas begrüßt werde. Selbstverständlich können wir infolge dieser Verhältnisse in Elim ganz anders frei schalten und walten als da, wo wir nur Verwalter des grant sind. Man könnte sich die Station füglich als eine große Farm mit regelrechter Feldwirtschaft und vornehmlich Schafzucht vorstellen, als eine Farm, auf welcher die Missionare nicht nur die inneren geistlichen, sondern auch die äußeren irdischen Angelegenheiten der Gemeine zu ordnen und zu leiten haben. Über diese Verbindung von äußerer und geistlicher Arbeit mag man in der Theorie sehr verschieden denken, jedenfalls hat sie, davon habe ich mich überzeugt, auch ihre sehr guten Seiten; sie ermöglicht beispielsweise unsern Missionaren, in alle Lebensverhältnisse ihrer Pflegebefohlenen einzugreifen und die Forderung, daß das Christentum auch alle irdischen Beziehungen durchdringen soll, praktisch durchzuführen, wodurch wieder ein bedeutsamer kultureller Einfluß auf das Volk ausgeübt wird. Für die Zeit machen die Zustände des Landes eine derartige Verbindung von äußerer und innerer Thätigkeit wirklich auch zur Notwendigkeit. Und wenn manche Missionare anderer Gesellschaften einer entgegengesetzten Theorie huldigen, aber einen bedeutenden Landbesitz haben, der nur ihr persönliches Privateigentum ist und den sie dann mit Hilfe von Eingeborenen bewirtschaften, so läuft das einerseits ziemlich auf dasselbe heraus, was wir thun, und ist andrerseits mit gewissen Nachteilen und Gefahren verknüpft, die bei unsrer Praxis in Wegfall kommen. Vielleicht bahnt sich einmal von selbst die Zeit an, in der man eine Trennung von äußerer und innerer Arbeit vorzunehmen für angezeigt halten wird; sie heute aber künstlich und gewaltsam herbeizuführen, wäre meiner Ansicht nach verkehrt.

Das kann ich außerdem mit gutem Gewissen versichern, daß unsre Brüder in dieser äußeren Arbeit nicht aufgehen und daß sie ihre geistliche Arbeit keineswegs vernachlässigen. Dienstag, den 21. März, vormittags längere Konferenz mit den Aufsehern wie mit den Kirchen-Dienern und -Dienerinnen. Wie deutlich unterscheidet sich doch eine solche Verhandlung mit den hiesigen Farbigen von einer mit den Kaffern! Letztere sind offenbar ein parlamentarisch angelegtes Volk. Einer redet nach dem andern, manchmal recht weitschweifig, jedenfalls aber sehr gewandt und mit großem Freimut, die Hand in Hand mit einer gewissen Schlauheit geht. Hier sprechen lieber mehrere zugleich, ihre Ausdrucksweise ist unbeholfen und schwerfällig. Hier kommt man eigentlich schneller zum Ziel, aber dem Gang der Verhandlung fehlt die Klarheit, die ihn im Kaffernlande auszeichnete. Abgesehen davon bekam ich jedoch von der inneren Gesinnung und Willigkeit der Elimer Aufseher und Kirchendiener eine recht gute Meinung und glaube, daß sie wirklich das Wohl der Gemeine im Auge haben. — Nachmittags wieder Besprechung mit den Missionaren. In dem sehr gut besuchten Abendgottesdienst redete ich über die verschiedenartigsten Gemeinverhältnisse, über Abgaben u. s. w. Es ist gut, wenn auch alle diese Dinge einmal seitens eines aus der Heimat kommenden Bruders durchgesprochen werden; denn nur zu leicht bildet sich hier bei den Leuten die Ansicht, daß die Missionare in dergleichen Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken handelten. Hören sie dagegen, daß unsre Missionare bestimmten, ihnen gegebenen Anweisungen folgen und wir Mitglieder der Oberbehörde wohl Kenntnis von der Sachlage haben, so macht das entschieden Eindruck auf sie. Mittwoch, den 22. März, benutzten wir zu einem Ausflug an den Strand nahe bei Kap Agullas, wo der atlantische und indische Ozean sich berühren. Bei bedecktem Himmel und mäßiger Wärme bot der Aufenthalt an der schönen, klippenreichen See, ein Bad in ihren Fluten, der Anblick der Erikaarten, deren ich an diesem Tage allein 15 verschiedene fand, und die angenehme Gesellschaft nach den angestrengten Arbeitstagen wohlthuende Erquickung für Leib und Seele. Donnerstag, den 23. März, vormittags Besuch der 2 Schulen mit zusammen etwa 300 Kindern unter 2 Lehrern und 4 Ayas. Recht zufriedenstellende Leistungen, auch entschieden das Bestreben bemerkbar, die hiesige, zu mechanischer Einpaukerei führende Lehrmethode etwas fruchtbarer zu gestalten und auf den Geist der Kinder einen wirklich belebenden und weckenden Einfluß auszuüben. Nachmittags eine Zusammenkunft mit den Kirchendienern, innere Angelegenheiten der Gemeine betreffend.

der unter ihnen herrschende Geist und ihr warmes Interesse für diese Fragen erweckte aufs neue meine Freude. Auf einem längeren Spaziergang mit Br. Kunick zu den Feldern (hier Säeländer genannt) und Gärten der Leute konnte ich die Lage Elims von Süden her überschauen. Die Station hat keine so schöne Umgebung wie die meisten unsrer andern Gemeinen. Aus dem hügligen Lande erhebt sich nur im Norden und Osten ein etwas entfernter, höherer Bergzug, über den der ansehnliche Pferdeberg noch hinwegschaut. Dagegen gewährt Elim selbst in seinem frischen Grün mit seinen regelmäßigen Straßen immer wieder einen schmucken, reizenden Anblick wie eine Oase auf weiter Steppe. Abends hielt ich noch eine eingehende Besprechung mit den Lehrern und Schulayas. Freitag, den 24. März. Schreibereien, 11 Uhr vormittags ein Kindergottesdienst, den ich einer sehr aufmerksamen Jugendschar hielt. Nachmittags ein Doppelbegräbnis, das Br. Kunick hielt, und zwar ganz nach der in unsern deutschen Gemeinen üblichen Weise; doch fehlte der Bläserchor, der hier nur bei besonders festlichen Gelegenheiten auftreten kann, da manche seiner Mitglieder auswärts auf Arbeit. Dann Hausbesuche, vorwiegend bei solchen, die krankheitshalber in die Kirche nicht kommen können. Wirklich erbaulich ein Besuch bei der alten Wilhelmine, einer früheren Kirchendienerin, die, vom Schlage gerührt, von ihrer Tochter Magdalena (Schulaya), einem sehr braven Mädchen, verpflegt wird. Immer wieder fällt mir auf, wie nett, sauber und reinlich die meisten Wohnungen sind. Unsre ehemaligen Kirchkinder in H. (einem deutschen Gebirgsdorf, in welchem Br. Buchner einst als Geistlicher angestellt war) würden dankbar sein, wenn sie solche Behausungen, Säeländer und Gärten ihr eigen nennen könnten. Abendgottesdienst nur für den erwachsenen Teil der Gemeine, von mir gehalten. Sonnabend, den 25. März. Schreibereien, Besuch der Mühle und des Winkels, Vorbereitung auf die Gottesdienste der nächsten Tage. Abends der Gottesdienst zum Eintritt in die Karwoche ganz in der der Brüdergemeine eigentümlichen Weise, auch das Chorstück: „O Bethania du Friedenshütte" fehlte nicht. Die Kirche war, wie in dieser Zeit überhaupt, ganz gefüllt. Denn wer es nur irgend ermöglichen kann, eilt aus der Nähe oder Ferne herbei, um diese heilige Woche im Schoß der heimatlichen Gemeine zu verleben. Die Verhältnisse bringen es leider so mit sich, daß ein großer Teil unsrer Leute, namentlich die jungen, des Verdienstes wegen sich zerstreuen und in Kapstadt oder bei den Bauern Arbeit suchen müssen. Und zu verwundern ist es unter diesen Umständen nicht, daß viele von ihnen, der geistlichen

Zucht und Beeinflussung entrückt, in der Fremde auf Abwege geraten, zumal zahlreiche Versuchungen auf sie einstürmen und die Stimme der Verführung, nicht am wenigsten aus dem Munde der Weißen, immer wieder lockend an ihr Ohr tönt. Dem gegenüber muß nun aber als ein großer Segen bezeichnet werden, daß wenigstens diese Festtage (ebenso wie Weihnachten und Neujahr) von ihnen in ihrer Heimatgemeine verbracht werden. Da hören sie wiederum Gottes Wort, da werden sie persönlich aufs neue ermahnt, da vernehmen sie ein ernstes Zeugnis wider die Sünde. Das bleibt nicht ohne Frucht. Aus diesem Grunde war es mir natürlich wertvoll, diese Osterzeit gerade in der großen Gemeine Elim feiern und an viele, die sonst sich hier nicht aufhalten, die Botschaft von dem ausrichten zu dürfen, der die Sünde vergiebt, von ihrer Herrschaft befreit und die Kraft verleiht, in einem neuen Leben zu wandeln. — Gott sei Dank, daß nach der lang anhaltenden Hitze eine erquickende Kühle eingetreten ist. Und dabei ist die Luft so mild, so weich, ja die Abende mit ihrer Windstille und dem Schein des Mondes und der Sterne am wolkenlosen Himmel so köstlich lau und wohlig, daß man ins Haus zurückzukehren sich kaum entschließen kann. Der afrikanische Winter, in mancher Beziehung die angenehmste Jahreszeit, naht heran. Palmsonntag, den 26. März. Beten der Litanei zum Leben, Leiden und Sterben Jesu, Predigt von Br. Kunick, nachmittags Konfirmation, von Br. Lemmerz ganz nach Weise der Brüdergemeine gehalten. Die Konfirmanden erschienen sämtlich weiß gekleidet, ein feierlicher Anblick. Mit der Konfirmation wird es übrigens hier auf unsern Missionsstationen anders gehalten als in der Heimat. Nicht beim Verlassen der Schule mit 14, 15 Jahren werden die Kinder nach üblicher Sitte konfirmiert, sondern die Konfirmation und die Berechtigung zur Teilnahme am Genuß des Abendmahles setzt eine persönliche Bitte des einzelnen voraus, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß beim „Sprechen" und sonstigen passenden Gelegenheiten ihm nahe gelegt wird, diese Bitte auszusprechen. Eine Folge davon ist, daß diese Bitte von Leuten sehr verschiedenen Alters, aber selten vor dem 20. Jahr vorgebracht wird, weshalb die Konfirmanden meist schon erwachsene Leute sind. Man kann ja über diese Praxis verschieden denken, den Vorteil gewährt sie jedoch, daß das Verständnis der Konfirmanden ein reiferes und tieferes ist, und daß das Herannahen zum Tische des Herrn auf einem freieren und selbständigeren Entschluß beruht. Montag, den 27. März, vormittags hielt ich Gottesdienst für die Eheleute. Dann kurze Konferenz mit den Kirchendienern, nachmittags mit den Mis-

sionaren. Abends Verlesen des betreffenden Stückes der Leidensgeschichte. Dienstag, den 28. März, hielt ich um 9 Uhr den unverheirateten Männern, um 11 Uhr den unverheirateten Weibern gut besuchte Gottesdienste. Nachmittags mit Geschw. Lemmerz auf der Karre nach Petersilienrivier und Spaniordkloof, Plätzen, die von Elimer Leuten gekauft und bewohnt sind. Sie halten sich aber treu hierher zur Kirche und gefielen mir sehr gut. Man findet hier doch eine Anzahl lieber, einfältiger Kinder Gottes, denen der Mund übergeht von dem, was sie an ihrem Herzen erfahren haben. Mittwoch, den 29. März, vormittags und nachmittags Hausbesuche, einige Leute kamen auch zu mir, abends hielt ich die Vorbereitungsrede auf das heilige Abendmahl. — Bei den Besuchen lernte ich manche wirklich liebe Leute kennen. In einem Hause fragte ich den Mann, ob er seiner Frau, die erkrankt den Gottesdienst für die Eheleute nicht hatte besuchen können, auch etwas daraus erzählt habe. Fing da der redliche Mensch mit Feuereifer an, meine Rede ganz ins einzelne wiederzugeben, so daß ich ihn sehr bald unterbrechen mußte, um nicht nochmals meine eigene Rede mit anhören zu müssen. Auch in anderen Häusern kamen sie und in einer Weise darauf zu sprechen, daß ich zu meiner Freude bemerken konnte, wie aufmerksam sie gewesen. Allerhand äußeres fiel mir bei meinen Besuchen auch wieder vorteilhaft auf. Wie sauber und ordentlich gehalten sind auch die Wohnungen der ärmeren Leute! Wie stattlich nehmen sich die neuen Häuser, zum Teil noch im Bau begriffen, aus! Fast überall findet man außer der Wohnstube noch 2 Kammern und 1 Küche. Ein gewisser Wohlstand herrscht in Elim, auch eine geistige Gewecktheit und Gewandtheit in den Umgangsformen. Es beginnt sich außerdem — eine sehr bedeutungsvolle und erfreuliche Thatsache — ein Stand von Handwerkern heranzubilden. Derartigen Bestrebungen sollte man im Interesse der jungen Leute jeden möglichen Vorschub leisten! So giebt es hier einen sehr geschickten Schmied, einen Gerber, mehrere Schuhmacher, Tischler und Maurer. Gründonnerstag, Karfreitag, den 30. und 31. März. Eine Abendmahlsgemeine von etwa 350 sauber, meist weiß gekleideten Personen war am Abend des ersteren Tages in der Kirche versammelt. Kräftig tönte der Gesang unsrer allbekannten, ins Holländische übersetzten Abendmahlslieder. Diese noch bis auf den heutigen Tag verachteten Farbigen, denen manche Weiße am liebsten wieder das Joch der Sklaverei auf den Nacken bürdeten, denen sie alle Fähigkeit zu selbständigem Denken und Handeln absprechen — diese Farbigen hier als gleichberechtigte Genossen

am Tische des Herrn zu sehen und in ihrer Mitte den Segen christlicher Gemeinschaft so gut zu spüren wie in den heimatlichen Gemeinen, welch eine Offenbarung der herrlichen Gnade Gottes! Ja, bei solchen Gelegenheiten drängt sich einem die Empfindung heißen Dankes gegen den Herrn der Heiden auf, der die Arbeit der Mission so reichlich gesegnet hat und es noch thut. Und besteht diese Arbeit zum großen Teil auch in einem stetig wachsenden Kampf gegen die Sünde, so ist dieser Kampf doch kein fruchtloser, sondern ein in Gotteskraft siegreicher. — Im übrigen war die Form und Ordnung der Feier dieser Tage derjenigen in der Heimat ganz gleich, selbst die gewohnten Chorstücke fehlten nicht. Erster Osterfeiertag, den 2. April. Ein prächtiger Ostermorgen, klar, kühl und doch nicht kalt. Eine große Schar — auch viele umwohnende Bauern waren gekommen — zogen wir auf den Gottesacker, wo an den geschmückten Gräbern die Osterlitanei gebetet wurde, während die Sonne strahlend aufging. In der Predigt und der unmittelbar darauf folgenden Ordination Br. Kunicks zum Presbyter, die ich beide hielt, war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt, und musterhafte Ordnung herrschte. Nachher erschienen die Kirchen-Diener und -Dienerinnen aus freien Stücken und sangen dem Ordinanden Segensverse; vor Bewegung weinten sie, so hatte die Weihehandlung sie ergriffen. Zweiter Osterfeiertag, den 3. April, vormittags Predigt von Br. Lemmerz, nachmittags ein Liebesmahl für die Abendmahlsgemeine, in welchem Gemein- und Chorgesang mit Ansprachen der verschiedenen Brüder abwechselten. Die Leute, welche die Liebesmahle außerordentlich lieben, erhielten so gewaltige Stücke Brot, daß es unthunlich schien, dieselben mit einigem Anstand zu verzehren. Indes die Männer holten alsbald die Messer hervor und zerlegten das Empfangene in regelrechte Schnitten. Die Frauen thaten ein Gleiches, nur daß in ihren Reihen die Klingen seltener waren und darum von Hand zu Hand wanderten. — In diesen Ostertagen machte mir ein origineller Mensch viel Freude. Jahrelang seinen Kirchenbeitrag schuldig, obgleich derselbe in anbetracht seiner dürftigen Umstände sehr herabgesetzt war, durfte er unsern Ordnungen gemäß nicht alle kirchlichen Rechte eines vollen Gemeinmitgliedes ausüben. Auf meine ihm vor den Kirchendienern und Aufsehern erteilte Ermahnung hin erschien er indes bei Br. Kunick und beglich seine Schuld mit einem Gesicht — ich kam gerade dazu — mit einem Gesicht, das vor Freude strahlte. Seitdem fand er, der längere Zeit wenig zur Kirche gekommen, sich in jedem Gottesdienst ein und thronte auf der zweiten Bank obenan, schön gekämmt und in seinen besten

Kleidern. Es war, als ob er, von seinem Banne erlöst, nun aller Welt zurufen wollte: Mich klagt nun keine Schuld mehr an, ich habe meine Pflicht gethan! — Am Nachmittag verschiedene Besuche, unter anderm bei der lieben alten Wilhelmine, bei der wir auch am Karfreitag Krankenabendmahl gehalten; ihr Siechen- und wohl Sterbebett umweht ein spürbarer Gottesfriede. — Abends hielt ich einen Abschiedsgottesdienst. Nach demselben zog die ganze Gemeine, eines nach dem andern, bei mir vorbei und reichte mir die Hand, mancher noch ein Wort des Dankes auf den Lippen. Orgel und Bläserchor spielten abwechselnd. Mir wards ordentlich schwer, daß ich diesen Leuten zum letztenmal hienieden in die Augen geschaut haben sollte. Auch die Ansprachen des Lehrers Ezechiel Pfeiffer und des Kirchendieners Johannes Hans waren recht beweglich. Dann sammelte sich die ganze Gemeine noch vor meiner Stube und stimmte Segensverse an. Die Leute hier singen wirklich schön, und ein solcher Gesang von etwa 800 Menschen, vollends an einem schönen Mondscheinabend wie dieser, hat etwas Ergreifendes.

Die Mitglieder der Gemeine Elim, wie gesagt, zum größten Teil Nachkommen von Buren und Farbigen mit einer beinahe weißen Haut, scheinen auch teilweise im Besitz der höheren Intelligenz der kaukasischen Rasse, und ihre Häuser, die innere Einrichtung derselben, ihr Sinn für äußere Ordnung, Sauberkeit und Schmuck, zeugen von einer höheren Entwicklung; sie übertreffen alle ihre Stammesgenossen, mit denen ich in Berührung kam, in dieser Beziehung. Aber auch reges, geistliches Leben trat mir entschieden entgegen, das giebt sich auch im zahlreichen Besuch der Gottesdienste kund. Ein Übelstand in dieser Gemeine besteht indes darin, daß viele Glieder derselben, nahe verwandt untereinander, sich zu gewissen, scharf abgeschlossenen Familiengruppen zusammengefunden haben, zu Gruppen, die aber wieder gegenseitig in einem gespannten oder doch unfreundlichen Verhältnis zu einander stehen. Auch fiel mir in keiner Gemeine die abergläubische Furcht vor Vergiftung aus Neid oder Rache so auf wie hier.

Die Außenstationen Houtkloof, Spanjardkloof und Petersilienrivier habe ich nur gerade kurz besuchen können, traf aber auch hier manche Leute, die den lebendigen Eindruck von wahren Christen machen.

10. Mamre, Wittewater und Goedverwacht.

Dienstag, den 4. April, morgens ½7 Uhr bestiegen Br. Kunick und ich die Karre. Noch einmal bliesen die Bläser einen

letzten Choral, noch einmal reichte ich den lieben Elimer Missionsgeschwistern die Hand, ein Grüßen von allen Seiten, wir rollten die Kirchstraße hinab und bald lag Elim hinter uns, das Elim, das ich herzlich lieb gewonnen und dessen ich mich stets mit warmer Teilnahme erinnern werde. Das nächste Reiseziel war die Missionsstation Mamre. Sie liegt recht weit entfernt von Elim in westnordwestlicher Richtung oder, um eine andere Bestimmung anzuwenden, gerade nördlich von Kapstadt, nicht fern von der Westküste des Kaplandes. Unsre Fahrt schloß an diesem Tage in Caledon, woselbst wir die Brr. Hennig und Bau, ebenso Geschw. Hettasch trafen. Letztere fuhren mit Br. Kunick nach Elim, Br. Bau reiste zu seiner Hochzeit nach Kapstadt, Br. Hennig schloß sich mir wieder als treuer Reisegefährte an. Recht warm war die Fahrt gewesen und stellenweise durch entsetzliche Staubwolken ungenießbar gemacht. Die Gegend, ein infolge der großen Trockenheit gegenwärtig ödes Hügelland, bot keinen besonderen Reiz. Kurz vor Caledon tauchten indes höhere Gebirgsketten auf und in der Nähe erhob sich der sogenannte „babylonische Turm", ein eigentümlich geformter Berg. Caledon selbst ist ein nettes, im Grünen liegendes Städtchen. Mittwoch, den 5. April. Von Caledon aus erreichten wir bald den schon mehrmals befahrenen Gnadenthaler Weg, der über Hauthoek und den herrlichen Sir Lowris Paß an die Bahn führt, fuhren diesmal aber nicht nach Kapstadt, sondern auf einer Zweigbahn nach Durban (siehe Karte!). Hier übernachteten wir in einem echt afrikanischen Hotel; Zimmer und Bett recht gut, aber die Kost — abends Spiegeleier und Speck ohne Brot, morgens eine einzige Tasse Kaffee ohne Brot; denn das Brot war ausgegangen. Donnerstag, den 6. April. Um 9 Uhr bestiegen wir den Zug nach Kalabaskraal, wo uns Br. F. Wilhelm Kunick (der 10 Jahre jüngere Bruder Heinrich Kunicks in Elim) mit der „Karre" abholte. Die Gegend gewinnt hier allmählich einen ganz anderen Charakter, man merkt, daß man sich der See nähert. Immer tiefer wurde der Sand, und ich bewunderte unsre Pferde, die auf solchem Grunde noch munter trabten. Ein Stück vor Pella, einer Tochtergemeine Mamres, bedient von dem ordinierten eingeborenen Missionar Karl Jonas, — erwarteten uns schon 16 Reiter aus Mamre und begrüßten uns mit dem Gesang eines Verses. In Pella selbst war die ganze Gemeine versammelt und nach Gesang ebenfalls eines Verses erfolgte eine allgemeine Begrüßung. Hier schlossen sich noch eine Anzahl Reiter und einige Karren an, bald hinter Pella kamen auch die Brr. Günther und Schaf angeritten; so legten wir

den Weg bis Mamre in stattlicher Begleitung zurück. Bei der Ankunft dieselbe herzliche Begrüßung mit Gesang und Blasen wie auf den anderen Stationen, nur daß hier noch ein origineller, alter Mozambiquer, ein hierzulande seltener Junggesell, im grauen Cylinderhut auftauchte. Mamre war, ehe es 1808 als grant der Mission übergeben wurde, ein mit vielen stattlichen Nebengebäuden versehenes Jagdschloß des damaligen Gouverneurs. Die Bodenverhältnisse gestatteten nicht, daß das Dorf für die Eingeborenen dicht an die „Werf“ angebaut wurde, sondern es liegt etwa 5—10 Minuten entfernt und durch einen schönen Eichenbusch davon getrennt. Die „Werf“ umfaßt eine bedeutende Anlage von vielen Gebäuden, zu denen die Mission nur die große Schule und die Kirche hinzugefügt hat. Letztere, schön und geräumig, hat sich in ihrem Baustil etwas dem Rokoko der schon vorhandenen Bauten anbequemt. Südlich von der Kirche liegt das frühere Jagdschlößchen, jetzt die Wohnung des Vorstehers, Küche und „Eßkammer“ in sich fassend. Zwischen beiden stehen Eichen und Koniferen, wie denn überhaupt die „Werf“ reich mit Bäumen und eigentümlicherweise auch hie und da mit großen Felsblöcken besetzt ist, die, aus dem Boden emporragend, den Kindern willkommene Spielplätze bieten. Zu beiden Seiten der Kirche und des großen Wohnhauses, nach Ost und Westen zu, liegen die Wohnhäuser der anderen Missionare, der Kaufladen, verschiedene Werkstätten und Schuppen, das Backhaus und das Waschhaus. Am nördlichen Ende, einander gerade gegenüber, befinden sich die große und die kleine Schule. Gärten und Baumpflanzungen umgeben diesen Kranz von Gebäuden auf allen Seiten. Im Westen erhebt sich dann unmittelbar hinter den Gärten der Mamreer Berg, von dem aus man eine schöne Aussicht auf den Tafelberg und die Kapstadt genießt. Will man von der „Werf“ ins Dorf gelangen, so führen durch den bereits erwähnten, südlich davon gelegenen Eichenbusch, der auch die Mühle (Wasser- und Dampfmühle) birgt, verschiedene Wege dahin. Infolge der Bodenverhältnisse ist das Dorf nicht in der planvollen Regelmäßigkeit aufgeführt wie Elim und macht darum auch nicht den gleichen städtischen Eindruck, obschon es etwa 1400 Einwohner zählt. An einem Abhang in der Richtung von Osten nach Westen laufen 2 Straßen, die Klinker- und die Sand- oder lange Straße. Dann folgt nach Osten zu der sogenannte „Block“, eine Anzahl zusammengeschlossener Gebäude und endlich die Kapsche und die Lausklooffstraße. Die Gärten der Leute liegen zum Teil an den Häusern, zum Teil weiter entfernt davon. — In dem gutbesuchten Abendgottesdienst begrüßten Br. Hennig

und ich die Gemeine. Freitag, den 7. April, Konferenzen mit den Missionaren, im Abendgottesdienst Ansprache über 1. Petri 2, 9. Sonnabend, den 8. April, vormittags längere Besprechung mit den Kirchendienern, die mir gut gefielen und sich recht hübsch äußerten. Nachmittags wieder Beratung mit den Missionaren, den Abendgottesdienst hielt ich auch wieder, vornehmlich äußere Angelegenheiten wie Gemeinabgaben u. s. w. besprechend. Sonntag, den 9. April, predigte ich vor der zahlreich versammelten Gemeine und den Christen von Pella über 1. Joh. 5, 4. An die Predigt schloß sich unmittelbar die Ordination Br. Kunicks, die nicht verfehlte, denselben tiefen Eindruck auf die Leute zu machen wie in den anderen Gemeinen. Den Nachmittag verbrachten wir im Geschwisterkreise; schöner gemeinschaftlicher Spaziergang. Montag, den 10. April, Besuch in Pella und bei der Johanniskirche. Letztere, auf dem Grund und Boden Mamres von einem treuen Gemeinmitglied errichtet, ehe noch Pella unser Eigentum geworden, liegt einsam da. Pella dagegen, wo sich auch die Schule befindet, bildet einen selbständigen, durch Kauf erworbenen Besitz. Wir haben hier nicht eine geschlossene Ortsgemeine vor uns, sondern die Mitglieder wohnen zerstreut teils in Pella selbst, teils auf den umliegenden Bauernplätzen. Die Unzuträglichkeiten, welche mit dem Umstande verknüpft sind, daß die Kirche sich anderswo befindet als die Schule und die Wohnung des Geistlichen, machen sich nicht so drückend bemerkbar, daß sich der schon öfter geäußerte Wunsch rechtfertigen ließe, die noch recht gute Kirche abzubrechen und in Pella neu aufzuführen. — Eine halbstündige Fahrt in der „Karre“ brachte uns zur Johanniskirche. Da wir hier aber die vorher bestellten Kirchendiener nicht antrafen, begaben wir uns zunächst nach Pella selber und besichtigten die dortigen Missionsgebäude. Der hier angestellte eingeborene Geistliche Karl Jonas, ein treuer Mann von bereits 68 Jahren, hat leider im letzten Jahr aus Mangel an Lehrkräften die von 90 Kindern besuchte Schule noch neben seinem geistlichen Amte besorgen müssen. Zur Kirche zurückgekehrt hatten wir mit den inzwischen angelangten Kirchen-Dienern und -Dienerinnen eine längere Unterredung über den Zustand der Gemeine. Prächtige Leute, kindlich offen und schlicht! Sehr zahlreich versammelte sich unterdessen die Gemeine, deren größter Teil bereits am Sonntag in Mamre den Gottesdienst besucht hatte; das nette Kirchlein war ganz gefüllt. In dem Gottesdienst, der mir in sehr lieber Erinnerung geblieben, redete ich über Joh. 14, 19 zu einer musterhaft aufmerksamen Zuhörerschaft, die begierig das Wort aufnahm. Nach einer kurzen Ansprache Br.

Hennigs erzählte ich dann noch verschiedenes, einige Gemeinmitglieder traten auch auf, dankend, Grüße auftragend — es war deutlich zu spüren, daß die Leutlein wirklich mit dem Herzen zugehört hatten. Recht bewegt reichte ich ihnen allen zum Abschied die Hand. Als wir zunächst zu Fuß den Rückweg antraten, da etwas am Geschirr ausgebessert werden mußte, winkten die Leute, so lange sie uns sehen konnten, mit den Tüchern, und immer wieder mußten wir uns umwenden, um ihnen einen letzten Gruß zuzusenden. Die nachfolgende Karre besteigend kehrten wir mit dem Wunsche nach Mamre zurück, daß der Herr diese vielleicht noch nicht sehr geförderten, aber jedenfalls kindlich aufrichtigen Seelen reichlich segnen wolle. Dienstag, den 11. April, vormittags Konferenzen, nachmittags zur Feier von Br. Günthers Geburtstag gemeinschaftlicher Ritt über die Lauskloof zum „Großen Sande", während die Schwestern und Kinder sich in der „Karre" dorthin begaben. Welch köstliche Erfrischung in all die Arbeit hinein! Die Lauskloof ist ein nicht ganz uninteressanter Ort. Hier ist die erste Heidenpredigt in dieser Gegend — wenn ich nicht irre, durch Marsveld — gehalten worden. Noch wird der Platz an einer schönen Quelle mitten in einem kleinen Pappelbusch gezeigt. Hier in dieser Kloof fand auch der bekannte Kampf des Missionar Schmitt („Tiger-Schmitt") mit dem Tiger statt. Die Erzählung davon wie der Mut jenes Hottentotten, der damals das Untier am Maule festhielt und als Simson gepriesen wurde, lebt noch in der Erinnerung der Leute, wie wir aus der eingehenden Schilderung Wilhelms, unsres Kutschers auf der Fahrt nach Pella und zugleich angesehenen Kirchendieners, ersehen konnten. Der Ritt von der Kloof hinüber zum „Großen Sande", und noch mehr von dort nach Hause, führte uns ein echt afrikanisches Bild vor. Alte Dünen, von dem jetzt weit zurückgetretenen Meer aufgeworfen, erheben sich plötzlich in der Ebene, und ersteigt man sie, so erblickt man eine weite Sandlandschaft, Hügel von Sand, Thäler von Sand, die, je nachdem der Wind weht, ihre Lage und Gestalt beständig verändern. Ja vom Winde getrieben rückt diese Sandlandschaft immer weiter landeinwärts vor. Würde man bei uns zu Lande durch Bepflanzung und andere Vorkehrungen diese wandernden Sandmassen längst zum Stehen gebracht haben, so giebt man sich hier, wo der Boden so wenig Wert hat, keine Mühe damit. Für die mitgenommenen Kinder gewährten Rutschpartien die Sandhügel hinab ein besonderes Vergnügen. — Am Abend hielt ich einen gut besuchten Gottesdienst nur für die Eheleute. Mittwoch, den 12. April. Vormittags erst Besprechung über die Angelegenheiten

der Gemeine Pella, dann Besuch der Schule, die in gutem Zuge zu sein schien. Wie unendlich viel besser haben es doch die braunen Kinder im Vergleich mit vielen Boeren-Kindern, die ohne jeglichen Unterricht aufwachsen! Nachher Ansprache an die Kinder in der Kirche. Nachmittags Gottesdienst für die ledigen Frauenspersonen, denen ich Maria von Bethanien als Vorbild vorführte. Darauf Besprechung mit den Lehrern und Schulayas. Abends redete Br. Hennig sehr eindringlich zu den jungen Burschen. Donnerstag, den 13. April, vormittags letzte lange und eingehende Konferenz. Nachmittags Packen, Hausbesuche im Dorf. Während letzterer drängte sich mir eine Beobachtung aufs neue auf. Mag man den hiesigen Leuten auch vorwerfen, ihr Christentum gehe nicht genug in die Tiefe, es ermangle der Thatkraft, bewundern muß man, welche Stärke dieses Christentum in Trübsal und Leiden von mancherlei Art entfaltet. Nie habe ich, selbst bei schweren, langanhaltenden Krankheiten und Gebrechen, bei Blindheit, bei völliger Lähmung u. dergl. ein Wort der Klage oder des Murrens vernommen. Vielmehr traf ich überall eine geradezu musterhafte und tief erbauliche Ergebung in den Willen Gottes, ein überraschendes, unerschütterliches Vertrauen zu der Liebe Gottes. In jenem Mangel wie in diesem Vorzug spiegelt sich eben der Charakter dieser Farbigen wieder. — Abends der sehr gut besuchte Abschiedsgottesdienst. Ein Kirchendiener sowie der Lehrer sprachen ihren warmen Dank dafür aus, daß die „großen Lehrer“ mich zu ihnen gesandt. Nachher zog die ganze Gemeine noch vor das Missionshaus und stimmte Segensverse an. Nach einmal vereinigten wir uns im engeren Kreise mit den Geschwistern zum Gebet. Freitag, den 14. April, früh 6 Uhr fast wehmütiger Abschied. Es waren schöne und gesegnete Tage gewesen, die Tage in Mamre. Der Herr lasse sie uns allen und der Gemeine zu bleibendem Gewinn gereichen!

Waren in der Gemeine Mamre auch allerhand kleine Unordnungen hinsichtlich der zu zahlenden Beiträge und Abgaben zu rügen, so nahmen die Leute diese Rügen nicht nur mit Demut und Bescheidenheit hin, sondern sie legten auch überhaupt ein befriedigendes Streben nach dem Guten an den Tag. Die Hausbesuche gaben Gelegenheit, in vorhandenes christliches Leben erfreuliche Blicke zu thun. Ja einzelne Gemeinmitglieder erschienen als wirklich gereifte, geförderte Christen. Der Einfluß eines vor einigen Jahren gestorbenen, lange hier angestellten, eingebornen Lehrers Weber, der sich der Gemeine in allerlei Weise treu angenommen, macht sich noch jetzt in erfreulicher Weise geltend.

An der mit Mamre als Außenstation verbundenen Gemeine Pella wirkt, wie gesagt, der verheiratete Eingeborne Karl Jonas, persönlich ein lieber Bruder und wahrer Christ; indes selbständig eine Gemeine, und vollends eine so zerstreute wie Pella zu leiten, dazu fehlt ihm offenbar die Gabe. Da die Kirche (Johanneskirche) eine halbe Stunde von seiner Wohnung entfernt liegt, erfolgt der Beginn des Gottesdienstes oft so unregelmäßig, daß viele Kirchgänger schon wieder nach Hause gegangen sind, ehe Karl Jonas erscheint. Eine schärfere Kontrolle muß künftighin von Mamre aus geübt werden. Pünktlichkeit und Ordnung sind Dinge, welche die Eingebornen auch beim besten Willen nur schwer begreifen. Die Gemeine in Pella habe ich bei der Kürze der Zeit nur oberflächlich kennen gelernt. Die ungemein freundliche Aufnahme, die ausgezeichnete Aufmerksamkeit im Gottesdienst, die vielfachen Bitten in Bezug auf die künftige Bedienung der Gemeine ließen jedenfalls erkennen, daß geistliche Bedürfnisse in der Gemeine vorhanden sind und ein geeigneter Mann dort ein lohnendes Arbeitsfeld finden würde. Der von mir ordinierte Isaak Uyß von Goedverwacht ist jetzt, nachdem Karl nach Wittewater versetzt ist, dahin berufen worden und wird, wie ich hoffe, den Platz ausfüllen.

Freitag, den 14. April. Die Fahrt von Mamre nach dem gerade nördlich davon gelegenen Wittewater, die wir in Begleitung Br. Kunicks antraten, ging trotz des Sandes flott von statten. Besondere Reize bot die Gegend nicht, nur der letzte Blick auf Mamre mit dem Tafelberg im entfernten Hintergrunde war wirklich schön. In Oudepost spannten wir bei einem Bauern aus und hielten Morgensegen. Der Bauer, sein Weib und seine Kinder, bedauernswerte Leute, die selten Gottes Wort hören, nahmen daran teil. Ihrer braunen Magd jedoch ward das bezeichnenderweise als einem „Schepsel“ (Geschöpf, verächtlicher Ausdruck der Weißen zur Bezeichnung der Eingeborenen) nicht gestattet. Halbwegs in Bottlefontein erwartete uns Br. Wagner aus Wittewater mit seiner „Karre“, die wir nun bestiegen, nachdem wir uns von Br. Kunick verabschiedet. Nach noch 3½stündiger Fahrt erreichten wir das schon 2 Stunden vorher sichtbare Wittewater. Die Lage dieser Station ist eine völlig andere als die der übrigen. Letztere sind entweder in völlig freier Ebene oder am Fuße von Bergen errichtet. Wittewater dagegen, d. h. zunächst die zur Mission gehörigen Gebäude, liegt ein gutes Stück bergauf an dem südöstlichen Abhang eines gewaltigen Berges. Vor einem breitet sich ein weites, wellenförmiges Gebiet aus, durch-

flossen von der Bergrivier, einem Fluß, der bei Regenwetter mächtig anschwellen kann. Nach Osten zu ragt Riebecks Kastell, ein einzeln stehender Berg, und weiterhin ein langgedehntes Felsengebirge, die Drakensteiner Berge (nicht zu verwechseln mit dem Drakengebirge in Kaffraria). Was die Missionsgebäude selber betrifft, so kommt man bei der Einfahrt von Osten her zuerst an einem kleinen Häuschen vorbei, das als Tischlerei und Schmiede dient. Dann folgen in gleicher Flucht das Besuchshäuschen (früher ein Hühnerhaus), das Wohnhaus, etwas zurückstehend der Winkel (Kaufladen), wieder mit dem Wohnhaus in gleicher Linie die kleine Kirche (früher ein Schafstall), die unansehnlichste aller Kirchen, die ich hier im Westen gesehen habe; sie genügt aber sowohl als Kirchen- wie als Schullokal völlig dem vorhandenen Bedürfnis. Einen Turm hat sie ebensowenig wie die Kirchen in den anderen Gemeinen, sondern die Glocke ist auf einem Gerüst neben der Kirche aufgehängt. All diesen Häusern gegenüber liegt der Missionsgarten und einige Wirtschaftsgebäude. Wie schon angedeutet, waren die meisten der genannten Häuser bereits errichtet, als Wittewater durch Kauf in den Besitz der Mission überging; man hatte dieselben nur auszubessern und ihrem neuen Zweck gemäß anders einzurichten. Hinter dieser Missionsniederlassung steigt der Berg, an dessen Hang sie ruht, noch mächtig empor. Eine schöne, von Gebüsch eingenommene Kloof, dann steil aufgetürmte Felsen bieten einen anmutenden Anblick dar. Zahlreiche Paviane bilden die Bewohner jener Kloof, aus der sie jedoch zur Reifezeit der Obstbäume häufig hervorkommen und diese ordentlich brandschatzen. Gegenwärtig hatten sich die Tiere freilich tiefer in die Berge zurückgezogen aus Furcht vor einem Tiger, der die Gegend unsicher machte und schon viele Schafe geraubt hatte. — Eine weitere Eigentümlichkeit Wittewaters bildet der Umstand, daß die Missionsniederlassung von dem Dorfe, das eigentlich Herfly heißt und 1/4 Stunde von jener liegt, durch einen Hügelrücken getrennt ist, der die beiden zu einander gehörigen Glieder vor den gegenseitigen Blicken verbirgt. Es ist das ein für beide Teile unerfreulicher und unersprießlicher Zustand. Indes beim Ankauf des früheren Bauernplatzes war die Anlage des Dorfes wie der als Missionsniederlassung dienenden Gebäude bereits eine vollendete Thatsache. Die Trennung beider beruht außerdem auf der Natur des wasserarmen Landes, das nur da Ansiedelungen gestattet, wo sich genug Naß findet, um die Gärten bewässern zu können. Wollte man die Mission in das Dorf oder das Dorf auf die Missionsniederlassung verpflanzen, so würde Wassermangel entstehen,

während gegenwärtig der Vorrat, welchen 2 aus verschiedenen Kloofs hervorströmende Bäche liefern, zur Not gerade ausreicht. Zur Not, sage ich; denn in der That sind die Gärten im Dorf so klein wie sonst nirgends, und eine wesentliche Vergrößerung der nur etwa 300 Seelen starken Einwohnerschaft desselben verbietet sich aus diesem Grunde von selbst. Übrigens ist die Lage des Dorfes, das ich am späteren Nachmittag des folgenden Tages besuchte, auch eine schöne. Es zieht sich in einem von Norden nach Süden sich erstreckenden Bergthal hin und endet unmittelbar vor dem Eingang in eine malerische, von mächtigen Bergen gebildete Kloof. Aus zwei parallel laufenden Straßen besteht es; an die hintere, westliche stoßen die Gärten. Es macht unwillkürlich den Eindruck, als ob die Bewohner sich nicht in so guten Verhältnissen befänden, wie die von Elim und Mamre; alles erscheint einfacher, ärmlicher. Die Kleinheit der Gärten und Säeländer wie der Mangel an so gutem Arbeitsverdienst in der Umgegend mag diese Thatsache erklären. — Bei der Ankunft die gewohnte, feierlich herzliche Begrüßung durch die Gemeine. Rasches Umziehen, eine Tasse Kaffee und wir eilten in die Kirche, um dort vorgestellt zu werden und die Versammelten anzureden. Die hiesige Gemeine wie die von Goedverwacht bot natürlich nach all den bekannten Verhandlungen (siehe Missionsblatt der Brüdergemeine, Jahrgang 1890, S. 25 und 91!) ein besonderes Interesse für mich, und es freute mich, daß der erste Eindruck, den sie machte, ein entschieden guter war. Sonnabend, den 15. April, eingehende Besprechungen mit Br. Wagner; am späteren Nachmittag Besichtigung des Dorfes. Am Abend hielt der hiesige Schullehrer Frederik Adam, ein begabter, eifriger und tüchtiger Mann, den Gottesdienst. Sonntag, den 16. April hatte die Gemeine sich sehr zahlreich zur Predigt, die ich über 1. Petri 2, 21—25 hielt, und zu der sich daran schließenden Ordination Br. Wagners zum Presbyter eingefunden. Die Weihehandlung machte wieder einen tiefen, und wie ich hoffe, nachhaltigen Eindruck auf die Versammelten, die sich nachher um das Missionshaus scharten und einen Segensvers anstimmten. — Am Nachmittag herrlicher Spaziergang in die Kloof. Kühngeformtes Gestein, dichte Gebüschmassen, hohe Farrenkräuter (einen 2 Meter 35 langen Wedel brachte ich mit nach Hause), prächtige Aussicht auf das Drakensteiner Gebirge — kurz, es gab viel zu bewundern. — Den Abendgottesdienst hielt Br. Hennig. Montag, den 17. April, früh kam Br. Kegel von Goedverwacht herüber und brachte Isaak Uyß mit, den dortigen eingeborenen Lehrer, welcher nächsten Sonntag

zum Diakonus geweiht werden soll. Gemeinsame Besprechungen füllten den Vormittag, Verhandlungen mit den Aufsehern, Kirchendienern und -Dienerinnen einen großen Teil des Nachmittags aus. Die Hauptklage dieser ging dahin, daß ihnen seitens der Gemeine nicht das Maß von Achtung und Gehorsam gezollt werde, das sie beanspruchen zu können glaubten, — ein willkommner Anlaß für mich, ihnen ans Herz zu legen, was sie selbst sein und wie sie ihr Amt führen müßten, um geachtet zu werden. Ein netter Spaziergang nach Lilienfontein, einem verpachteten Vorwerk von Wittewater, verlieh wieder die zum Halten des Abendgottesdienstes nötige Frische, in welchem ich im Anschluß an 1. Kor. 24, 33 und 40 hauptsächlich über mancherlei äußere Angelegenheiten der Gemeine redete. Dienstag, den 18. April, zuerst kurze Konferenz, dann Besuch der Schule, die ich in recht erfreulichem Zustande fand. Der Lehrer Frederik Adam versteht es, die Kinder in guter Zucht zu halten und den Unterricht so zu gestalten, daß nicht nur die mechanische Aneignung von Kenntnissen, sondern wirkliche Weckung und Belebung der Geisteskräfte erzielt wird. Am Nachmittag Besichtigung des ganzen Besitztums von Wittewater. Br. Hennig und Wagner in der Karre, ich zu Pferde umzogen wir die östlichen und nördlichen Grenzen des Stationsgebietes, so einen recht guten Überblick über dasselbe gewinnend. Im Dorfe angelangt, überließen wir Wagen und Pferde dem Kutscher und machten Hausbesuche. In Erwartung derselben hatten die Bewohner alles recht sauber gemacht. Lachen mußte man aber doch unwillkürlich darüber, daß beim Eintritt in ein Haus ein kleines Schwein sich vor uns durch die Thür hineindrängte und unserm ganzen Besuch unangefochten beiwohnte, und daß in einem andern Haus eine Frau plötzlich mitten in einem religiösen Gespräch zur Peitsche griff und die vorlaut gackernden Hühner hinaustrieb. Gottlob gewann ich bei diesen Besuchen aber auch den Eindruck, daß entschieden geistliches Leben in der Gemeine herrscht. Abends hielt ich einen besonderen Gottesdienst für die Eheleute. Mittwoch, den 19. April, erst Erledigung von Briefen, dann in Gesellschaft von Br. Wagner weitere Hausbesuche. Am späteren Nachmittag Spaziergang auf den Berg, von dem aus man eine herrliche Aussicht über die ganze Gegend mit ihren Bergen und Thälern genießt; im Westen spiegelte sich die Sonne in der herüberglänzenden See. Im Abendgottesdienst sprach ich über Matth. 5, 6. Die Verabschiedung von der Gemeine verschoben wir auf die Rückreise, die wieder über Wittewater führen soll.

Die Gemeine Wittewater macht äußerlich einen etwas ärmlichen Eindruck, der Grund liegt jedenfalls an der nicht genügenden Zufuhr von Wasser, einer Lebensfrage für Afrika. Infolge dessen stehen die Gärten und Felder dürftig und der Wohlstand ist gering. — Was die inneren Verhältnisse betrifft so klagten Kirchenälteste und Aufseher darüber, daß sie so wenig Einfluß in der Gemeine besäßen. Das war wohl teils ihre eigne Schuld, teils die Schuld der mir unbegreiflichen Einrichtung, daß sie bisher alle Jahre neu gewählt wurden, und auf diese Weise nie dahin kamen, fest im Sattel zu sitzen. Selbstverständlich drang ich hier auf Änderung. Die Gemeine scheint sonst in guter Verfassung zu sein, der Kirchenbesuch ist gut, die Mitglieder zeigten sich alle sehr erfreut über meinen Besuch, sehr zugänglich und offen. Ein rühriger Mann ist der Lehrer Adam, der sich auch an der geistlichen Arbeit in der Gemeine beteiligt. Nachteilig wirkt, daß Kirche und Missionshaus so weit ab vom Dorfe liegen.

Donnerstag, den 20. April, fuhren wir mit Geschwister Wagner nach Goedverwacht hinüber. Goedverwacht und Wittewater sind der Luftlinie nach gar nicht weit von einander entfernt. Da man indes bedeutende Berge umfahren muß, brauchten wir trotz unsrer guten, frischen Pferde 1½ Stunden. Der Weg führt am Fuß der Berge entlang bis zu der Stelle, wo sich das Thal von Goedverwacht nach Westen zu öffnet. Die Geschichte der Station ist ja bekannt; sie erklärt, daß ich auch diesem Orte mit besonderem Interesse mich näherte (siehe Missionsblatt der Brüdergemeine, Jahrgang 1890, S. 25 und 91!). Er ist in ein nicht sehr großes Gebirgsthal eingebettet, das auf allen Seiten von ziemlich hohen Bergen gebildet wird, die nur im Westen einen guten, fahrbaren Zugang gestatten. Ein herrliches Fleckchen Erde, eine wunderbare Verbindung von Lieblichkeit und Großartigkeit! Mit immer neuem Genuß staunt man die Bergabhänge und Felswände an oder läßt das Auge über die fruchtbare, von Gärten eingenommene Thalsohle gleiten. Freilich einen Übelstand bedingt die eingeschlossene Lage der Station, sie verwehrt erfrischenden Winden den Zutritt, so daß im Sommer die Hitze sehr lästig und drückend werden kann. Selbst jetzt zu Beginn des afrikanischen Herbstes stieg das Thermometer zu Mittag auf 20 bis 25° R im Schatten. — Das neue, sehr solide gebaute, hohe und geräumige Missionshaus erhebt sich am Abhang der südlichen Berge. Die Häuser des Dorfes, selbstverständlich von den früheren Besitzern, den Erben des Herrn Bürgers, nicht wie auf unsern übrigen Stationen nach einheitlichem Plane aufgeführt, liegen im Thal zerstreut

und lehnen sich alle unmittelbar an die Abhänge der Berge, während der eigentliche, sehr fruchtbare Thalgrund nur den Gärten und Feldern eingeräumt ist. Die Niederlassung macht ganz den Eindruck eines Gebirgsdorfes im Riesengebirge, nur daß hier die Häuser viel einfacher und unansehnlicher sind. Ungebrannte, an der Luft getrocknete Ziegeln oder ein sehr ursprüngliches Sparrwerk, dessen Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt sind, und ein sehr bescheidenes Strohdach bilden hier wie überall die Bestandteile der afrikanischen Häuser. Indes mit Interesse beobachtet man, wie hie und da, namentlich in Elim, eine fortschreitende Kultur auch auf diesem Gebiet einen, man kann nicht anders sagen als, wohlthuenden und der Gesundheit förderlichen Einfluß auszuüben beginnt. Die vom Missionshaus ziemlich weit abliegende, alte Kirche reicht in keiner Weise mehr zu. Schon einmal verlängert bildet sie ein ganz unverhältnismäßig langgestrecktes, schmales Gebäude, welches auch noch der Schule als Zufluchtsstätte dienen muß. Bereits an gewöhnlichen Sonntagen, aber vollends zu Festzeiten, sind sehr viele Besucher genötigt, sich draußen vor den geöffneten Fenstern zu lagern oder gar unverrichteter Sache wieder heimzukehren. Dazu kommt, daß die Mauern nicht mehr halten wollen, sondern sich nach außen zu neigen beginnen. So wird der Bau einer neuen Kirche zu einem brennenden Bedürfnis. Freilich dürfte er sehr teuer zu stehen kommen, da alles Material mit Ausnahme der Steine aus weiter Ferne, zum größten Teil aus Kapstadt, bezogen und herbeigeschafft werden muß. Wohl hat die Gemeine schon etwa 100 Pfd. St. (2000 M.) zu diesem Zwecke gesammelt und sich bereit erklärt, nach Vermögen auch weiteres zu thun. Indes ihre Kräfte allein werden die nötige Summe von 2—3000 Pfd. St. (40—60000 M.) zu beschaffen nicht ausreichen. Darum hegen wir die Hoffnung, daß sich, wie am Bau der Gnadenthaler Kirche, so auch an diesem in Goedverwacht die brüderliche Liebe in allen Weltteilen bethätigen wird. — Dem Missionshaus schräg gegenüber, ein kleines Stück thalaufwärts, ist die Mühle erbaut, deren innere Einrichtung aber noch der Vollendung harrt. Sie wird nicht bloß für die Station, sondern auch für die weitere Umgegend von großem Nutzen sein. Als wir vor dem Missionshaus von der Gemeine feierlich empfangen wurden, scheute das eine unsrer Rosse über dem Blasen, und wir mußten froh sein, daß wir noch glücklich aus der „Karre" heraussteigen konnten. Unter den uns Begrüßenden befand sich auch die alte Dora, die älteste Tochter der bekannten Christiane, die aber schon ein wenig stumpf geworden zu sein scheint. Geschw. Wagner blieben noch bis gegen

Abend, sodaß wir (Br. Wagner ist Vorsteher auch für Goedverwacht) gleich eine eingehende Konferenz halten konnten. Im Abendgottesdienst feierliche Begrüßung der Gemeine. Freitag, den 21. April, vormittags Konferenz mit den Aufsehern. Einige von ihnen scheinen recht tüchtige und zuverlässige Menschen zu sein. Wenn es uns nur einmal gelänge, diese farbigen Brüder und Schwestern der sogenannten „Konferenz“ zu voller Mitarbeit an der Gemeine heranzuziehen, sodaß sie durch Wort und Wandel wie durch treue Pflichterfüllung in ihren besonderen, amtlichen Obliegenheiten wirklich den Gemeinen voranleuchteten, so wäre das ein großer Segen. Viele einzelne Mitglieder dieser Körperschaften thun das bereits, andre aber leider nicht, ja ihnen gerade als geschlossener Gesamtheit fehlt es noch häufig am tieferen Verständnis und an ernsterer Auffassung ihrer Aufgabe, sodaß sie infolge davon den Missionaren ihre Thätigkeit nicht genügend erleichtern, ja bisweilen sogar erschweren. — Nach dieser Besprechung Besuch der Schule, in der Isaak Uyß waltet, tüchtig unterstützt von seiner Frau Sophie. Am Nachmittag Gang durchs ganze Thal, um einen Überblick zu gewinnen. Im Abendgottesdienst sprach ich über 1. Petri 1, 15. Sonnabend, den 22. April. Vormittags Briefschreiben, nachmittags Hausbesuche. Die Leute hier, weniger von dem Einfluß der Gesittung berührt als die Bewohner unsrer übrigen Missionsgemeinen, sind einerseits in ihrem Benehmen zwar weniger höflich und entgegenkommend, besitzen andrerseits aber einen größeren Freimut und eine biedere Aufrichtigkeit. Man muß ihnen gut sein und kann den Herrn nicht genug dafür preisen, daß er auf so wunderbare Weise diesen Ort der Mission erhalten hat. — Den Abendgottesdienst hielt Isaak Uyß. Sonntag, den 23. April, predigte ich erst über 1. Petri, 2, 11. 12 und weihte dann Isaak Uyß zu einem Diakonus. Es war mir eine besondere Freude, gerade diesen Eingebornen, der den Eindruck eines treuen und aufrichtigen Bruders macht, ordinieren zu dürfen. Der Herr segne ferner die Dienste dieses Mannes! Nachher war er und Andreas Benjamin bei uns, um uns von der Evangelistenthätigkeit zu erzählen, die sie ganz aus freien Stücken auf den benachbarten Bauernplätzen unter den Farbigen ausüben und die von einem gesegneten Erfolge begleitet ist. Auch Andreas gefiel mir sehr gut. Ein einfacher, schlichter, aber, wie es scheint, gegründeter Christ, wird er wirklich von seinem Herzen zu solcher Arbeit getrieben. Möchten wir eine größere Zahl solcher Evangelisten haben, da sich niemand der vielen zerstreut wohnenden Farbigen annimmt, die zum Teil noch ungetauft sind! — Am Nach-

mittag hielt Br. Hennig erst den ledigen Burschen, dann den ledigen Frauensleuten je einen Gottesdienst, während ich im Abendgottesdienst zu den Eheleuten redete. Montag, den 24. April, vormittags hielt ich unter anderm den Kindern einen Gottesdienst, am Nachmittag machte ich eine ganze Anzahl Besuche in den Häusern. Die Leute, anfangs etwas zurückhaltend, tauten immer mehr auf, und wir konnten zum Teil recht sehr hübsche Gespräche mit ihnen führen, aus denen deutlich hervorging, daß in der Gemeine wirklich innres Leben vorhanden ist. Sonntags finden auch hin und her in den Häusern Gebetsversammlungen statt. Es giebt hier viele sehr alte Personen; so waren wir z. B. bei einer Frau, die 1894 bereits 100 Jahre alt wird und sich über ihre irdische Wallfahrt und das Ziel derselben sehr erbaulich äußerte. Auch das junge Geschlecht der heranwachsenden Mädchen und Burschen macht hier einen guten Eindruck und sprach sich zum Teil sehr dankbar für meinen Besuch aus. Abends Abschiedsversammlung. Dienstag, den 25. April. Hatten mir schon am Abend zuvor einige, als ich ihnen die Hand zum Abschied reichte, ein Geldstück in die Hand gedrückt, so brachte nun ein jeder aus der zahlreich versammelten Schar einen Beitrag „für die große Reise", bald 1, bald 3 oder 6 Pence (Münzen an Wert etwa 8, 25 und 50 Pfennig), manche sogar 2 Sch. oder 2 Sch. 6 Pence (2 M. und 2,50 M). Ein Mädchen von 15 Jahren drückte mir weinend ihre 3 Pence in die Hand: „Ik hebbe niets meer" (Ich habe nicht mehr). Es war wirklich rührend, wie betrübt sie darüber war, daß sie nicht mehr geben konnte. Außer den bei Br. Hennig eingehenden Gaben wurden mir 3 Pfd. St. 6 Sch. 7½ Pence (66,75 M.) eingehändigt. Kostete es mich zuerst auch eine ordentliche Überwindung, diese Gaben anzunehmen, so that ich es doch ohne weitere Widerrede, da ich bald merkte, wie wichtig es den Leuten war, für diesen Zweck beisteuern zu dürfen. Nach dem Gesang einiger Verse bestiegen wir die „Karre" und verließen das schöne und gesegnete Goedverwacht. Geschw. Kegel begleiteten uns bis Wittewater, wo wir noch eine Beratung über die Verhältnisse der beiden mit einander so eng verbundenen Gemeinen Wittewater und Goedverwacht abhielten.

Der Gemeine Goedverwacht merkt man es bald ab, daß die Mitglieder derselben, wie es aus der Geschichte dieser Station bekannt ist, längere Zeit ihre eigenen Herren waren. Sie zeigen sich selbstständiger und freier in ihrem Benehmen, als ich es an andern Orten gesehen, freilich vielfach auch ungeschliffener. Mit zäher Strenge, fast möchte ich sagen mit Grausamkeit hält man darüber, daß kein Ehe-

brecher, kein gefallenes Mädchen in Goedverwacht bleibe oder wieder dahin zurückkehre. Dies geschieht indes nicht bloß aus inneren Gründen, sondern auch aus äußeren, damit die Station nicht übervölkert werde; nur Reuigen wird die Wiederkehr gestattet. Ein solches Verfahren hat einerseits gewiß sein Gutes, kann andrerseits aber auch leicht zu pharisäischer Heuchelei führen; darum muß es jedenfalls mit Weisheit gehandhabt werden. Im übrigen erhielt ich den Eindruck, daß von früheren Zeiten her auf dieser Gemeine, die ich sehr lieb gewann, ein besonderer Segen ruht. Der Kirchenbesuch ist erfreulich, auch während meiner Anwesenheit war die Kirche stets bis auf den letzten Platz gefüllt. Leider ist das Kirchengebäude nicht bloß so häßlich, sondern auch so baufällig und unzureichend, daß ein neues notwendig gebaut werden muß. Sammelt die Gemeine zu diesem Zweck auch schon lange, so wird sie die Kosten doch nicht aus eigenen Mitteln allein bestreiten können, sondern von Missionsfreunden dabei unterstützt werden müssen, wie schon oben bemerkt.

11. In Gnadenthal. Rückreise.

Mittwoch, den 26 April, früh 6 Uhr versammelte sich fast die ganze Gemeine in der Kirche zu dem Abschiedsgottesdienst, dessen geplante Abhaltung am Abend zuvor ein tüchtiger Regen vereitelt hatte. Der Lehrer Frederik redete im Namen der Gemeine. Ungefähr um 7 Uhr Abreise, deren nächstes Ziel die Eisenbahnstation Piquetberg-Road war. Wir fuhren in östlicher Richtung gerade auf die hohen Berge zu, die einen prächtigen Anblick gewährten. Etwas vor Mittag erreichten wir Saron, eine Station der rheinischen Missionsgesellschaft, wo wir bei Br. Weber eine sehr freundliche und herzliche Aufnahme fanden. Reichte die Zeit auch für ausführliche Besichtigung der Station nicht zu, so war der kurze Aufenthalt doch jedenfalls sehr angenehm. Gott Lob sind die persönlichen Beziehungen zwischen Saron und unsern Stationen sehr gute! Gegen 3 Uhr Ankunft in Piquetberg-Road, Abschied von Br. Wagner, der uns bis hierher begleitet. So war denn auch das letzte äußere Band gelöst, das mich mit den Gemeinen Wittewater und Goedverwacht vereinte, aber vergessen werde ich sie und die dort arbeitenden lieben Geschwister nicht so bald. Um 5 Uhr erreichten wir Wellington, woselbst uns die 3 Schwestern Beck, Oelmann und Küster am Bahnhof empfingen. Sie sind sämtlich Lehrerinnen am sogenannten Hugenotten-Institut, einem großen Mädchenpensionat, das mit einer Anstalt verbunden ist, in

der junge Mädchen für den Missionsdienst ausgebildet werden. Freilich herrschen hier ganz andre erzieherische Grundsätze als bei uns in Deutschland. Die Zöglinge genießen eine weitgehende Freiheit; man schenkt ihnen das Vertrauen, daß sie unter einander auf Zucht und Ordnung halten und etwa begangenes Unrecht freiwillig selbst zur Anzeige bringen werden. Kommt uns diese Art der Erziehung namentlich junger Mädchen nach unsern landläufigen Begriffen recht sonderbar vor, so scheinen doch ihre Früchte und Ergebnisse recht gute zu sein; sie haben jedenfalls bisher eine Änderung der Grundsätze und Methode nicht nötig gemacht. In einer Anzahl älterer und neuerer, vorzüglich eingerichteter Häuser sind die Zöglinge untergebracht. Den Abend verbrachten wir sehr angenehm in Gesellschaft mehrerer Geistlicher, der Leiterin der Anstalt und anderer Personen und gewannen auch im Verkehr mit ihnen den Eindruck, daß hier mit allem Ernst und Eifer ein Werk des Herrn getrieben wird. Die eigentliche Seele der ganzen Niederlassung, Pastor A. Murray, war leider verreist. Donnerstag, den 27. April, früh auf, um zum Zuge zurecht zu kommen. Nach freundlichem Abschied von den lieben Schwestern, deren 2 uns auf den Bahnhof hinausbegleiteten, fuhren wir nun zunächst nach Stellenbosch, um dort Geschw. W. Jannasch zu besuchen. Wir verbrachten hier einige sehr angenehme und gemütliche Stunden teils im Kreise der Familie Br. Jannaschs, der Musiklehrer an einem Mädchenpensionat ist, teils bei dem rheinischen Missionar Br. Weber, der uns sehr freundlich und brüderlich aufnahm; auch besahen wir verschiedene Gebäude der Stadt, namentlich die Schulgebäude. Stellenbosch ist eine „Schulstadt"; denn 2 große Mädchenpensionate, das eine davon der rheinischen Missionsgesellschaft gehörend, ein Gymnasium, ein College, ein theolog. Seminar haben sich hier zusammengefunden. Stellenbosch und Wellington sind beide sehr nette, am Fuße mächtiger Gebirgszüge hingelagerte Städte, die viel Schönes bieten. Doch fällt einem die große Ähnlichkeit, ja das fast völlig übereinstimmende Aussehen dieser und aller andern afrikanischen Städtchen auf. Das kommt hauptsächlich von der überall gleichmäßigen Bauart der Häuser. Ihre stattlich breiten Straßen sind übrigens stets mit Bäumen bepflanzt. — Nachmittags 5 Uhr erreichten wir Kapstadt. Freitag, den 28. April, bis Freitag, den 5. Mai, Aufenthalt in der Kapstadt auf Moravianhill. Teils um mich in Ruhe etwas zu erholen und auf den in Aussicht stehenden letzten Gnadenthaler Aufenthalt mit seiner Konferenz vorzubereiten, teils um noch einiges Amtliche zu erledigen, machte ich

diesen achttägigen Aufenthalt. Leider war das Wetter recht ungünstig, viel Regen. Sonntag, den 30. April hielt ich die Abendpredigt, die Kirche voll, die Leute aufmerksam. Die Arbeit hier auf Moravianhill sehr notwendig, aber auch sehr reich an großen Schwierigkeiten, und es ist gut, daß der Missionar an den angestellten Kirchendienern, die wirklich einen vortrefflichen Eindruck machen, Leute zur Seite hat, die zuverlässig, entschlossen und von Liebe zur Sache erfüllt sind. — Verschiedene Besuche in der Stadt bei Personen, die sich für unser Missionswerk interessieren. Mit Geschw. Padel, die auf ihrer Besuchsreise in die Heimat in Gesellschaft von 4 Kindern Montag, den 1. Mai, hier eintrafen, verbrachte ich noch angenehme Stunden und geleitete sie am 3. Mai an Bord, mich der Hoffnung freuend, in 6 Wochen meinerseits auch das Schiff zur Heimreise besteigen zu können. Donnerstag, den 4. Mai, in Gesellschaft Br. Bauers und Herrn Müllers Besteigung des Tafelberges. Wetter prachtvoll, Fernsicht so klar, wie sie selten sein soll, der Blick auf die Abhänge des gewaltigen, nach Süden in 2 Gebirgsstöcke auslaufenden Berges, auf das um- und vorliegende Land mit der Stadt, auf das weite blaue Meer wirklich das Großartigste von Landschaft, was sich mir noch im Leben dargeboten. Die Besteigung, besonders der Abstieg, recht beschwerlich, aber nicht so schlimm, wie ich erwartete. Der ganze Aufenthalt in Kapstadt hat mir recht gut gethan.

Reise nach und Aufenthalt in Gnadenthal zum eingehenden amtlichen Besuch dieser Gemeine. Allgemeine Missionskonferenz. — Freitag, den 5. Mai, Abreise von Kapstadt, Fahrt auf dem schon zweimal zurückgelegten Weg, Nachtquartier in Caledon. Auf dem früher beschriebenen Sir Lowris Paß blühten die verschiedenartigsten Proteen in Farben vom zartesten Weiß bis zum dunklen Rot und Schwarz, eine wunderbare Pracht. Sonnabend, den 6. Mai, 11 Uhr vormittags zum drittenmal Ankunft in Gnadenthal. Die untere Klipperstraße, die wir passierten, war mit über die Straße gespannten Guirlanden geschmückt, ebenso die obere Klipperstraße, die wir aber ganz unabsichtlich nicht passierten. Darob murrten die Bewohner der letzteren. So zog ich denn am Nachmittag mit Br. Hettasch zu Fuß durch dieselbe und bedankte mich bei den Leuten, die leider aber schon im Verdruß die meisten Guirlanden abgerissen hatten. Im Abendgottesdienst Begrüßung der Gemeine. Sonntag, den 7. Mai, hielt ich die Predigt über Matth. 11, 29. 30 und ordinierte nach derselben Br. H. Bau zum Diakonus. Am Nachmittag hatten wir eine schöne und gesegnete

Missionsstunde, in der ich erst vom Kaffernlande erzählte, dann sprachen nach mir andere Brüder. Und dieser Gottesdienst hatte noch ein kleines, erfreuliches Nachspiel. Unter anderem hatte ich von den Schwestern in Baziya erzählt, die um Bibeln gebeten, weil sie noch keine besaßen. Da erschien einige Tage darauf eine Frau, kaufte eine Bibel für 3 Sh. (3 M.), legte sie dann aber auf den Tisch und sagte auf holländisch: „Die Bibel ist nicht für mich, sondern für die Schwester in Baziya, die eine haben will!" Hatte die gute Seele dabei freilich völlig übersehen, daß jene Schwester in Baziya nicht holländisch lesen kann, so war es doch rührend und erbaulich, daß sie auf diesen Gedanken gekommen war und aus Liebe ein für ihre Verhältnisse kostbares Geschenk hatte spenden wollen. Montag, den 8. bis Mittwoch, den 10. Mai, eingehende Konferenzen mit den Brüdern, namentlich mit Br. Hettasch, bei denen die zum Teil recht eigentümlichen und schwierigen Verhältnisse Gnadenthals, in die ich mich aber noch besser hineinstudieren muß, zur Sprache kamen. Auch eine Zusammenkunft mit den Aufsehern, Kirchen-Dienern und -Dienerinnen, der aber noch weitere folgen müssen. Montag und Mittwoch Ansprachen an die Gemeine über 2. Tim. 2, 19. 20 und Matth. 5, 13. 14. Donnerstag, der 11. Mai, Himmelfahrtstag, war für die Nachbarstation Beröa bestimmt. Früh 8 Uhr mit Br. Hennig dorthin. Sehr herzlicher Empfang. Die Predigt (über Gal. 3, 20. 21) sowie der Nachmittagsgottesdienst (Ansprache über Eph. 5, 1—5 und 18—21) waren wohl ziemlich von allen gerade am Orte befindlichen Einwohnern, d. h. von nicht mehr als etwa 60 Personen, besucht. Mein Besuch hier und in Gnadenthal fällt insofern in eine wenig günstige Zeit, als viele sich zur Ackerbestellung, die mit dem ersten, kürzlich gefallenen Regen beginnt, auf die umliegenden Bauernplätze begeben haben. Eine Besprechung, nach der Predigt mit den Kirchendienern gehalten, zeigte, daß es auch in dieser kleinen Gemeine mancherlei Nöte giebt, namentlich mit solchen, die gegen Eph. 5, 18 sündigen, d. h. im Wein zu viel thun. Wir ließen uns 3 Sklaven der Unmäßigkeit kommen, konnten aber nicht viel ausrichten; denn der eine war ganz verwirrt, der zweite unverschämt und der dritte völlig erschlafft. Gleichwohl ist aber im allgemeinen der Segen der treuen 18jährigen Arbeit unsers seligen Br. Bauer (des früheren Präses der Missionsprovinz) ganz unverkennbar, und es giebt in dieser Gemeine manche liebe und im Glauben gefestigte Seelen. Bei alledem ist man aber doch versucht, die Anlage dieser kleinen Gemeine, die infolge örtlicher Verhältnisse kaum auf einen Zuwachs rechnen

kann, für verfehlt anzusehen. Ihre Erhaltung ist mit bedeutenden Geldopfern verknüpft, und dabei füllt die hier vorliegende Arbeit in keiner Weise Zeit und Kraft eines gesunden Mannes aus, es sei denn, daß er, wie Br. Bauer noch daneben ein anderes Amt bekleide. So wäre es nur ersprießlich, wenn sich hier in Beröa noch die Pflege irgend eines Werkes anderer Art, z. B. eines Waisenhauses, mit der Arbeit an der Gemeine verbinden ließe. Was die landschaftliche Lage Beröas betrifft, so ist sie schön und dabei freier als die von Gnadenthal, nicht so in den Bergen, sondern mehr an denselben. Daher auch die frischere und gesündere Luft hier.

Beröa ist als eine Zweiggemeine von Gnadenthal auf Gnadenthaler Grund und Boden erbaut. Bei seiner Gründung lag die Absicht vor, dem steten Wachstum Gnadenthals ein Ziel zu setzen und überschüssige Elemente auf die neue Niederlassung abzuleiten. Man kann aber nicht anders sagen, als daß dieser Zweck verfehlt und Beröa ein kleines, unansehnliches Gemeinlein geblieben ist, dessen geräumige, auf größeren Zuzug berechnete Kirche sich fast wie Luxus ausnimmt. Auch ist trotz der sehr treuen und aufopfernden Pflege des kürzlich entschlafenen Br. Bauer und seines Vorgängers der geistliche Zustand der Gemeine kein sehr erhebender, wenn sich auch einzelne treue Seelen und Familien darunter befinden. Weil die Arbeit an Beröa, wie gesagt, eine volle Manneskraft weder erfordert, noch befriedigt, so haben die beiden Vorgänger des jetzigen Leiters unsres Missionswerkes in Süd-Afrika-West die Leitung dieser Gemeine neben ihrer übrigen allgemeinen Thätigkeit besorgt. Da der jetzige Präses es aber vorzieht, in dem weit größeren Gnadenthal zu wohnen, ist kürzlich nach Beröa ein Missionar berufen worden, der sich neben seinem Amte als Prediger und Seelsorger noch allerhand litterarischen Arbeiten im Interesse der Mission widmet.

Freitag, den 12. Mai, Besprechungen, Hausbesuche in dem an Einwohnern reichen Gnadenthal, wohin ich am Abend zuvor ziemlich ermüdet, aber doch befriedigt über den schönen, gesegneten Aufenthalt in Beröa, zurückgekehrt war. Sonnabend, den 13. Mai, bestiegen Br. Hettasch und ich um 10 Uhr die „Karre", die mit den zwei sogenannten „Evangeliumspferden" (sie werden nur zu den regelmäßigen Predigtfahrten nach Außenstationen benutzt) bespannt war, um den Stationen Twistwyk und Tigerhoek einen Besuch abzustatten. Wetter angenehm, und es that wohl, nach all den Konferenzen einmal in die weite Welt hinauszufahren. Nach einer guten halben Stunde erreichten wir Greytown am Fuße des Donnersberges,

einer hohen, auf breiterem Gebirgsrücken aufgebauten Spitze, die aber noch nicht die Höhe des Gnadenthaler Berges erreicht. An diese Erhebung schließt sich nun in der Richtung nach Osten zu das mächtige Sonderendsgebirge, nächst dem Drakengebirge das schönste, das ich in Afrika gesehen. Unser Weg führte immer an der Südseite dieser gewaltigen Gebirgskette hin, die hier steil und jäh abfällt, fast ohne Vorberge. Die fast senkrechten Felswände sind zerklüftet und von zahlreichen Schluchten durchbrochen, in denen bis zu einer gewissen Höhe noch Urwald steht. Sie erheben sich bis zu reichlich 4000 Fuß und ihr Kamm wird noch von vielen steilen Kuppen mit kühnen Formen gekrönt, die eine Höhe von 6000 Fuß haben. Der Anblick ist großartig, und auch stundenlang genossen ermüdet er nicht. Dazu kommt noch, daß je nach der Beleuchtung die Färbung der Berge stetig wechselt, im Lichte glänzen die Kuppen, während die Schluchten in tiefes Dunkel gehüllt sind; je nachdem glüht das nackte Gestein in dunklem Violett oder es trägt eine tiefblaue, fast schwarze Färbung. Hie und da springen, Pfeilern gleich, einzelne Felszacken vor, während an anderen Stellen die Wände in senkrechter Glätte abfallen. Auf der Rückfahrt war die Beleuchtung noch schöner als auf der Hinfahrt. Wir erreichten nach einiger Zeit das aus der Geschichte Gnadenthals wohlbekannte Soutemelkswley (—valei), missionsgeschichtlich höchst interessant. Hier haben sich einst G. Schmidt und später 1793 die Brr. Marsveld, Schwinn und Kühnel längere Zeit aufgehalten, ehe sie nach der Baviaanskloof (Gnadenthal) zogen. Nachdem wir einem hier wohnenden, mit unsern Brüdern bekannten Gutsbesitzer einen Besuch abgestattet, fuhren wir weiter bis Twistwyk, wo wir den Missionsgehilfen Pieter Pfeiffer kurz begrüßten, die für den nächsten Tag beabsichtigte Predigt ansagten und ohne Aufenthalt bis Ganskraal die Reise fortsetzten. Hier, bei einem ebenfalls befreundeten Gutsbesitzer Mittag, einige angenehme Stunden. Auf einem sogenannten „Pond“ passierten wir dann den Sonderendsfluß, in welchem zu G. Schmidts Zeiten in den sogenannten „Seekuhlöchern“ noch Flußpferde hausten, und erreichten bald nach 3 Uhr Tigerhoek, von dem kleinen Gemeinlein mit Gesang und einer netten kleinen Ehrenpforte an der Gartenthür begrüßt. Hier in Tigerhoek wohnen zwei liebe, gläubige Fräulein Vigne (sprich Wein), die Besitzerinnen des Platzes. Das Ganze ist ein afrikanisches „Idyll“, ein Gebiet, auf dem in allen Dingen die Hand der Liebe zu spüren ist. Bäume und Busch wachsen wie sie wollen, ein Gewirr von Blumen und Bäumen bedeutet den Garten, in dem nichts geschnitten werden darf, eine An-

zahl alter, unbrauchbarer Pferde genießt das Gnadenbrot, bis sie von selbst aufhören zu leben, unzählige Gänse, außerdem Hunde und Katzen auf Schritt und Tritt, sind zahm und zutraulich, da sie offenbar von den Menschen bisher nichts als Liebes erfahren haben. Dieselbe Liebe, nur in gesteigertem Maße, bringen diese Damen auch den auf ihrem Platze wohnenden Farbigen entgegen. Dieselben werden nicht nur mit großer Freundlichkeit behandelt und als ihre Kinder angesehen, sondern die Fräulein haben ihnen auch eine Schule gegründet und ein großes Zimmer zum Gottesdienst angewiesen. Den letzteren hält einer der Gnadenthaler Brüder, die leider nicht so häufig, wie es gut wäre, erscheinen, da die Entfernung (4½ Stunden zu fahren) so groß ist. Von diesen edlen Damen kann man wirklich sagen: „Sie haben unser Volk lieb", — in Afrika seitens der Weißen eine Seltenheit. Angenehm verbrachter Abend. Sonntag, den 14. Mai. Nach stärkender Nachtruhe predigte ich ½9 Uhr über Matth. 5, 6. Auch aus Hautkloof bei Elim (2 Stunden zu fahren) waren Zuhörer gekommen, daher der schön geschmückte Raum ganz gefüllt. Daß mehrmals während der Predigt der große Hofhund über die niedere Vorthür mitten in die Gesellschaft hineinsprang, störte unsre Andacht nicht weiter, wie überhaupt sowohl Kaffern als Hottentotten sich durch dergleichen Vorkommnisse nicht auch nur zu einem leisen Lächeln bringen oder in ihrer Aufmerksamkeit stören lassen. Dann verabschiedeten wir uns von den lieben Leuten, herzlich bedauernd, daß die uns zu Gebote stehende Zeit so kurz bemessen war. Um ½10 Uhr auf demselben Wege Rückfahrt nach Twistwyk, wo die Gemeine schon unser wartete. Ihre Glieder, etwa 270 an Zahl, wohnen sehr zerstreut, teils an dem Orte selbst, teils auf umliegenden Bauerplätzen. Die ziemlich geräumige Kirche ist hübsch, thut doch die Gemeine alles, sie in gutem Stand zu halten. Bedient wird sie von dem Missionsgehilfen Pieter Pfeiffer, der zugleich auch die Schule hält. Er macht mir einen guten Eindruck und scheint gesegnete Arbeit zu thun. Ohne sich durch besondre Geistesgaben auszuzeichnen, ist er doch mit Treue und Eifer in seinem Amte thätig. Ein von ihm zusammengebrachter Bläserchor empfing uns mit einigen Chorälen. Nach der Begrüßung ging es dann bald in die Kirche, in der ich über Eph. 4, 22—24 predigte. Darauf kurze Besprechung mit den Kirchen-Dienern und -Dienerinnen. Konnte ich mir bei der Kürze der Zeit und der Flüchtigkeit der Berührung auch kein eignes Urteil über die Gemeine bilden, die erfreulicherweise im Wachsen ist, so schien sie mir doch nicht ohne geistliches Leben zu sein, ja gerade der

Umstand, daß ihre Mitglieder so zerstreut wohnen und seltener als die anderer Gemeinen das Gotteshaus besuchen können, scheint die Wertschätzung des Wortes nur zu erhöhen. — Das von P. Pfeiffers Frau bereitete Mittagbrot mundete nach der Anstrengung vortrefflich.

Um 4 Uhr erreichten wir wieder Gnadenthal, wo wir am Abend das heilige Abendmahl genossen. Montag, den 15., Dienstag, den 16. und Mittwoch, den 17. Briefschreiben und Besprechungen, an den letzten beiden Tagen hauptsächlich mit der sog. „Konferenz", einer Körperschaft, die sich aus den Missionaren, allen Kirchen-Dienern und -Dienerinnen und den Aufsehern zusammensetzt. Hatten die lieben Leute auch mancherlei vorzutragen, so waren es im Grunde keine sehr wichtigen Dinge, obgleich ihre Besprechung viel Zeit wegnahm. Doch hoffe ich, daß diese Stunden nicht ohne Segen verstrichen sind. Mittwoch besah ich auch die große Gnadenthaler Schule. Von etwa 500 Kindern besucht, besteht sie aus einem Kindergarten, der sog. „kleinen" und der „großen" Schule, alle zusammen 10 Klassen umfassend. Ihre Leitung ist nicht ganz leicht infolge der eigentümlichen hiesigen Schulverhältnisse. Donnerstag, den 18. Mai, benutzten einige Brüder, Schw. Bau und ich zu einem Ausflug nach den „Wunderklippen" oder „Adersbacher Felsen". Der Gang die Berge hinauf mit herrlichen Blicken auf den gewaltigen Gnadenthaler Berg und seine Genossen wie in die Kloof hinein war köstlich und die wunderlichen Steingebilde höchst interessant. Als hätten einst Riesenkinder allerlei aufgebaut und dann, des Spiels überdrüssig, wieder alles durcheinander geworfen, so sieht es hier aus. Was solche Gänge aber noch besonders genußreich macht, ist die herrlich klare afrikanische Luft, welche Fernsichten gestattet, die bei uns einfach ganz unmöglich sind. Auf dem Rückweg hatten wir wiederholt Gelegenheit ein prächtiges, vielfaches Echo zu bewundern, welches der mitgenommene Lastträger mit seinem Gewehr mehrfach weckte. Bei allem schönen Sonnenschein war es nicht zu heiß, da der Winter schon gründlich eingesetzt hat; ja, dem ist wirklich so. Ich glaube nicht, daß das Thermometer im Laufe des Tages in meiner Stube viel mehr als 10 ° R. bescheinigt. Man hat das Gefühl wie an einem rauhen Herbstmorgen in Deutschland. Häufig lagert sich am Morgen ein dicker Nebel auf das Land, der sich nur langsam lichtet. Erst um 8 Uhr kommt die Sonne hinter dem mächtigen Berge hervor, und schon um 5 Uhr verschwindet sie wieder; ihre Macht hat sie verloren, es ist jetzt nur angenehm, wenn man in ihrem Schein spazieren geht. Die vielen schönen Eichbäume auf der „Werf", die

im Sommer erquickenden Schatten spenden, bewirken auch, daß auf dem Missionsplatz immer eine frische und erquickende Luft weht. Für die Nerven ist diese Witterung gewiß gut, aber durch die vorangegangene Hitze empfindlich geworden, friere ich doch manchmal recht. Indes herrlich ist und bleibt Gnadenthal; ich weiß weder in Afrika, noch in der Heimat eine Gemeine, die in Bezug auf Schönheit der Lage den Vergleich mit ihm aushalten könnte. Freitag, den 19. Mai, benutzte ich den Vormittag zur Besichtigung der Gehilfenschule und wohnte einigen Unterrichtsstunden bei. Nachmittags sowie Sonnabend, den 20. Mai, Hausbesuche, deren Eindruck ich erst nach ihrer Beendigung wiedergeben werde. Gnadenthal mit seinen 3000 Einwohnern erfordert viel Zeit. Pfingsten, den 21. und 22. Mai, benutzte ich zu besonderen Ansprachen an die Gemeine und einzelne Abteilungen derselben. So redete ich am ersten Feiertag nachmittags zu den Eheleuten und dann zu den unverheirateten jungen Männern und am Nachmittag des zweiten zu den jungen Mädchen, nachdem ich am Vormittag in einem langen Gottesdienst an der Hand von Apg. 2, 42—47 über die äußeren und inneren Verhältnisse einer christlichen Gemeine gesprochen und dabei auch den „Grant" und den „Beitrag" (die kirchlichen Abgaben) eingehend berücksichtigt hatte. Infolge mannigfacher Umstände steht es gerade hier in Gnadenthal mit den kirchlichen Abgaben schwächer als in vielen anderen Gemeinen, obwohl in den letzten Jahren eine Besserung unverkennbar ist. Dabei darf man freilich auch nicht außer acht lassen, daß die hiesige Gemeine 24500 M. zum Bau ihrer neuen Kirche aufgebracht hat. Es war mir darum sehr lieb, daß nach jener Versammlung, in welcher ich ihnen die Bedeutung des „Beitrags" klar zu machen suchte, mir von vielen Seiten die Versicherung zu teil wurde, man wolle nun in diesem Punkte treuer sein als bisher. Für Dienstag, den 23. Mai, vormittags hatte ich ausdrücklich diejenigen eingeladen, die etwa mit irgend einem besonderen Anliegen sich an mich wenden wollten. Infolgedessen fand sich eine Anzahl Leute mit allerlei Wünschen ein. So erschienen etwa zwölf Personen unter der Leitung eines gewissen Titus Vergele. Seine in der Gehilfenschule und später, irre ich nicht, bei einem Notar erworbene Bildung hat er vielfach dazu benutzt, um sich an die Spitze einer gewissen Partei der Mißvergnügten zu stellen, die unsern Missionaren mitunter zu schaffen gemacht hat. Bei dieser Gelegenheit trat er mit einer langen, wohl vorbereiteten Rede auf, die aber entschieden Gedankenklarheit vermissen ließ. Das Bedenken der Leute richtete sich gegen die von uns bei

Aufnahme in die Gemeine geforderte Unterzeichnung der Gemeinordnungen, eine Forderung, die sie in Wegfall kommen zu sehen wünschten, auf die wir aber unmöglich verzichten konnten. Davon ließen sie sich auch unschwer überzeugen und allseitig befriedigt gingen wir auseinander. Dienstag nachmittag und Mittwoch, den 24. Mai, benutzte ich zu Hausbesuchen. Dabei that ich manchen tieferen Blick in das Leben der Gemeine. Sicher ist, daß es in Gnadenthal einen nicht kleinen Kern von Leuten giebt, die fest im Glauben stehen, in denen das Christentum Kraft und Leben geworden ist und die auch, so gut sie es verstehen, in ihrem Kreise für den Herrn wirken. Namentlich eine größere Anzahl Kirchen-Diener und -Dienerinnen wie Aufseher erweisen sich als treue, gegründete Christen, so ein Joh. Pieter, ein Stephanus Prinz, eine Agnes Kroneberg und andere. Ebenso fiel mir aufs neue die wirklich überraschende Bethätigung des Christenlebens im Leiden auf, vielleicht durch eine Naturanlage des Volkes unterstützt. Das Schmerzenslager des schon früher erwähnten aussätzigen Jakob ist eine Stätte, von der stets christliche Freude, unerschütterliche Gewißheit des Heils, Lob und Preis ausströmt. In der Kammer der ebenfalls erwähnten blinden Auguste weht allezeit der selige Friede eines in der Trübsal geläuterten und bewährten Christenherzens. Die arme Christine in Sevenfontein lebt bei all ihrer Dürftigkeit als ein fröhliches Gotteskind, dessen ganzes Streben dahin geht, allewege mit ihrem Heiland verbunden zu bleiben. Diese wenigen Beispiele könnte ich leicht noch vervielfältigen. Wahrlich, umsonst ist die Arbeit unsrer Brüder hier nicht, und es ruht unleugbar noch der Segen Gottes auf Gnadenthal! Andererseits darf aber ebensowenig verschwiegen werden, daß es hier auch viele Seelen giebt, die noch ferne vom Reiche Gottes sind, daß vielfach wohl gottselige Worte, nicht aber die Kraft Gottes offenbar werden, daß mancherlei Sünden und Laster, namentlich die Trunksucht, in oft erschreckender Weise zu Tage treten. Als besondere Hindernisse des Evangeliums erwähne ich nur kurz in diesem Zusammenhange, daß die Hottentotten offenbar eine sehr stark sinnlich angelegte Natur besitzen und daß sie oft lange von Gnadenthal abwesend sind, um in Kapstadt, oder bei Bahnbauten, oder endlich bei den Bauern sich etwas zu verdienen, welche die Sitte haben, zur Pflüge- und Erntezeit einen Teil des Lohnes in Wein zu verabfolgen. Arbeit, große Treue und unermüdliche Geduld erfordernde Arbeit ist jedenfalls in reichem Maße für unsre Brüder vorhanden, aber auch eine Arbeit, die in dem fröhlichen Glauben verrichtet werden darf, daß sie nicht vergeblich ist und daß

Gottes Gnade sich nicht unbezeugt läßt an der Gemeine. Gnadenthals, als der Mutter unsrer afrikanischen Missionsgemeinen — möge die heimatliche Gemeine seiner nicht vergessen! Donnerstag, den 25. Mai. Kindergottesdienst in Gnadenthal, dann Fahrt nach Beröa und dort Hausbesuche. — Dieser Tage hat uns Br. Wagner die Stelle gezeigt, wo nach den zuverlässigsten Nachrichten G. Schmidts erstes Haus gestanden. Ein von der alten Lena angenommener Knabe, Frederik Abel, der von jener seine Kunde hatte und in der hiesigen Mühle thätig war, unterrichtete noch als Greis Br. Wagner genau über alles. Darnach sind nicht zwei Steine bei dem jetzigen Holzkraal, wie man annahm, die Reste jenes Hauses, sondern eines von G. Schmidt erbauten Stalles, während seine Hütte östlich davon nahe hinter der Mühle gestanden hat. Auch die große Eiche an der Schlote in der nordwestlichen Ecke der Werf, sowie die beiden andern zwischen Eetkammer und Küche seien von dem ersten Missionar, die übrigen aber erst später gepflanzt worden. Die Stelle seines Wohnhäuschens soll nun durch eine kleine Anlage und eine Gedenktafel kenntlich gemacht werden. —

Von dem Zustande der großen Gemeine Gnadenthal ein richtiges Gesamtbild zu geben, ist nicht leicht. Im allgemeinen kann man wohl aussprechen, daß der innere Zustand im Vergleich mit der Zeit vor 20—30 Jahren sich entschieden gebessert hat. Doch unterscheiden sich die Verhältnisse wesentlich von denen unsrer andern Missionsgemeinen. Kommune und Kirchgemeine decken sich keineswegs, ohne daß es doch in unsrer Macht läge, diejenigen Einwohner, welche sich durchaus dem Einfluß des Christentums entziehen, ja ihm entgegenarbeiten, zu entfernen. Die geschichtliche Entwicklung erklärt es, weshalb in Gnadenthal auf ganz andre Weise als in den übrigen Missionsgemeinen der Gedanke des Rechtes auf Wohnsitz und Grundeigentum — ganz abgesehen davon, ob man Christ ist oder nicht — die Gemüter beherrscht. Durch die zeitweilige, oft jahrzehntelange Abwesenheit christlicher Gemeindeglieder auf fernen Burenplätzen, wo ihre Kinder ohne Taufe, ohne christlichen Unterricht aufwachsen, wird es bedingt, daß in Gnadenthal immer wieder Leute auftauchen, welche Heiden genannt werden müssen, und zwar um so schlimmere Heiden, als sie auch noch europäische Laster von jenen Burenplätzen mitbringen. Ihres Rechtes auf Gnadenthal als ihren Wohnsitz und ihre Heimat können sie indes nicht verlustig gehen, so lang sie dort ein Haus und ihre Gärten haben, die sie dann für die Zeit ihrer Abwesenheit vermieten und verpachten. Dieses in Gnadenthal heimatsberechtigte, aber

ihm innerlich entfremdete Element bildet ein rechtes Kreuz für unsre Missionare, oder im besten Fall ein schwieriges, erst nach langer Arbeit ergiebiges Feld der Thätigkeit.

Die Einführung der Gemeinebeiträge in Gnadenthal scheint seiner Zeit eine große Erbitterung hervorgerufen zu haben, was mir dadurch erklärt wurde, daß sie einmal in Jahre schwerer Krankheit und Mißwachses fiel, andrerseits aber anfangs mit ziemlicher Strenge erfolgte. Diese Erbitterung ist noch nicht erloschen. Die Einzahlung der Beiträge liefert in Gnadenthal auch die dürftigsten Ergebnisse. In Bezug auf äußere Ordnung ist es ebenfalls noch nicht so, wie es sein sollte. Doch lauten die Zeugnisse übereinstimmend dahin, daß in den letzten Jahren eine allmähliche, aber unverkennbare Besserung dieser Zustände sich zeigt, und ich wurde dringend gebeten, nicht zu scharf einzugreifen. Natürlich habe ich mit den Missionaren sowohl wie mit der Gemeine die vorhandenen Übelstände ruhig und freundlich, aber doch auch eingehend und ernst besprochen und fand überall wenigstens guten Willen.

Das Bestreben, die kirchlich-missionarischen Angelegenheiten fein säuberlich mehr und mehr von den kommunalen zu trennen und so eine in vieler Beziehung mangelnde Klarheit zu schaffen, konnte ich nur gut heißen.

Nach dem Gesagten wird es nicht auffallen, daß man in Gnadenthal viel auch von offenbarer Sünde sieht und hört. Andrerseits muß ich aber ebenso nachdrücklich betonen, daß mir in keiner Missionsgemeine des Westens soviel entschiedenes und deutlich bewußtes Christenleben entgegengetreten ist, wie in Gnadenthal. Es giebt dort eine überwiegende Anzahl treuer Christen, und so lange dieses gute Salz in solcher Menge vorhanden ist, darf man getrost und fröhlich in die Zukunft schauen.

Freitag, den 26. Mai bis Mittwoch, den 7. Juni, allgemeine Missionskonferenz aller im Kaplande im Dienst der Brüdergemeine angestellten Brüder. Näheres über Beratungen und Beschlüsse unsrer Zusammenkunft gehört nicht in diese Reisebriefe, sondern in den amtlichen Bericht, den ich seiner Zeit erstatten werde. Nur so viel sei ausgesprochen, daß wir die Zeit über fleißig gearbeitet haben, daß wir spüren durften, der Herr lasse sich nicht unbezeugt an uns, und daß wir hoffen können, diese Konferenz werde nicht ohne Bedeutung für die weitere Entwicklung unsrer Arbeit hier im Lande sein. Es waren Tage, deren ich zeitlebens mit Dank gegen den Herrn und die Brüder gedenken werde, da wir in voller brüderlicher Offenheit und dabei im Geiste herzlicher

und wahrer Liebe auch manche recht schwierige Angelegenheiten beraten konnten. Wie ist das Wort so wahr: „Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!“ Niemals ist der Herr den Seinen näher, als wenn sie vor ihm in einem Geiste stehn und gemeinsam ihn erfassen. — Sonntag, den 4. Juni, war ein nach allen Seiten hin schöner und gesegneter Tag. An die Predigt, meine Abschiedspredigt an die Gnadenthaler Gemeine, schloß sich die Ordination der Brr. Hennig, Hettasch und Renkewitz zu Presbytern. — Mittwoch, den 7. Juni, fand die Konferenz ihr Ende. Donnerstag, den 8., hielt ich die Schlußansprache über 1. Thess. 1, 3. Mein Herz war tief bewegt im Blick auf die Vergangenheit und ihre reichen Erfahrungen. Sodann genossen wir Missionare gemeinschaftlich das heilige Abendmahl; die zahlreiche Gemeine der Abendmahlsgänger in Festgewändern schaute, wie in Silo, andächtig zu. Ergreifend war es, als zuletzt, während wir vorher alle Gesänge in deutscher Sprache gesungen hatten, beim Schlußvers: „Die wir uns allhier beisammen finden“, die ganze Gemeine sich erhob und wie ein Mann in den Gesang — und zwar holländisch — einstimmte. Solche Augenblicke vergißt man nicht! Abends verabschiedete ich mich von der Gemeine und schloß damit meine Arbeit in Afrika. — Am Freitag, den 9., begleiteten mich sämtliche Missionare bis zur Brücke, nachdem vorher auf der Werf noch ein allgemeines Händeschütteln stattgefunden. Noch ein letzter bewegter Abschied, und Gnadenthal lag bald hinter mir. — Mit Geschw. Schöbel und Schw. Bauer, die mit mir nach Europa reisten, erreichten wir am 10. Kapstadt. Hier verabschiedete ich mich am Sonntag, dem 11. von der Gemeine und allen lieben Freunden. Dann ging es ans Einpacken, und am 14. bestieg unsre Reisegesellschaft, zu welcher noch Geschw. Anschütz und das Kind Joseph Günther gestoßen waren, das Schiff, den „Roslin Castle“ und Afrika entschwand nur allzu schnell unsern Augen. Der Erinnerung aber entschwindet diese schöne Zeit nie, ist es doch eine Zeit, die für Herz und Beruf zu reich an Erfahrungen und Segnungen gewesen.

Damit beende ich meine im Drang der Arbeit leider nur flüchtigen Reiseaufzeichnungen, die noch mannigfacher Ergänzung durch mündliche Berichterstattung bedürfen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Seine Güte und Barmherzigkeit ist wahrlich groß gewesen und seines Lobes ist mein Mund voll — mit dem Bekenntnis muß ich im Blick auf die jüngst verflossene Zeit auch diese Mitteilungen beschließen. —

II. Abteilung: Allgemeines Urteil über die Missionsarbeit der Brüdergemeine in Süd-Afrika.*)

1. Wozu Missions-Visitationsreisen?

Nicht selten kann man die Frage hören: sind dergleichen Reisen überhaupt von Nutzen und durch die Notwendigkeit geboten? Nun, meiner Ansicht nach kann man den Wert einer solchen Reise kaum zu hoch anschlagen. Hatte ich schon vorher diese Meinung, so bin ich in derselben durch meinen Aufenthalt in Afrika nur bestärkt worden. Jeder, der am Werk der Heidenmission mitarbeitet, vollends wenn er von der Heimat aus einem Gebiet derselben als praktischer Leiter vorstehen soll, muß doch dies zunächst ihm zugewiesene Gebiet und seine eigentümlichen Verhältnisse kennen. Es giebt sicher allgemeine, für alle Gebiete giltige, unveränderliche Theorien und Grundsätze, die durch die gesamte Missionsarbeit hindurch gleichsam die Grundmauern, Pfeiler und Balken bilden, die dem Gebäude Halt geben. Dabei kann aber der Bau im einzelnen sehr verschiedenartig ausgearbeitet werden. Mich deucht, das Richtige bei der thatsächlichen Anwendung jener Grundsätze zu treffen, dürfte jedenfalls dem leichter und besser glücken, der aus eigenster Anschauung — die beste Lehrmeisterin allüberall — die einschlägigen Verhältnisse kennt, als dem, der sie nur theoretisch studiert. Aber auch abgesehen von einzelnen eigenartigen Verhältnissen ist eine solche Reise durchaus dazu angethan, demjenigen, der sie macht, zu einer gesunden grundsätzlichen Stellung zur Mission zu verhelfen. Jedenfalls muß ich das Geständnis ablegen, daß ich mich vor meiner Fahrt vielfach in thatsächlich falschen, den realen Verhältnissen nicht entsprechenden Anschauungen über die Arbeit in der Heidenwelt bewegte, in Anschauungen, die ich kurz als einen Ausfluß jenes falschen Idealismus bezeichnen möchte, welcher einen großen Teil unserer Missionslitteratur bis auf unsre Tage mehr oder weniger beherrscht hat. Davon geheilt zu werden hat sein schmerzliches.

*) Veröffentlicht in der Allg. M.-Z. 1894 Nr. 1 und 2 und mit gütiger Erlaubnis hier nochmals abgedruckt. Nr. 6 ist neu hinzugefügt.

Mancher Missionar, der während des Heilungsprozesses vorübergehend in pessimistische Niedergeschlagenheit geriet, weiß ein Lied davon zu singen. Und doch ist die Heilung notwendig, ja ihr Ergebnis für den Geheilten selbst ein in hohem Maße befriedigendes, denn — nüchtern und doch begeistert muß der Missionsmann seiner Arbeit gegenüberstehn. Da kann und darf ich nur sagen, daß die hinter mir liegende Reise den Dienst an mir gethan hat, daß sie mich einerseits von falschem Idealismus heilte, indem sie mir einen klaren Einblick in die oft tief erschreckende Wirklichkeit verschaffte, — daß sie aber ebenso andrerseits einen tief gewurzelten und unvertilgbaren Idealismus höherer Art, eine nicht mehr zu tötende Begeisterung für das Missionswerk in mir geweckt hat, indem sie mich das eine unleugbar und handgreiflich sehen ließ: hier hast du es mit einem Gotteswerk zu thun, das mit unwiderstehlicher innerer Kraft anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten besiegt.

Doch nicht für den Visitator allein sind solche amtliche Besuche notwendig, sondern in nicht geringerem Maße sicherlich auch für die Missionen und das Missionswerk selbst. Es springt in die Augen, daß durch das Erscheinen eines amtlichen Vertreters der heimatlichen Kirche der Gedanke und Glaube: hinter uns steht eine Missionsgemeine, die uns trägt und deckt, in den Missionaren aufs neue lebendig und kräftig wird. Von welcher Bedeutung dieses Bewußtsein aber für die Missionare ist, das tritt einem erst deutlich vor die Seele, wenn man unter ihnen weilt. Ja selbst in den Heidenchristen wird durch einen solchen Besuch das Bewußtsein des inneren Zusammenhangs mit der Christenheit jenseits des Oceans wach und lebendig, und ich habe gefunden, daß sie gerade für diesen Gedanken ein sehr feines Gefühl haben.

Noch höher aber möchte ich den Segen anschlagen, der für die Missionsarbeit selbst aus einem solchen Besuch entspringt oder wenigstens durch Gottes Segen entspringen kann. Auch auf dem Missionsgebiet nicht minder als daheim droht die Gefahr, daß man über dem Drang der täglichen Arbeit in Einseitigkeit und Engherzigkeit gerät und allgemach in „gewohnten Geleisen" weiter trottet, ja, ich möchte sogar sagen, die Gefahr ist dort vielfach größer als hier, insofern die häufigere Berührung mit gebildeteren Menschen, mit anderen Anschauungen und Meinungen, mit anders gestalteten Verhältnissen fehlt. Tritt nun mitten in den Kreis der Arbeiter plötzlich einer, dessen eigenste Aufgabe es ist, das von ihnen verrichtete Werk mit kritischen Augen zu betrachten, so erscheint den Missionaren selbst

manches in einem andern Licht als bis daher, und ich habe überall gefunden, daß, wenn sich mit der kritischen Betrachtung ihrer Thätigkeit und ihrer Arbeitsweise ein liebevolles Eingehen auf ihre besonderen persönlichen und örtlichen Verhältnisse verband, eine Fülle neuer Anregungen sich ergab, die den Blick für zeitgemäße Änderungen und neue Wege öffnete und schärfte. Und jedem, der einigermaßen die Lebensbedingungen auch der geistlichen Dinge auf dieser Erde versteht, wird es einleuchten, daß solche Anregungen von Zeit zu Zeit nicht nur ganz ersprießlich, sondern geradezu notwendig sind.

Ersichtlich ist aber auch aus dem obengesagten, daß nicht geringe Anforderungen an einen Visitator gestellt werden und gestellt werden müssen.

Die Worte des Heilandes: „Bittet, so wird euch gegeben" und die Mahnung Jakobi: „So jemand Weisheit mangelt, der bitte" weisen ihm den rechten Weg solchen oft recht schweren Anforderungen gegenüber. Wer aber den Weg geht, der erlebt sicherlich auch etwas von dem Geben seines treuen Herrn „über Bitten und Verstehen" und erfährt die Wahrheit des Wortes: Wohl dem, der dem Herrn traut! Bei allem Lobe und Dank gegen den treuen Gott aber dringt nach gethaner Arbeit doch letztlich tief aus dem Herzen das Wort: Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte! —

2. Ein Blick auf sociale, politische und kirchliche Verhältnisse in der Kapkolonie.

Will man die afrikanischen Verhältnisse und auch insbesondere die der Mission verstehen, so muß man vor allem im Gemüt behalten, daß der Rassen- und Farbenunterschied dort in einer Weise noch die Menschen scheidet, für welche man hier im Unterschied der Stände auch nicht annähernd einen Vergleich hat. Ein Farbiger ist einfach ausgeschlossen von der weißen Gesellschaft, und in keinem bessern Wirtshaus kann er Aufnahme finden, ihm stehen nur die Branntweinschenken offen. Kein Weißer reicht einem Farbigen leicht die Hand, und ein Farbiger in staatlichen Ämtern und Würden ist undenkbar. Selbst den ordinierten farbigen Geistlichen gegenüber ist das Benehmen der Weißen kaum ein anderes. Es schlummert der von Anfang an unsrer Missionsarbeit in den Weg tretende Gedanke, daß die Farbigen nicht Menschen, sondern „schepsels", d. h. vom Teufel geschaffene Wesen sind, im Grunde heute noch in den Herzen vieler Weißen. Ausnahmen, und zwar sehr ehrenwerte, giebt es wohl,

aber sie sind nicht häufig. Daß nun die Mission diesem Vorurteil energisch entgegentritt, daß demgemäß die Missionare auch handeln, darin liegt die Hauptkraft der Mission, freilich auch der Hauptgrund der Anfeindungen, die sie von mancher Seite zu erdulden hat. Aber der allgemeinen Anschauung gegenüber ist die Mission fast machtlos. Auf den Missionsstationen kann sie den göttlichen Gedanken der Gleichheit aller Menschen vor Gott lehren und üben; über diese Grenzen hinaus herrscht wieder der zum Gegensatz gesteigerte Unterschied zwischen Japhet und Ham.

Aus dieser Sachlage erklärt sich auch, daß es den Farbigen nicht gelingt, im staatlichen und politischen Leben zur Bedeutung zu gelangen. So jämmerlich wie die sociale, so jämmerlich ist auch die politische Stellung der Farbigen. Die Herren der Kolonie, die Engländer, sind auf der einen Seite gerechte Herren, und man muß zugestehen, daß sie für die intellektuelle und praktische Erziehung der Eingebornen viel thun. Ist auch ihre ganze Schulmethode nach deutschen Begriffen sehr äußerlich und mechanisch, so scheuen sie doch keine Opfer für das Schulwesen und unterstützen auf diesem Gebiet die Arbeit der Mission aufs kräftigste. Aber sie sind auch Leute, die genau wissen, wo ihre persönlichen Interessen ihnen ein Halt zurufen. Sie wissen in vorzüglich geschickter Weise die Macht, die in der Nationalität liegt, zu brechen und, indem sie dieselbe zertrümmern, ihre Herrschaft um so fester zu gründen. Die Unterstützung der Schulen dient im letzten Grunde diesem Zweck; denn da, wo sie Geld für diese geben, tritt mit äußerster Strenge die Forderung auf, englisch zu lehren. Und im Kafferland muß die Untergrabung der dem Kaffern tief eingewurzelten Autorität vor seinen Häuptlingen denselben Dienst thun. Die Erziehung der Farbigen hat nicht den Zweck, dieselben zu vollberechtigten Staatsbürgern heranzuziehen, sondern nur zu einigermaßen befähigten Arbeitern der Weißen. Über diese Grenze hinaus darf der Unterricht nicht wirken, eine höhere Bildung der Farbigen, die sie etwa zu Staatsdiensten in leitender Stellung geschickt machte, wird nirgends erstrebt. Als sich die Zahl der nach dem alten Wahlgesetz für das Parlament wahlberechtigten und möglicherweise wahlfähigen Eingebornen immer mehr steigerte, ward schnell ein anderes Gesetz herausgegeben, das den meisten wieder die Stimme entzog. Dazu kommt aber noch, daß in den letzten Jahren sich eine Partei, der sogenannte **Bond**, gebildet hat, die, hauptsächlich aus holländischen Buren bestehend, von einem sehr befähigten Mann, Dr. Hofmeyer, geleitet wird und heutzutage eigentlich die Macht in

Händen hat. Das politische Programm dieser Partei: Afrika den Afrikanern (d. h. den in Afrika gebürtigen Weißen), allmähliche und schließlich völlige Loslösung von England, berührt nicht unmittelbar die Missionsarbeit. Wohl aber liegt darum eine Gefahr für die Mission in dem Anwachsen dieser Partei, weil sie, so viel ich gehört habe, Herabdrückung der Eingebornen wieder in eine Art modernen Sklaventums mit möglichst geringer geistiger Ausbildung fordert.

Dieser Sachlage gegenüber scheint sich, besonders nach Änderung des Wahlgesetzes, ein klein wenig das Volksbewußtsein der Farbigen, zunächst im Westen, zu regen; es bahnt sich die Bildung einzelner politischer Vereine vielleicht an. An und für sich haben die Farbigen im Westen gar kein Volks- und Nationalitätsbewußtsein, sind sie doch ein Volk von Mischlingen und hat doch die Zeit der Sklaverei ihnen jegliches Selbstbewußtsein geraubt. Ob sich ein solches langsam und allmählich neu bilden wird, selbst bei fortgesetzter ungerechter Behandlung seitens der Weißen, das ist mir bei alle dem zweifelhaft.

Es ist verständlich, daß es unsern Missionaren entsetzlich schwer ist und sein muß, sich aussprechen zu müssen, daß sie an einem Volke arbeiten, welches in socialer und politischer Beziehung wahrscheinlich niemals trotz aller ihrer Arbeit zu einer selbständigen Stellung gelangen wird. Und von hier aus angesehen kann es nicht wunder nehmen, wenn auch in kirchlicher Beziehung die Bemühungen, das Volk zur Selbständigkeit zu erziehen, nennenswerte Erfolge bisher nicht aufzuweisen haben, ja auch für die Zukunft wenig versprechen.

Wie leicht legt sich unter diesen Umständen der Gedanke nahe, daß der Missionar auch auf socialem und politischem Gebiet agitatorisch eintrete für die Farbigen und sich sozusagen als politischer Parteiführer an ihre Spitze stelle, gedeckt durch den Gedanken, daß er so auch für die Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles: kirchliche Selbständigkeit arbeite. Von unserm Standpunkte aus würden wir ja ein solches Vorgehen nie billigen können, und ich habe ein scharfes Auge darauf gehabt, ob unsre Missionare irgendwie in dieser Weise thätig sind. Ich kann aber auf das bestimmteste versichern, daß dies nicht der Fall ist. Sie lassen etwaige politische Versammlungen in ihrer Gemeine unberücksichtigt, sorgen dafür, daß eine vertrauenswerte Person, Lehrer oder Kirchendiener, sich an die Spitze stelle, besuchen aber dieselben nicht und reden nicht dafür und nicht dawider. Daß sie aber ihre Pflegebefohlenen in aller und jeder Weise in ihren

Rechten schützen und bei den Magistraten auf Grund der vorhandenen Gesetze vertreten, das habe ich vielfach gesehen und gehört.

Hieraus geht hervor, daß die Selbständigmachung unsrer Gemeinen in kirchlicher Beziehung nicht nur an dem schwachen Charakter der Farbigen, sondern auch an der ganzen socialen und politischen Stellung der Eingebornen ein schwerwiegendes Hindernis findet.

Wenden wir nun unsern Blick zu den religiösen und kirchlichen Verhältnissen der Kapkolonie, so begegnen wir einem eigentümlichen Bilde.

Sicher haben, wie ich vor meinem Besuch, die meisten Missionsfreunde die Anschauung, daß die Kapkolonie im großen und ganzen ein christianisiertes Land sei. Da ist es nun von überraschender Wirkung, wenn man einen Blick wirft in den sehr ausführlichen Census vom Jahre 1891. Diesem zufolge beträgt die Gesamtbevölkerung der Kapkolonie:

1 527 224	Menschen. Davon sind
376 987	Weiße, also
1 150 237	Kaffern, Hottentotten 2c.

Diese letztere Zahl verteilt sich auf die einzelnen Abteilungen in folgender Weise:

Malaien	13 907	Von der Gesamtbevölk.	1 527 224
Hottentotten	50 388	sind Christen	749 322
Fingus	229 680	Juden	3 009
Kafir und Betschuana	608 456	Mohammedaner	15 099
Mischlinge	247 806	andre Sekten	1 394
Summa	1 150 237	und noch Heiden	758 400
		Summa	1 527 224

Wollen wir einen richtigen Überblick über die Erfolge der Mission gewinnen, so müssen wir noch sagen, daß von den 749 322 Christen 356 960 Weiße und also nur 392 362 Farbige sind.

Unter einer Bevölkerung von 1 150 237 Farbigen nur 392 362 Christen ergiebt also unter ihnen noch 757 875 Heiden. Von diesen Heiden entfallen

1. auf die ursprüngliche alte Kapkolonie	304 499
2. auf die seit 1875 annektierten neuen Teile	423 913
3. auf die seit 1880 annektierten Teile	25 412
Summa	753 824
Unbestimmbar	4 051
Summa	757 875

Eine wirklich schon vollzogene Christianisierung der Kapkolonie kann also nicht behauptet werden, sondern es giebt auch auf diesem schon lang bebauten Missionsgebiet noch viel zu thun. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn man erwägt, daß bei diesem Census sich alle diejenigen „Christen“ genannt haben, die irgendwie mit dem Christentum in Berührung gekommen, aber keineswegs nur die, welche wirklich getauft sind.

In der nächsten Umgebung unsrer Missionsstationen finden sich oft genug noch Heiden, wie folgende Aufzählung zeigt:

Es wohnen noch Heiden im Distrikt

A im Westen

Bredasdorp (Elim)	26
Caledon (Gnadenthal)	455
Humansdorp (Clarkson)	972
Malmesbury (Mamre)	3 019
Piquetberg (Wittewater und Goedverwacht)	2 119
Uitenhagen (Enon)	6 541
Summa	13 132

B im Osten

1. alte Kolonie	
Cathcart (Gosen)	3 497
Queenstown (Silo und Engotini)	28 493
Summa	31 990
2. East Griqualand	
Mount Fletcher (Tinana Ezincuka)	11 788
Matatiele (Bethesda)	14 964
Summa	26 752
3. Tembuland	
Engcobe, Umtata (Baziya)	83 123
Summa im Osten	141 865

Aus diesen Zahlen geht klar hervor, daß 1. unsre Mission im Osten noch eine echte, rechte Missionsarbeit ist inmitten des Heidentums. 2. aber sieht man aus diesen Zahlen, daß bis zum heutigen Tag die Missionsaufgabe unsrer Gemeinen auch im Westen noch nicht zu Ende ist. Wir dürfen hier hinzufügen, daß unsre Missionare und Gemeinen im Osten und Westen sich dieser Missionsaufgabe aufs neue bewußt geworden sind und auch schon die Hand ans Werk gelegt haben. Im Hlubi- und Tembuland sind alle Vorbereitungen getroffen, um die Seile weiter zu spannen, und im Westen ist in der Nähe von Enon unter dort eingewanderten heidnischen Kaffern eine neue Arbeit begonnen worden (s. Missionsblatt der Brüdergemeine, 1893 Nr. 12). Am 22. Mai 1894 konnte in Etembeni die erste Schule bezw. Kirche eingeweiht werden.

Werfen wir noch einen Blick auf die in der Kapkolonie befindlichen 749 322 Christen, so bietet sich uns folgendes Bild:

Protestanten	732 047	
Katholiken	17 275,	darunter 14 800 Weiße,
Summa	749 322	

Die beiden Kirchen, welche sich um die Ehre, Staatskirche zu sein, streiten, sind die reformierte mit 297 983 und die church of England mit 139 058 Mitgliedern, erstere auf Grund ihrer Ausdehnung und älteren Ursprungsrechte, letztere auf Grund der Abhängigkeit der Kolonie von England. Die erstere, die reformierte Kirche, nimmt durchweg unsrer Mission gegenüber eine freundliche Stellung ein; das Verhalten der Church ist ein verschiedenes, im ganzen in der Form höflich, in der Sache abweisend. Die katholische Kirche zeigt sich sehr eifrig und geschickt in ihren Operationen, und wenn sie auch noch nicht numerisch stark ist, so kann man nicht leugnen, daß ihre Thätigkeit, zumal ein Zweig der Church durch seinen Ritualismus ihr vorarbeitet, nicht vergeblich ist.

Ziehen wir von der Zahl der Protestanten 732 047 ab:

die reformierte Kirche mit	297 983
die englische Kirche mit	139 058
Summa	437 041

so verbleiben 295 006, welche sich auf die Gereformeerde Kerk (c. 9000), die Presbyterians (c. 33 000), Free Church of Scotland (c. 4000), United Presbyterians (c. 500), Independenten oder Congregationalists (c. 66 000), London Missionary Society (c. 3500), Dutch Independenten (c. 600), Wesleyan Methodists (c. 106 000) andre Methodisten (c. 5 500), Baptisten (c. 7000), Lutheraner (c. 20 000), Berliner Mission (c. 700),*) Rheinische (c. 14 000),**) und eine Anzahl von etwa 9000 Mitglieder kleinerer Sekten verteilen.

Unsere Brüdergemeine ist vertreten mit 16 297 Seelen, von denen nach dem Census 169 Weiße, 2 Malaien, 469 Hottentotten, 2696 Fingus, 1703 Kaffern, 11 258 Mischlinge sein sollen.

Ob diese kirchliche Zersplitterung einmal eine Bewegung zur Einigung hervorrufen wird, kann nicht gesagt werden. Zunächst ist von einem solchen Zug nichts zu spüren. Auch in unsern Missionsgemeinen habe ich weder einen Wunsch, noch eine dahingehende Nötigung sehen können, die uns den Gedanken etwa nahe legte, unsre älteren Gemeinen an die reformierte Kirche abzutreten. Noch haben sie ihre bestimmte Aufgabe innerhalb der dortigen Christenheit, und

*) Die Hauptgebiete der Berliner M.-G. liegen außerhalb der Kolonie.

**) Die außerhalb der Kolonie liegenden Gebiete nicht eingerechnet.

die reformierte Kirche, so lebendig sie in einzelnen Gliedern ist, hat bis zum heutigen Tag noch keine rechte Stellung zu den Eingebornen gewonnen, sondern gilt bis heute mehr als eine Kirche „der Weißen". Unter jenen 297 983, die sie zählt, sind allein 220 649 Weiße.

Diese allgemeinen Bemerkungen über die socialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse der Kapkolonie könnten leicht noch um ein beträchtliches vermehrt werden, doch wollen wir es mit dem Gesagten genug sein lassen.

3. Die äußeren Verhältnisse unserer Missionsstationen.

Es wird im weiteren Verlauf ersichtlich werden, was unter dieser ziemlich allgemeinen Überschrift zusammengefaßt werden soll. Gleichsam völlig neu trat mir entgegen, was ich theoretisch ja schon wußte — und es bedurfte erst einiger Zeit, bis es mir ganz klar wurde —, daß unsre Stationen und Niederlassungen sehr verschiedenartig sind in Bezug auf unsre Besitzrechte an dieselben.

Man muß drei verschiedene Gruppen unterscheiden.

1. Von uns gekaufte und bezahlte Plätze. Dahin gehören Pella, Wittewater, Goedverwacht, Elim. — In Clarkson, Enon und Mamre ist ein Stück des Landes, aber nur der geringere Teil, auf dem jedoch die Station nicht liegt, aus Nützlichkeitsgründen dazu gekauft, also unser Eigentum.

2. Sogenannte Grantstationen d. h. Landstrecken, die uns von der Regierung zugewiesen worden sind. Dazu gehören im Westen Gnadenthal mit Beroea, Mamre, Enon, Clarkson; im Osten: Silo mit Engotini, Gosen und Baziya.

Diese beiden Gattungen haben gemeinsam, daß sich auf diesem Lande eine geschlossene (Orts-) Gemeine befindet.

3. Stationen ohne in unmittelbarer Nähe angebaute Gemeinen.

Im Westen: Twistwyk, Witkleibosch, im Osten: Tinana, Enzincuka, Bethesda und sämtliche Außenstationen.

Bei diesen letzteren Stationen ist einfach mit Erlaubnis der Häuptlinge oder sonstiger Besitzer eine Kirche, Schule, Wohnhaus 2c. gebaut und ein Garten angelegt worden. Nach dortigem Recht ist der so bebaute Grund und Boden ohne weiteres Eigentum der Mission, und im Kafferland hat man die Befugnis, dieses Eigentumsrecht über einen gewissen Kreis — die Länge des Radius ist mir

nicht erinnerlich — auszudehnen. In Elukolweni und Mvenyane (Außenstationen von Bethesda) haben wir einen kleinen Grant, einen so kleinen, daß eine feste Gemeine sich dort nicht anbauen kann.

Wie leicht ersichtlich üben diese Verhältnisse ohne weiteres einen Einfluß aus auf den Betrieb der Missionsarbeit. Es ist ein anderes, in einer seßhaften und zusammengeschlossenen, um die Kirche herumliegenden Gemeine zu arbeiten, als in einer Gemeine, die sich auf viele Quadratmeilen hin über das Land zerstreut. Die Arbeitsweise wird je nachdem eine andere. Auch lassen sich durchaus nicht ohne weiteres dieselben kirchlichen Einrichtungen auf beide anwenden. Kirchliche Zucht und Ordnung läßt sich leichter in einer geschlossenen Gemeine üben, der Schliff äußerer Kirchlichkeit leichter erreichen.

Dagegen tritt meiner Erfahrung nach in jenen zerstreuten Gemeinen das Christentum in ursprünglicherer, kräftigerer Form auf, weil, wo es sich zeigt, es nicht auf kirchlicher Gewöhnung und Überwachung, sondern auf eigenem Entschlusse ruht. Jedenfalls darf man bei Beurteilung des christlichen Lebens diesen Unterschied nicht aus den Augen lassen. Es wird sich schwer sagen lassen, welche Form einer Christengemeine zuträglicher und darum vorzuziehen ist; in Afrika sind sie einfach beide geschichtlich geworden.

Wiederum aber darf nicht der Unterschied zwischen den Stationen, die unser gekauftes Eigentum, und denen, die nur Grant sind, übersehen werden. Auf ersteren sind wir einfach Herren, Baas, wie man dort sagt, und das will viel heißen. Ein Baas hat ein fast unbeschränktes Recht, er kann jeden auf seinem Platz annehmen oder ihn wegweisen, wie er will, ohne irgend jemandem Rechenschaft schuldig zu sein, und der Betreffende hat nur die Befugnis, von seinem Eigentum alles, was nicht niet- und nagelfest ist, mit sich zu nehmen. Sein Haus und Feld gehört dem Baas.

Auf diesen Stationen können wir also schalten und walten, wie wir wollen, können äußerliche und kirchliche Regeln geben, wie uns beliebt, können entfernen und annehmen, wen wir wollen. Es versteht sich von selbst, daß dem einzelnen Missionar dieses Recht in vollem Umfang thatsächlich nicht zusteht, sondern daß er von den höheren Instanzen abhängig ist und damit die Eingebornen vor Willkürlichkeiten geschützt sind. Auch besteht in allen diesen Gemeinden eine sogenannte Konferenz, gebildet aus den von der Gemeine gewählten Aufsehern und den von den Missionaren ernannten Kirchen-Dienern und -Dienerinnen. denen eine geordnete Mitwirkung in äußern und innern Dingen zusteht. Aber immerhin können wir auf solchen Plätzen unsre

Wünsche und Gedanken in Bezug auf bürgerliche und kirchliche Anforderungen strikt durchführen.

Ganz anders steht es auf den sogenannten Grantplätzen.

Es bedarf dieser Ausdruck noch einer näheren Erklärung. Als die Eingebornen von den vordringenden Ansiedlern immer mehr und mehr des Landes beraubt wurden, trieb doch das Gerechtigkeitsgefühl das Government dazu, den Eingebornen einzelne Teile zu reservieren, die ihnen nicht genommen werden könnten. Weil nun das Land in den unsicheren Händen der Eingebornen selber nicht wohl aufgehoben war, sondern infolge schlechter Bewirtschaftung bald in die Hände der Weißen gelangt sein würde, so sah sich das Government nach zuverlässigen Verwaltern um und glaubte diese in den Missionsgesellschaften zu finden. So übergab sie also weite Landstrecken, 8000 bis 15000 und mehr Morgen groß, an verschiedene Missionsgesellschaften, so auch an unsre „for the use (oder benefit) and in trust for such natives as may from time to time be lawfully resident at the institution“ (zur Nutznießung [oder zum Besten] und Verwahrung für solche Eingeborne, die von Zeit zu Zeit auf der Station nach Fug und Recht seßhaft werden). Dieses „lawfully resident“ (nach Fug und Recht seßhaft) ist dann näher erklärt worden, „als den angefügten, vom Gouverneur anerkannten regulations (Satzungen, Stationsordnungen) sich fügend.“ — Wir sind also nicht Besitzer des Grundes und Bodens in dem Sinne, daß wir damit machen könnten, was wir wollten, sondern wir sind nur „Verwalter“ zum Besten der Eingebornen, allerdings mit der Berechtigung, die in einigen Grantinstrumenten (z. B. Gnadenthal) ausdrücklich ausgesprochen ist, das Land insoweit auch in unserm Interesse zu verwerten, als zum Bestehen unsrer Stationen von nöten ist. Lange habe ich mich mit diesem Grant und seiner Auffassung beschäftigt, konnte aber bei allen Besprechungen und Überlegungen über diesen Gegenstand zu keiner andern Auffassung gelangen.

Mir scheint, man kann nicht ohne weiteres die Anschauung geltend machen und befolgen: Das Land gehört als unbeschränktes Besitztum der Mission, welche die Eingebornen nur darauf duldet. Andrerseits ist ebenso irrig die Anschauung der Eingebornen, die, zumal nachdem ihnen ein Grantbrief vor die Augen gekommen ist, immer mehr Platz greift und die in dem Satz gipfelt: das Land gehört uns Eingebornen und wird uns nur von den Missionaren vorenthalten. Als auf Anregung der Independenten mehrere Grantplätze derselben (z. B. Hanky) unter die Eingebornen zu deren un-

eingeschränkter Verfügung verteilt wurden, griff in unsern Gemeinen, zumeist in Silo, die Meinung Platz, man betrüge sie um ihr Eigentum. Aus dieser Anschauung heraus hat sich die dortige Rebellion entwickelt, der gegenüber man, vielleicht zu lange, die einseitige Behauptung aufrecht erhalten hat, das Land gehöre der Mission. Es lag mir sehr an, den Missionaren wie den Gemeinen gegenüber die nach meiner Meinung einzig richtige Auffassung klar darzulegen und zur Herrschaft zu bringen, und ich hoffe, es ist mir das wenigstens in etwas gelungen. Auf der allgemeinen Missionskonferenz vereinigte man sich in meiner Auffassung, dahin gehend: Wir sind wohl formell die Besitzer, insofern wir alle mit dem Besitz verbundenen Lasten tragen, aber thatsächlich gehört das Land nicht uns, auch nicht den Eingebornen, sondern wir sind für jene Verwalter zu ihrem Besten. Im letzten Grund ist das Government Besitzer, das Parlament kann den Grund auch wieder nehmen. Bei Verteilung z. B. in Hanky mußte erst die Erlaubnis des Gouverneurs eingeholt werden. Diese Auffassung entspricht auch der der dortigen Juristen. Ich habe keinen Anstand genommen, den Gemeinen auf allen Grantplätzen diese unsre Meinung klar auszusprechen, die Mahnung daran knüpfend, sich aller anderweitigen Ansprüche zu entschlagen, weil wir dieselben mit aller Strenge bekämpfen würden, da sie dem Sinn und Geist der Grants widersprächen. Um ihnen und ihren Kindern das Land zu erhalten, müßten wir durchaus darauf bestehen, daß das Land nicht ihr Eigentum sei; sonst würde es sofort von den Weißen, denen sie verschuldet, ihnen genommen werden. Das Beispiel Hankys und andrer an die einzelnen Eingebornen überlassenen Plätze zeigt das deutlich. Aber ebenso habe ich gesagt, daß wir uns nicht als die unumschränkten Besitzer ansehn, sondern nur als Verwalter zu ihrem Nutzen. Die in den regulations niedergelegten und vom Government bestätigten Grundsätze seien für uns wie für sie bindend; nach diesen liege die thatsächliche Verwaltung in der Hand der sogenannten Konferenz, die aus sämtlichen Missionaren, den von diesen ernannten Kirchendienern und den von der Gemeine gewählten Aufsehern bestehe. Missionare wie Gemeinen dankten dafür, nun zu einer klaren, allen Teilen verständlichen Auffassung der Grants gekommen zu sein, und es schien mir, als ob durch diese Erklärung viel Stoff zur Unzufriedenheit wenigstens zunächst beseitigt worden sei; ob dauernd, ist allerdings fraglich.

Die „regulations“, ursprünglich für Gnadenthal gegeben, sind später auf allen unsern Grantplätzen eingeführt worden. Leider aber

bereiten uns diese von unsern Vätern damals so gut gemeinten, jedoch im Sinn und Stil ihrer Zeit abgefaßten Statuten manche Verlegenheiten und hemmen uns vielfach. Geistliches und Weltliches geht darin durcheinander; breit und erbaulich, aber vielfach juridisch unklar und mißverständlich bieten sie nur eine geringe Handhabe zur Zügelung schädlicher Elemente, und die Entfernung eines moralisch wirklich gefährlichen Einwohners ist nach ihnen nur möglich, wenn sich die Behörde selbst von seiner Gemeingefährlichkeit überzeugt, wozu es bei manchen dieser Beamten sehr viel bedarf. Längst schon hat sich das Bedürfnis nach einer neuen verbesserten Auflage dieser Satzungen fühlbar gemacht. Doch ist eine solche jetzt nur möglich nicht bloß mit Genehmigung des Gouverneurs, sondern auch mit Zustimmung des Parlaments. Man fürchtet sich aber, diese Sache vor das Parlament zu bringen, weil dasselbe leicht bei seiner sonstigen Stellung zu den Eingebornen dieselbe zum Anlaß nehmen könnte, überhaupt den Grantplätzen ein Ende zu machen. Sind doch die umwohnenden Weißen längst lüstern nach dem schönen Lande. Doch darf man die Frage nach Verbesserung dieser regulations nicht aus den Augen lassen. Ja, die ganze Grantfrage wird und muß überhaupt noch einmal zu grundsätzlicher Lösung im Einklang mit den Rechtsanschauungen der Gegenwart gelangen. Auch der auf der Station Enon kürzlich entstandene Streitfall, wo ein von den Stationsbewohnern seit Jahrzehnten benutzter Wald durch einen höheren Beamten plötzlich als „Kronland" reklamiert wird (s. Missionsblatt der Brüdergemeine Jahrgang 1894, Nr. 6, S. 191), drängt auf eingehende Regelung dieser ganzen verwickelten Rechtsfrage hin.

Im Hlubilande würden wir auch leicht Grantplätze erlangen können, doch sind unsre Missionare zunächst noch der Meinung, daß wir nach den bisherigen Erfahrungen lieber davon absehen sollen.

Der äußere Eindruck, den unsre Plätze auf den Besucher machen, ist im allgemeinen ein recht guter, aber nicht überall der gleiche. Elim ist in kultureller Beziehung entschieden am weitesten vorgeschritten. Viele nette, zum Teil sehr hübsch eingerichtete Häuser geben Zeugnis davon, daß hier ein gewisser Wohlstand herrscht.

Die Missionshäuser und übrigen Stationsgebäude fand ich überall in guter Verfassung; ihre Unterhaltung kostet ein ziemliches Geld, da auf den Stationen die Zahl der Gebäude um der Geschäfte und Landwirtschaft willen ziemlich groß ist. Die Wohnungen unsrer Missionare zeichnen sich durch große Einfachheit aus, besonders nach dortigen Begriffen; sie bestehen aus einer Wohnstube, einer Schlaf-

stube und einer Studierstube. Die innere Einrichtung ist im Vergleich mit den sonstigen Wohnungen Weißer, welche ich gesehen, eine schlichte und hält sich ganz in den Schranken der uns geläufigen und von uns gewünschten Einfachheit.

4. Der innere geistige und geistliche Stand unsrer Gemeinen.

Es ist sicherlich schon nicht leicht, ein richtiges Bild zu entwerfen von einer einzelnen Gemeine, in welcher man längere Zeit ständig gelebt hat. Noch viel schwerer aber fällt es, während eines kurzen Besuches ein wirklich zutreffendes, in allen Teilen gerechtes Urteil über verschiedene in ihren Lebensverhältnissen dem Besucher unbekannte Gemeinen zu gewinnen und daraus sich ein Gesamturteil zu bilden. Ich bin mir daher wohl bewußt, daß meine Darstellung nicht ohne weiteres Anspruch auf objektive Richtigkeit erheben kann, sondern nur den Eindruck wiederspiegelt, den ich bei kurzem Aufenthalt empfangen habe. Das aber muß ich vorausschicken, daß unsre Missionare durchgängig sich bemüht haben, mich auch mit allen Schwächen und Fehlern ihrer Gemeinen bekannt zu machen, die sich mir natürlich zunächst mehr nur im Sonntagskleid darstellten. Mein Urteil beruht also nicht nur auf persönlichen Eindrücken, sondern auch auf den in vielfachen Konferenzen und Besprechungen zum Ausdruck gelangten Anschauungen der Missionare.

Es wird aber zum vollen Verständnis durchaus nötig sein, erst einmal einige Worte vorauszuschicken über den Volkscharakter und die Volkssitten unserer Pflegebefohlenen und zugleich dabei auf die in diesen liegenden Hinderungen der vollen Aneignung und Auswirkung christlichen Lebens aufmerksam zu machen.

Wenden wir uns zunächst nach dem Westen!

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß wir es hier nicht mehr mit reinen Hottentotten zu thun haben — dieselben sind erst wieder im Nordwesten im Namaland zu finden —, sondern mit einem Mischlingsvolk, das sich aus der Verbindung von Hottentotten mit Weißen und Kaffern gebildet hat. Außer mit diesen kommen wir noch in Witkleibosch bei Clarkson mit Fingus in Berührung, die aber ihrer Art nach mehr zu den Kaffern gehören und darum im allgemeinen dieselben Züge zeigen, wie die unter dem Osten späterhin zu charakterisierenden Kaffern.

Das Kennzeichen der Mischlinge zweier so verschiedener Rassen,

zumal wenn die Vermischung eine stetig noch fortgehende ist, besteht häufig in leiblicher und geistiger Schwäche, und eigentümlicherweise scheinen sich sehr oft die schlechten Eigenschaften der sich mischenden Stämme mehr zu vererben als die guten. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, wenn auch dies Mischvolk sich zunächst als ein leiblich schwaches darstellt. Es fehlt nicht an einzelnen kräftigen und starken Gestalten, wie auch nicht an einzelnen geistig begabten Persönlichkeiten, aber der allgemeine Durchschnitt zeigt einen handgreiflichen, leiblichen und geistigen Mangel. Es ist wirklich auffallend — im Vergleich mit den Weißen und auch mit den Kaffern — wie viele Krankheiten: Schwindsucht, Aussatz, Blindheit, Lähmung 2c., unter diesem Volke herrschen. Ihre Ernährungsweise, ihre Unvorsichtigkeit in der Wahl der Kleidung, ihre zum Teil dürftigen Wohnungen erklären diese Erscheinung wohl bis zu einem gewissen Grad, aber überall tritt es hervor, daß ihnen die Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einflüsse abgeht. Besonders bemerkenswert war mir, daß es kaum eine Gemeine im Westen giebt, wo nicht der Aussatz herrscht, daß dieser selbst in der zum Teil von Mischlingen bewohnten Gemeine Silo noch mehrfach zu finden ist, dagegen im Kafferlande immer seltener wird. Thatsächlich sind nach dem Census von den Mischlingen c. 7,4 Proz., von den Kaffern c. 3,3 Proz. Aussatzkranke, von den Weißen c. 1,5 Proz.

Dieser körperlichen Schwäche entspricht die geistige. In der Gehilfenschule in Gnadenthal machen wir immer wieder die Erfahrung, daß die wenigsten Schüler einer wirklich anhaltenden geistigen Anstrengung gewachsen sind, und daß ihr geistiges Können seine sehr bestimmten Grenzen hat. Auch an unsern Missionsgehilfen und eingebornen Geistlichen tritt uns immer wieder die Beobachtung entgegen, daß ihre geistigen Fähigkeiten sich kaum über das Maß der Mittelmäßigkeit erheben, daß namentlich das, was wir geistige Arbeit, stetes Thätigsein der Seele und der Gedanken nennen, von ihnen weder verstanden noch geübt wird.

Man kann daher auch nicht erwarten, daß auf dem Gebiet des Charakters sich eine andere Beobachtung sollte machen lassen. Und in der That läßt sich auf dem Gebiet der Willensthätigkeit nichts anderes sagen, als daß auch hier sich ein bedeutender Mangel zeigt. Einzelne rühmliche Ausnahmen giebt es freilich.

Dieser unleugbare Mangel, die körperliche, geistige und charakterliche Schwachheit, ist nun einmal da und darf bei der Beurteilung dieses Volkes nicht außer acht gelassen werden. Man wird über

diesen Mangel um so nachsichtiger urteilen, je ernster man sich ausspricht, daß dieses Volk in dieser Gestalt ein Produkt europäischer Sünde und Gewaltthat ist. Es ist empörend und schreit zum Himmel, wie auch an diesem Volke Japhets Söhne sich versündigt haben. Die Seele dieses Volkes ist durch die brutale Sinnlichkeit und Genußsucht der Weißen vergiftet, ihr Charakter durch die Sklavenzeit gebrochen worden, und noch heute sind es nicht wenige der Weißen, die durch Verführung der Mädchen zur Unzucht, der Männer zum Trunk sich schwer an ihnen versündigen und die auch durch Aufhetzungen und falsche Darstellungen die armen Leute gegen ihre wahren Wohlthäter und Freunde, die Missionare, einzunehmen suchen.

Wir können aber auch, Gott sei Dank, von guten Eigenschaften reden, die dieses Mischlingsvolk aufweist, und die einem Besucher bald wohlthuend und geradezu angenehm auffallen. Ich möchte hier vor allem auf die in meinen Reiseberichten schon mehrfach berührte „Kindlichkeit" zurückkommen. Man fühlt diesen Leuten bald ab, daß in ihren Herzen ein entschiedenes Bedürfnis nach höheren geistlichen Gütern lebt, und daß sie ohne viel Grübelei und Zweifeln das einfache Evangelium einfältig aufnehmen und sich kindlich den Heiland aneignen. Diese Kindlichkeit hat ja ihre großen Gefahren, aber ich kann nicht leugnen, daß sie auch, gerade für unser einen, der sie an sich selbst und an unsern so civilisierten europäischen Mitchristen oft vermißt, etwas Rührendes und Anziehendes hat. Dieser Kindlichkeit entspricht auch die Art und Weise, wie sie das Christentum in ihr alltägliches Leben hineinziehen, und das Leben der wahren Christen unter ihnen trägt den Stempel des wirklich kindlichen Zusammenlebens mit ihrem Heilande. Vielleicht liegt auch hierin der Grund, daß man bei ihnen viel kann erzählen hören von Erscheinungen und besonderen Offenbarungen des Heilandes. Sehr kindlich und wirklich groß sind sie im Leiden. Ich habe die Ergebung und Schickung in den Willen Gottes, der nun einmal dies und jenes auferlegt hat, nur bewundern können und besinne mich nicht, eine Klage an allen den zum Teil recht schweren Krankenbetten, an denen ich gestanden habe, gehört zu haben. Kindlich sind sie auch meist ihren Seelsorgern gegenüber und schenken ihnen ein großes Vertrauen, nur ist das Schlimme, daß so mancher Weiße es sich zur Aufgabe macht, sie gegen die Missionare aufzureden, und daß sich dann, wenn einmal das Mißtrauen bei ihnen eingezogen ist, auch die Kindlichkeit in Gestalt kindischen Eigensinnes zeigt, der sich schwer belehren läßt.

Schließlich darf nicht übersehen werden, daß wir es hier mit

einem Volke zu thun haben, das seine ursprüngliche Volkstümlichkeit vollständig verloren hat. Seine Sprache ist ihm geraubt und durch das ihm fremde Holländisch ersetzt, damit ist ihm der Ausdruck seines innersten Seelenlebens, seine Poesie, die Fähigkeit, seine Gedanken in ursprünglich nationaler Weise auszudrücken, genommen. Jegliche volkstümliche Originalität fehlt. Diejenigen nur, die mit der Mission in nähere Berührung kommen, suchen in der von Europa herübergekommenen und angenommenen geistlichen Sprache einen Ersatz und wenden diese ohne weiteres auf alle Lebensverhältnisse an. So kann man bei allen Gelegenheiten die Anwendung der Gesangbuchsverse und Bibelsprüche finden. Ich hörte in Gnadenthal zu Ehren des Geburtstags der Königin singen: Weil ich Jesu Schäflein bin. Liebesbriefe sind fast immer in geistlichen Ausdrücken, Bibelsprüchen abgefaßt, Briefe an Eltern und Verwandte enthalten häufig ganze Bibelabschnitte. Aus oben erwähntem Umstand ist es wohl auch erklärlich, daß fast kein Kind, das doch in der Schule lesen gelernt hat, nach seiner Schulzeit sich mit Lesen von Büchern abgiebt, also seine geistige Arbeit fortsetzt. Es giebt eben keine, auch nur annähernd nationale Litteratur, und die europäische ist ihnen nicht genehm. Eine Aufgabe, der sich unsre Missionare durchaus werden nach und nach unterziehen müssen, wird darin bestehen, eine für dies Volk berechnete, aus ihrem Geist geborne und ihnen abgelauschte einfache Litteratur, namentlich auch eine poetische, zu schaffen, wobei hoffentlich ihnen eingeborne Lehrer und Geistliche helfen werden.

Es ist diesem Volke gegenüber ein Gemisch von Mitleiden und herzlicher Liebe, von Beklagen und Bewundern, das sich in einem Christenherzen regt, und man versteht es leicht, wie man mit Freuden sich der Lebensaufgabe widmen kann, diesem Volke zu dienen; man hat unmittelbar das Gefühl, bei aller Schwierigkeit doch bestimmte und schöne Anknüpfungspunkte vorzufinden.

Schwierigkeiten giebt es allerdings viele, nicht nur im Charakter des Volkes liegende. Die in der weißen Umgebung liegenden sind schon zum Teil berührt. Hätte man dieses Volk für sich allein ohne jene weiße Umwohnerschaft und ihren Einfluß, so würde freilich manches anders stehen. Im letzten Grund sind die andern Schwierigkeiten dieselben, wie wir sie daheim und überall als die Hindernisse des Christentums finden, aber sie nehmen hier doch ihre specielle, örtliche Gestaltung an.

Großenteils selber oder, wie sie recht gut wissen, von ihren Eltern her unehelich von Weißen stammend, von einer, man möchte

sagen, unbezähmbaren Sinnlichkeit beseelt, in einer Lebensluft aufgewachsen, wo von Jugend auf ihren Ohren und Augen die sinnlichen Eindrücke und Vorgänge bis zu den offenbarsten Sünden ungescheut und ohne Vermäntelung entgegentraten — denn auch in christlichen Häusern herrscht oft die naivste Offenkundigkeit — darf es uns nicht wunder nehmen, daß sich der Sinn für Sittlichkeit, Keuschheit und Reinheit schwer entwickelt. Wenn man nun noch hinzunimmt, daß das Beispiel der umwohnenden Weißen nicht geeignet ist, bessernd auf die Eingebornen einzuwirken, ja diese Weißen vielfach die Eingebornen als für die Befriedigung ihrer Lüste vorhanden ansehn, so darf der, vom christlichen Standpunkt aus angeschaut, niedrige sittliche Zustand der Christen nicht zu sehr befremden.

Dieser Sinnlichkeit leistet ferner einen gewaltigen Vorschub die unter den Weißen wie Farbigen so verbreitete Trunksucht. Afrika ist das Land des Weines und eines starken Weines, und sein Anbau ist mit verhältnismäßig wenig Mühe verbunden. Infolgedessen ist Wein überall für ein billiges zu haben. Vielfach wird auch von den Buren der Lohn bei der Arbeit in Wein ausbezahlt, so daß die Leute dadurch zur Unmäßigkeit verführt werden. Auch die Gesetzgebung, obgleich sie bestrebt ist, dem Übel zu steuern, ist doch in Bezug auf die Kantinen und Schenken nicht streng genug. Dazu verträgt der Eingeborne sehr wenig und pflegt häufig den starken Wein nüchtern zu trinken, wodurch seine Wirkung noch erhöht wird. Die meisten unsrer Missionare trinken, um des Beispiels willen, keinen Tropfen, ohne ausgesprochenermaßen Teatotaler zu sein. Es ist aber eine Freude, daß sich in unsrer Gemeine Gnadenthal, wo die Trunksucht am schlimmsten war, eine Bewegung gegen den Trunk geltend macht, die zur Vereinigung aller der Mitglieder geführt hat, die durch Wort und Beispiel gegen dieses Laster arbeiten wollen.

Es ist endlich hier noch zu erwähnen, daß sich auch bis heute Spuren des alten Zaubereiunwesens zeigen, und daß unleugbar noch gewisse unheimliche Gifte und Zaubermittel im geheimen angewendet werden. Aus Furcht vor solchen Dingen hält mancher mit seiner bessern Überzeugung zurück, und sicherlich hemmt diese Menschenfurcht häufig die Arbeit auch tüchtiger Nationalhelfer.

Versuchen wir den Gesamteindruck auszusprechen, den ein unbefangener Missionsfreund von unsern Gemeinden im Westen erhält, so könnte man sagen:

Bei unsern Pflegebefohlenen finden wir fast durchgängig eine tiefe und ungekünstelte Religiosität, zugleich aber auch fast durchgängig

einen Mangel an sittlichem Ernst und ethischer Bethätigung des Christenlebens. Die gläubige Aneignung des Heils, die man nicht ohne weiteres für Selbstbetrug halten kann, liegt oft neben der groben Sünde (vgl. Korintherbriefe). Viele Kinder in Christo und wenig Männer! Doch muß ich es hier ausdrücklich aussprechen, daß es solche Männer in Christo auch giebt, an denen man seine Freude hat, und zwar in allen Gemeinden, so namentlich unter den Kirchendienern und -Dienerinnen in Gnadenthal und Moravianhill.

Auf der Konferenz in Gnadenthal haben wir es uns ausgesprochen, daß die jetzt immer mehr überhandnehmende Zerstreuung unsrer Gemeinden — eine Folge social-politischer Verhältnisse — so schmerzlich sie auf der einen Seite ist, auf der andern sicherlich gottgewollt ist, um unsre bisher innerhalb der Missionsstationen gehüteten Pflegebefohlenen zu stählen und charakterlich zu stärken. So viele traurige Erfahrungen der Aufenthalt in der Kapstadt nach sich zieht, so hat er doch auch — das können wir sagen — gar manchem zur Festigung seines Charakters und zur Erlangung eines bewußt gewollten und bethätigten Christentums gedient. Wir müssen wohl auch zugeben, daß wir vielfach die Schuld an der Unselbständigkeit der Leute durch zu große Bemutterung und Bevormundung tragen. Das einzig positiv wirksame Mittel, um charakterlich auf das Volk zu wirken, erschien uns: noch viel mehr als wie bisher auf allen Gebieten, Kirche, Schule, Verwaltung, Evangelisation, Mission, die Eingebornen zur Mithilfe und Mitthätigkeit heranzuziehen und ihnen dadurch den in der Arbeit für den Herrn liegenden, Herz und Charakter festigenden Segen zuzuwenden.

Jedenfalls wird sich die Arbeit unsrer Missionare mehr und mehr auf den Punkt zu richten haben, mit allen Kräften das reich vorhandene religiöse Leben auch zur ethischen Ausgestaltung und selbständigen Bethätigung zu bringen.

Wenden wir uns nach dem Osten, so zeigt sich uns ein anderes Bild.

Hier ist noch im Vollsinn des Wortes Missionsarbeit. Selbst unsre älteren Gemeinen Silo und Gosen können eine solche haben, denn Heiden sind noch genug in der Umgegend. In Engotini giebt es auf der Lokation Oxkraal noch echte, rechte Missionsarbeit. Auch das Volk, an welchem wir arbeiten, zeigt einen ganz anderen Charakter, wenn auch vielleicht einen noch schwierigeren.

Die Kaffern tragen das Gepräge eines selbstbewußten Volkes

mit nationaler, noch zum Teil ungebrochener Eigentümlichkeit. Freilich auch dies Volk verliert, je weiter die englische Herrschaft schreitet und je mehr ihm seine eigentümlichen Stammeseinrichtungen genommen werden, langsam, aber sicher seine Selbständigkeit und lernt nur zu leicht zu seinen schon zahlreichen Lastern die europäischen dazu.

Die Kaffern — unter ihnen zumal die Tembu — sind ein schöner, broncefarbener Menschenschlag. Sie verraten in ihrem Benehmen meist ein angenehmes, von einem gewissen Selbstbewußtsein des freien Mannes getragenes Wesen. Gute Redner, parlamentarisch angelegt, in der Verhandlung stets eine gemessene Ruhe bewahrend, dabei voll Achtung vor jeder berechtigten Autorität, kindlich in ihren Anschauungen, poetisch und bilderreich in ihrer Sprache, bieten sie freilich ein anderes Material der Arbeit als jenes arme Mischlingsvolk. Aber doch, glaube ich, ist im letzten Grunde die Arbeit unter ihnen schwieriger als unter jenen, und es liegen in ihrem Charakter und in ihren Sitten, soweit ich sehen kann, viel größere Hinderungen für die Christianisierung als im Westen.

Man bemerkt sehr bald, daß einer der Hauptzüge des Kaffern sein entsetzlich tief gewurzelter Hang zur Lüge ist. Bei den geringsten und kleinsten Angelegenheiten sucht er die Wahrheit zu umgehen und mit schönen Worten zu verdecken; ja, er entwickelt dabei eine Schlauheit, der gemeiniglich der Weiße nicht gewachsen ist. Diese tief gewurzelte Unaufrichtigkeit, die Kunst, alle und jede Sünde zu vertuschen, die Freude, die der Kaffer hat, wenn ihm dies gut gelungen, bildet ein Hauptbollwerk des Satans in seinem Herzen.

Wenn ein Kaffer gerade heraus seine Sünde bekennt, so muß er schon ernstlich vom Geiste Gottes ergriffen sein. Dazu aber kommen noch die unter ihnen herrschenden Sitten, die, weil sie anerkannte Volkssitten sind, schier unüberwindlich scheinen.

Bekanntlich herrscht unter diesem Volke die Polygamie (Vielweiberei). Diese hat ihren Grund keineswegs nur in der Sinnlichkeit, sondern sie ist auch begründet in den ganzen Lebensverhältnissen. Dem Mann sind seine Frauen Arbeitskräfte, deren er für seinen Landbesitz und dessen Bebauung bedarf. Ein Gegengewicht gegen das Nehmen zu vieler Frauen bildet die „Ukolobola“ oder der Frauenkauf (der gewöhnliche Preis ist zwanzig Ochsen).

Es ist hier nicht der Ort, sich über die principielle Stellung der Mission der Polygamie gegenüber zu ergehen, auch ist uns ja in unsern Ordnungen die Behandlung derselben für unsre Mission vorgeschrieben. So viel sei aber gesagt, daß es ungemein schwierige Fälle

giebt, und daß man oft unter theoretisch gegebenen und theoretisch richtigen Vorschriften seufzt. Aber die Polygamie, so sehr sie ein Hindernis der Missionsarbeit bildet, ist doch immer noch eine, wenn man so sagen darf, geregelte und geordnete Form der Sinnlichkeit; ebenso die nicht selten vorkommende Leviratsehe, wenn der Mann die Versorgung der Kinder seines verstorbenen Bruders übernimmt, damit aber auch sein Weib, oder seine Weiber. Viel schlimmer ist die sog. Metsha, ein eigentümlicher Brauch, der mit der Beschneidung zusammenhängt, und die Intonjane, sündliche Unsitten, über die wir aber hier lieber einen Schleier breiten.

Der Ehebruch gilt nicht eigentlich als ein sittliches Unrecht, sondern als eine persönliche Beleidigung des Ehemannes. Wird er mit einem Ochsen gesühnt, so ist das Unrecht wieder gut gemacht.

Vor allem aber ist die Beschneidung, wie schon eben angedeutet, eine Sitte, die selber den Anlaß zu allen möglichen Unsittlichkeiten und heidnischen Greueln giebt.

Der Kampf gegen diese ist, man möchte sagen, fast aussichtslos. Es giebt auch Missionare und Missionsgesellschaften, die teils in der Anschauung, daß die Beschneidung an sich nichts Böses, teils weil der bisherige Kampf dagegen anscheinend so vergeblich gewesen ist, eine sehr laxe Praxis üben; ja, eine Missionsgesellschaft hat sogar stellenweise die Beschneidung durch ihre eigenen Kirchenältesten vornehmen lassen. Man könnte leicht versucht sein, einer solchen milderen Auffassung sich zuzuneigen, wenn nicht die zum Christentum Übergetretenen selbst die Beschneidung als eine Umkehr zum Heidentum bezeichneten. Die Heiden, welche Christen werden, sind ja meist schon beschnitten, und man hat es hier mit einer vollendeten Thatsache zu thun. Die Schwierigkeit besteht jedoch darin, daß getaufte Christenkinder immer wieder der Verführung zu diesem heidnischen Brauch erliegen. Diese aber erweisen sich dann stets als schlechte Elemente der Gemeine, die an andern wieder zu Verführern werden. Die Beschneidung ist dem Kaffern das Zeichen der Männlichkeit, ein Unbeschnittener ist kein Mann, sondern ein Feigling. Wie tief diese Anschauung wurzelt, zeigt sich schon darin, daß selbst Zibi (Häuptling des Hlubistammes), der mit Zustimmung des Governments die Beschneidung in seinem Lande verboten hat, sie doch nicht zu unterdrücken vermag. Das Government hat die begleitenden heidnischen Tänze, nicht aber die Beschneidung selbst verboten. Ein solches Verbot der Beschneidung würde der Mission freilich sehr zu statten kommen.

Aus obigem geht klar hervor, daß den Kaffern eine starke

Sinnlichkeit eigen ist, die durch ihre Volkssitten in keiner Weise gehemmt, sondern von diesen gefördert wird. Tritt nun das Christentum mit seinen strengen sittlichen Forderungen an sie heran, so darf es wohl nicht anders erwartet werden, als daß sich nur allmählich und langsam Sinn für Wahrheit, Sitte, Zucht und Keuschheit entwickelt. Und in der That müssen wir sagen, daß gerade in Bezug auf diesen Teil der Sittlichkeit unsre Gemeinen im Kafferlande noch sehr zurück sind.

Auch bei diesem Volke leistet die Trunksucht der Unsittlichkeit Vorschub. Hier ist es nicht Wein, sondern das Kafferbier und, wo die Weißen eingedrungen sind, der Branntwein, die zum Trunke reizen. Das Kafferbier ist ein aus dem Kafferkorn hergestelltes, an sich gesundes und nahrhaftes Getränk, das nur dann berauschend wirkt, wenn es in Unmassen getrunken wird. Aber es wird eben bei allen möglichen, zumal festlichen Gelegenheiten in furchtbaren Mengen genossen. Immerhin ist es ein Glück, wenn sie dies Bier und nicht den Branntwein trinken, da ersteres in seinen Wirkungen nicht annähernd so schädlich ist als letzterer. Es leuchtet ein, daß die Hinderungen der Missionsarbeit, die im Charakter und in den Sitten des Volkes liegen, recht ernst und schwerwiegend sind, und man muß erstaunen, daß trotz derselben die Arbeit noch so viele Früchte trägt.

Der Eindruck, den unsre Gemeinen im Kafferland machen, ist ein sehr verschiedener. Da, wo sich das Christentum noch unmittelbar mit dem Heidentum berührt, entfaltet sich eigentlich das regste und energischste Christenleben, und hier findet man die ausgeprägtesten christlichen Charaktere; in den älteren Gemeinen dagegen, wo wir es mit Christen im zweiten oder weiteren Gliede zu thun haben, gestaltet sich das Bild etwas anders. Das ist ja auch leicht verständlich. Jene haben das Christentum aus freiem Entschluß und aus innerstem Bedürfnis ergriffen, diese sind durch ihre Geburt Christen; darum bei jenen ein bewußter Bruch mit dem Heidentum und seinen Sitten, bei diesen ein Liebäugeln und Paktieren mit dem sie umgebenden Heidentum. Tinana, Bethesda, Ezincuka machen einen viel lebendigeren, frischeren Eindruck als Silo, Engotini, Gosen. Und doch ist Leben diesen letzteren Gemeinden nicht abzusprechen, ja, es zeigt sich oft in rührender und lieblicher Weise. Ist ein Kaffer wirklich aus innerster Überzeugung Christ geworden, so giebt er allerdings einen andern Mann als jene Mischlinge des Westens; mir scheint aber, dazu gehört viel, denn jener tief religiöse Zug, der so angenehm im Westen berührt, fehlt dem Kaffern.

Diesen Abschnitt schließend kann ich nur sagen: die Arbeit unsrer Boten ist weder im Westen noch im Osten vergebens, und zieht man die Schwierigkeiten alle in Betracht, so muß man über die Früchte staunen und Gott preisen, so viel Sünde sich auch noch zeigt. Bei billiger und wohlwollender Beurteilung, die alle einschlägigen Verhältnisse berücksichtigt, kann man unsern Gemeinen wohl das Zeugnis geben, Leben aus Gott ist in solchem Maße vorhanden, daß wir nur danken können und dem Herrn, der seinem Worte bisher solche Macht gegeben, es wohl zutrauen dürfen, er werde unsre Gemeinen nicht nur trotz all ihrer Mängel und Schäden ferner tragen, sondern sie auch je mehr und mehr heranreifen lassen zu größerer Vollkommenheit.

5. Die eingebornen Missionsgehilfen und Geistlichen.

Die Hilfe, die unseren Missionaren in der Arbeit seitens der Eingebornen zu teil wird, ist bedeutend umfangreicher und einflußreicher, als ich mir zuvor gedacht hatte. Es wurde mir auch klar, daß der innere Zustand einer Gemeine nicht am wenigsten davon abhängig ist, in welchem Maße und in welchem Geiste diese Hilfe den Missionaren zu teil wird.

Sollen die folgenden Bemerkungen recht verstanden werden, so müssen wir einige Worte über die Organisation unsrer Gemeinen in Südafrika voraussenden.

Liegt auch letztlich die äußere und innere Leitung in der Hand des europäischen Missionars, so hat er doch auf allen Gebieten seine eingebornen Helfer, die teils als amtlich bestellte Organe, teils als freiwillige Diener ihm zur Seite stehen. In allen *den* Gemeinen, die auch sogenannte „Ortsgemeinen" sind, d. h. eine örtlich geschlossene Gemeinschaft bilden, giebt es unendlich viel äußere Arbeit, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung gehört, und die der Missionar unmöglich allein ausrichten kann. Darum ist an solchen Orten eingeführt, daß die Gemeine eine Anzahl Männer selbst wählt, denen die Aufsicht über *äußere* Ordnung zukommt; diese Leute sind die sogenannten *Aufseher*. Für den eigentlichen *Kirchen*dienst wählen und ernennen die Missionare selbst — nicht die Gemeine — die sog. *Kirchendiener* und *Kirchendienerinnen*, deren Obliegenheiten aber sich nicht auf den äußeren Kirchendienst beschränken; vielmehr haben sie eine gewisse Aufsicht über den *inneren* Zustand der Gemeine, sind zu Krankenbesuchen verpflichtet, haben besondere Vorkommenheiten bald an den Missionar zu berichten u. dgl. Diese Aufseher wie die Kirchen-

Diener und =Dienerinnen bilden mit den Missionaren zusammen die sog. „Konferenz“, die letzte und höchste Instanz in allen kirchlichen und kommunalen Angelegenheiten. Dies die amtlich bestellten Helfer des Missionars. In den meisten Gemeinen aber treten ihm noch außerdem zur Seite als freiwillige Helfer die sog. Evangelisten. Wie es der Name schon besagt, liegt der Kreis ihrer Thätigkeit nicht eigentlich in der Pflege der christlichen Gemeine, sondern außerhalb derselben in der noch heidnischen Umgebung, der sie „das Wort“ bringen. Selbstverständlich wird erwartet, daß die Lehrer auch in allerlei Weise teils innerhalb, teils außerhalb der Gemeine dem Missionar helfend zur Seite stehen, wenn sie auch amtlich nur zum Schuldienst verpflichtet sind. Haben sie sich in ihrer amtlichen und außeramtlichen Stellung bewährt, so werden sie als Missionsgehilfen in den eigentlich geistlichen Beruf vorläufig eingestellt, um endlich, wenn sie auch in dieser Stellung ihre Probe bestanden haben, ordiniert zu werden und als vollberechtigte Geistliche Verwendung zu finden.

Bei einigermaßen längerem Aufenthalt in einer Gemeine erkennt man sehr bald, ob überhaupt seitens der Aufseher, Kirchen=Diener und =Dienerinnen ein Einfluß ausgeübt wird, und welcher Art derselbe ist. Ich habe gerade unter diesen Leuten, und nicht am wenigsten unter den Kirchendienern, eine beträchtliche Zahl gegründeter christlicher Charaktere gefunden, — allerdings neben manchen minderwertigen Elementen — deren Einfluß auf die Gemeine, ich möchte fast sagen, unschätzbar ist und dem des Missionars wenig nachsteht. Gelingt es einem Missionar, diese Leute tief und nachhaltig zu beeinflussen und für das Gute zu gewinnen, so gereicht das der ganzen Gemeine zu unendlichem Gewinn. Ich verstehe darum wohl, wie mancher Missionar gerade diesen Leuten besondere Aufmerksamkeit zuwendet und wünschte, alle thäten es in gleichem Maße. Manche Gemeinen kranken, glaube ich, an dem Mangel an tüchtigen Aufsehern und Kirchendienern.

Sind diese für das Gedeihen der schon gesammelten christlichen Gemeine von so hoher Bedeutung, so sicher die Evangelisten von nicht geringerer für die fortgesetzte Missionsarbeit. Häufig finden wir auch Aufseher und Kirchendiener unter den letzteren, ebenso häufig aber auch nicht. Ihre Aufgabe ist die Wirksamkeit unter der heidnischen Umgebung, die Verkündigung des Wortes, die Einladung zum Besuch der Kirche und des Missionars, ferner die Pflege der zerstreutwohnenden Christen. In den meisten unsrer Gemeinen sind

sie anzutreffen, und wo sie gänzlich fehlen, drängt sich ihr Fehlen nicht nur dem unbefangenen Beobachter, sondern mehr oder minder auch den Gemeinen selbst als Mangel auf. Allein gerade in Bezug auf diese Evangelisten waltet eine Schwierigkeit ob, deren Beseitigung nicht so ganz einfach ist. Sie gehen freiwillig, sind also der Anordnung des Missionars, wann und wohin sie gehen sollen, was sie predigen sollen, nicht ohne weiteres unterworfen. Und diese Freiwilligkeit darf ja nicht angegriffen werden — wenigstens meiner Meinung nach nicht — die Kraft und — daß ich so sage — der Schmelz der Arbeit würde leichtlich mit dieser Freiwilligkeit verloren gehen. Andrerseits aber kann natürlich ein Fehlen jeder kirchlichen Kontrolle unter Umständen eine Quelle von mancherlei Fehlern sein, sowohl was Art als Ort und Zeit der Thätigkeit betrifft. Mit Freuden muß es darum begrüßt werden, daß es den meisten unsrer Missionare geglückt ist, ohne irgendwie den freiwilligen und selbständigen Charakter dieser Arbeit zu stören, durch persönlichen Rat, durch freundlich angebotene Vorbereitung zu ihren meist Sonntags gehaltenen Evangelisationsreden, einen regelnden und ordnenden Einfluß auf diese Thätigkeit zu gewinnen. Gerade in den Reihen dieser Evangelisten, meist einfachen Leuten, findet man die ausgereiftesten christlichen Charaktere, deren Arbeit sichtlich vom Segen des Herrn begleitet ist, leider aber auch bisweilen unlautere und unfertige Elemente.

Sämtliche Schulen unsrer Mission in Südafrika, im Westen wie im Osten, werden von eingebornen Lehrern versehen. Im Westen haben sie ihre Vorbildung in unserm eigenen Institut zu Gnadenthal erhalten, im Osten sind sie bis jetzt aus den Instituten zu Lovedale und Blythwood hervorgegangen. Die meisten von ihnen besitzen das sogenannte certificate, d. h. sie haben die staatliche Prüfung bestanden. Was ihre Schulthätigkeit betrifft, so kann man ihre Leistungen durchgängig als gute bezeichnen, ja ich glaube sagen zu können, daß sie hinter denjenigen der meisten deutschen Volksschullehrer wenig zurückstehen. Diese Thatsache erscheint mir um so anerkennenswerter, als dieselben mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, in zwei Sprachen unterrichten zu müssen (englisch und kaffrisch oder holländisch). Daß die Regierung von ihrem Standpunkt aus die Leistungen der Lehrer als tüchtig anerkennt, geht daraus hervor, daß alle Schulen, bei denen wir den Antrag gestellt haben — wir stellen diesen Antrag gewöhnlich, wenn eine Schule zwei oder drei Jahre bestanden hat — den sogenannten Grant, d. h. eine namhafte Geldunterstützung erhalten, und daß vielen Lehrern die sogenannte

good service allowance, d. h. eine besondere Gehaltszulage seitens der Regierung für gute Leistungen zugesprochen worden ist. Weniger günstig lautet leider das Urteil, wenn wir nach der sittlichen Führung und Bewährung der Lehrer fragen. Zwar können wir von vielen, Gott sei Dank, sagen, daß sie sich als wahre Christen erweisen, und es ist immerhin eine nicht kleine Zahl solcher vorhanden, von denen wir hoffen dürfen, daß sie später tüchtige Nationalgeistliche abgeben werden, aber doch stoßen wir auf Erfahrungen entgegengesetzter Art leider nicht zu selten. Neigung zum Trinken, Fleischeslust und Bequemlichkeit bringen manchen zu Fall. Man könnte zu ihrer Entschuldigung manches anführen, aber es darf nicht geleugnet werden, daß diese Erfahrungen oft sehr entmutigend sind. Erschwert wird das Einschreiten gegen solche Sünden oder wenigstens sehr abgeschwächt die Wirkung desselben durch die Leichtigkeit, mit der auch solche von uns entlassene Lehrer, bisweilen sogar mit erhöhtem Gehalt, bei anderen Gesellschaften Anstellung finden.

Da aber die Wichtigkeit gerade des Lehrerstandes für die künftige Entwicklung unsrer Mission im Kafferland uns immer mehr ins Bewußtsein trat, so haben wir beschlossen, dort auch ein eignes Institut zur Heranbildung von Lehrern zu gründen, wie wir ein solches für den Westen in Gnadenthal besitzen. Muß man schon im allgemeinen oft beklagen, daß mit der „Christianisierung" häufig unmittelbar eine „Europäisierung" Hand in Hand geht, so ist diese Thatsache namentlich auf dem Schulgebiet zu beobachten und zu beklagen. Wir können für diese Erscheinung der Europäisierung keineswegs in erster Linie die Missionare verantwortlich machen. Diese bleiben allerdings immer, sie mögen es anstellen, wie sie wollen, „Europäer" und ihr europäischer Einfluß macht sich ohne weiteres geltend. Wohl mag es unter ihnen auch manche geben, denen der weite Blick abgeht und die darum die beiden Dinge „Christianisierung" und „Europäisierung" mehr oder minder als gleichbedeutend ansehen. Aber die meisten beabsichtigen doch erstere und nicht letztere. Dagegen steht es umgekehrt bei den Handelsleuten und Farmern, die gerade die „Europäisierung" der Eingebornen wünschen, weil sie das beste Mittel ist, für ihre europäischen Waren Absatz zu schaffen. In diesem Bestreben kommt ihnen die eigentümliche Sucht der Eingebornen entgegen, es dem Weißen gleich zu thun, zumeist freilich nur äußerlich. Und man muß so viel zugeben, daß die Christianisierung in vielen Stücken als notwendig die Änderung mancher Lebensgewohnheiten, z. B. in Wohnung und Kleidung, mit sich bringt. Daß dabei der

europäische Missionar, der religiös ihr Muster und Vorbild ist, dies auch in diesen Beziehungen wird, vielfach zum Schaden, ist nur zu natürlich. Jedenfalls aber muß das Bestreben der Missionare darauf gerichtet sein, der „Europäisierung", wo sie nicht notwendig ist, nicht die Wege zu ebnen. Aus diesen Gedanken heraus wurde der Wunsch geboren, bei der neu zu errichtenden Schule für Lehrer möglichst sich der volkstümlichen Art und Weise anzubequemen. Und verstärkt wurde dieser Wunsch noch durch die Überlegung, daß es gerade für die Lehrer als vielleicht künftigen Geistlichen der Gemeinen von der höchsten Wichtigkeit ist, daß sie von ihrem Volke nicht durch die Kluft andrer Lebensweise geschieden seien, sondern in ihren Lebensgewohnheiten Glieder ihres Volkes bleiben. Darum haben unsre Missionare beschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen, in etwas anderer Weise, als wie sonst üblich, diese Training School einzurichten. Der Unterricht soll zum größten Teil von eingebornen Lehrern, die selbst die Staatsprüfungen bestanden haben, erteilt werden. Ferner soll nicht ein europäischem Muster nachgebildetes Institut die Schüler zusammenschließen, sondern die Schüler sollen in den Familien der einzelnen Lehrer wohnen und verpflegt werden, Kaffern unter Kaffern. An der Spitze soll allerdings ein Europäer stehen, der auch Unterricht, namentlich religiösen, erteilt und dem Ganzen den geistlichen Halt und die innerlich zusammenhaltende Kraft verleiht. Es ist ein Versuch, der vielleicht Enttäuschungen bringen wird, ja möglicherweise fehlschlägt, aber wir glaubten uns zu diesem Versuch nach Lage der Dinge verpflichtet. Jedenfalls könnte ich mich nach meinen Erfahrungen bei meiner Visitation nur schwer und im äußersten Notfall dazu entschließen, Eingeborne zur Erziehung nach Europa herüberzunehmen. Ich fürchte, solche so erzogene Eingeborne werden die am schlimmsten „europäisierenden" Missionare werden. Der Lehrerfrage muß man jedenfalls die allergrößte Aufmerksamkeit zuwenden, denn nie wird man einen zuverlässigen Stand eingeborner Geistlicher erlangen, hat man nicht vorher einen solchen von Lehrern.

Wie schon bemerkt, wird ein Lehrer, wenn er sich als solcher bewährt hat, weiter zum Missionsgehilfen ernannt. Dann stellt man ihn in einer kleineren Gemeine an, wo ihm neben der Schule, die er noch zu besorgen hat, auch die geistliche Pflege der Gemeine anvertraut wird, doch ohne die Sakramentsverwaltung. Hier scheint mir aber ein verhängnisvoller Fehler vorzuliegen, den wir in unsrer Mission wenigstens machen, manche englische Gesellschaften freilich noch öfter, ob die andern deutschen, weiß ich nicht. Bisher stand der

Eingeborne als Lehrer — ich möchte sagen — unter täglicher Kontrolle. Nun ist er mit einem Male in ein selbständiges Amt gestellt, und wenn auch die Kontrolle nicht gänzlich aufhört, so ist sie doch ungenügend. Die gelegentlichen Besuche des Missionars, noch dazu oft sehr kurz, genügen nicht, um ihm eine wirkliche Stütze zu bieten. Viele neue Dinge, äußere und innere, neue Anforderungen und Pflichten treten an den Eingebornen heran, denen gerecht zu werden ihm, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwer ist, da er keine richtige, praktische Ein- und Anleitung dazu genossen hat. Daher ist die Beobachtung nicht selten, daß manch einer wohl ganz gute Reden hält und sich innerlich für seine Gemeine interessiert, aber doch nicht versteht, Ordnung und Zucht in ihr zu halten. Dann kommen die Klagen aus der Gemeine; denn so gewiß Zucht und Ordnung oft unbequeme Dinge sind, so gewiß wird ihr Fehlen ebenso unangenehm bemerkt. Mir scheint, diese Missionsgehilfen müßten, ehe man sie so selbständig stellt, eine Zeitlang als Vikare mit und neben einem europäischen Missionar arbeiten, der sie in alle die kleinen und großen Dinge einleitete, die bei Leitung auch der kleinsten Gemeine nicht außer acht gelassen werden dürfen. Richtig aber ist es, daß das Zusammenarbeiten von weißen und eingebornen Geistlichen an einer Stelle, in einer Gemeine, seine besonderen Schwierigkeiten hat, und ich glaube nicht, daß allen Missionaren ihre Bewältigung glücken würde. Und doch kann ich mir ein allmähliches Erstarken des eingebornen Geistlichenelementes ohne dies Nebeneinanderarbeiten kaum denken.

Eingeborne ordinierte Geistliche besitzen wir in Südafrika bis jetzt nur fünf, von denen einige sich vorzüglich in geistlicher Beziehung bewähren. Aber bei ihnen allen tritt doch noch der oben berührte Mangel deutlich zu Tage. Sie sind liebe, treue Menschen, wahre Christen, ernste Beter für ihre Gemeinen, aber was das heißt, eine Gemeine zu „leiten", organisatorisch in ihr zu walten, die Ordnung nach allen Seiten hin aufrecht zu halten, das haben sie nicht gelernt. Diese Arbeit muß doch immer wieder der europäische Missionar thun, und ich meine, die Erziehung zu dieser Aufgabe muß mehr als bisher ins Auge gefaßt werden. Sie müssen dazu erzogen werden, nicht nur geistlich, sondern auch geistig weiter zu streben, sich selbst weiter zu bilden und dadurch an selbständige Arbeit sich zu gewöhnen. Im Westen sowohl als Osten erschien es darum wünschenswert, sämtlichen Lehrern jährlich ein praktisch theologisches oder biblisches Thema zur Bearbeitung zu stellen; der besten Arbeit soll eine An-

erkennung zu teil werden. Auch sollen die Lehrer angehalten werden, wenn sie in das geistliche Amt einzutreten wünschen, sich zu demselben ausdrücklich zu melden und gehalten sein, ehe ihre Anstellung wirklich erfolgt, einer Prüfung sich zu unterwerfen. Tritt nun, wie oben als wünschenswert ausgeführt wurde, noch etwas praktische Vorschulung unter der Leitung eines tüchtigen europäischen Missionars hinzu, so dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß unsre eingebornen Geistlichen mehr noch als bisher ihrer Stellung gewachsen sein werden, wenn wir uns auch aussprechen müssen, daß wir gerade auf diesem Gebiet noch mancher Täuschung entgegen gehen.

Einige allgemeine Bemerkungen über die Nationalhilfe namentlich im Blick auf die eingebornen Geistlichen mögen diesen Abschnitt schließen.

Es ist durchaus notwendig, daß von der Heimat aus immer wieder in bestimmtester Weise den Missionaren vorgehalten wird, wie richtig, ja unerläßlich das Streben nach „Verselbständigung“ der christianisierten Völker ist und daß dies Ziel niemals aus dem Auge verloren werden darf. Das gilt es darum stets aufs neue zu betonen, weil es dem Missionar gar zu leicht geht, wie manchen Müttern, die deshalb ihre Töchter nicht zur Selbständigkeit erziehen können, weil sie überall, wo es der Tochter auf den ersten Griff nicht recht glückt, dieselbe beiseite schieben und die Sache selbst machen, weil sie dann g u t gemacht wird. Die Schwierigkeiten, die sich diesem Streben entgegenstellen, sind freilich unendlich viel größer, als man von der Heimat aus meint, Schwierigkeiten, die sowohl in dem Charakter und der Lebensweise der Eingebornen als in ihrer politischen und socialen Stellung zu den Weißen liegen. Mancher Missionar zieht hinaus, dies Ziel vor Augen; doch nach Jahr und Tag erklärt er, es sei vergeblich, danach zu streben, das Ziel sei zu hoch und unerreichbar. Allerdings, wer selber diese Schwierigkeiten an Ort und Stelle einigermaßen studiert hat, der wird sich nicht der Hoffnung hingeben, daß die Lösung dieser Aufgabe so leicht und mühelos errungen werden wird, sondern daß man sich ihr nur Schritt für Schritt durch unausgesetzte zielbewußte und aufopfernde Arbeit nähern kann. Aber erreicht m u ß es einmal werden. Leicht ist es ein Ziel sich zu stecken, das man innerhalb der Dauer der eignen Arbeitszeit wenigstens annähernd erreichen zu können hoffen darf, unendlich viel schwerer ist es, die stille Arbeit des Lebens an die Erreichung eines Zieles zu setzen, welches, wie uns ohne weiteres klar ist, erst unsre Nachkommen, wenn je, voll erreichen werden. Aber jede Arbeit nach dieser Richtung hin birgt in sich einen reichen Segen für die Zukunft. Ehre und

Anerkennung auf dem Missionsfelde nicht nur den kühnen Pionieren, deren Namen durch die Missionslitteratur in der Welt bekannt wird, sondern auch denen, die die mühselige Arbeit der Erziehung üben auf die Zukunft und deren Namen vielleicht niemand nennt!

Noch einige Worte über das Gehalt der eingebornen Geistlichen! Auf einer Konferenz im Kafferlande legten mir dieselben die Frage vor, warum sie nicht dasselbe Gehalt wie ihre europäischen Kollegen erhielten, wenn von ihnen dieselbe Arbeit verlangt werde. Diese Frage habe ich ihnen rundweg dahin beantwortet, daß sie, solang ich in dieser Sache eine Bestimmung zu treffen habe, im Gehalt jenen nie gleichgestellt werden würden und zwar aus folgenden Gründen: Einmal bedingt die verschiedenartige Herkunft, Erziehung und Lebensweise einen Unterschied des Gehaltes, da so verschieden jene, so verschieden die Lebensbedürfnisse sind. Ferner sind auch die Leistungen — dies habe ich ihnen recht deutlich zu machen gesucht — bei all ihrem guten Willen denn doch sehr verschiedenartig. Endlich aber — und dieser Grund scheint mir der gewichtigste — wird ein gleiches Gehalt sie auch zu gleicher Lebensweise führen bezw. verführen; sie werden unfehlbar, haben sie die Mittel dazu, den weißen Missionar in seiner ganzen Haushaltung kopieren und dadurch, vielleicht allmählich und unmerklich, aber nach und nach sicher sehr spürbar von ihrem Volksboden sich lösen und gerade das verlieren, was sie vor den europäischen Missionaren voraushaben. Diese Erklärung schien ihnen, wenigstens bis zu einem gewissen Grad einzuleuchten, und sie erklärten sich mit meinen Festsetzungen das Gehalt betreffend zufrieden.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen ohne es nochmals auszusprechen, daß die heimatliche Missionsgemeine, so gewiß sie das Ziel: Selbständigkeit der heidenchristlichen Gemeinen, immer fest im Auge behalten und den Missionaren predigen soll, doch gerade auf diesem Gebiete nicht unbillige Forderungen stellen und sich nicht falschen Hoffnungen hingeben darf. Hier heißt es, wenn irgendwo: Eile mit Weile! hoffentlich aber auch: Was lange währt, wird gut!

6. Die finanziellen Verhältnisse.

Es leuchtet ein, daß ein Visitator besondere Aufmerksamkeit auch der Frage zuwenden muß, wie der finanzielle Stand der von ihm besuchten Missionsprovinz beschaffen ist. Das Geld spielt ja auch im Betrieb der Mission — je nachdem man es ansieht kann man sagen „leider“ oder „Gott Lob“ — eine große Rolle. Es ist

demütigend, daß die Arbeit im Reiche Gottes in so hohem Maße abhängt von diesem ganz dem Diesseits angehörigen Mammon. Andererseits liegt aber gerade darin ein steter Ansporn zum Spenden von Opfern für den Herrn und zum gewissenhaften Haushalten. Jeder, der mit der Leitung von Missionen etwas zu thun hat, weiß zu erzählen von der Not und von dem Segen, den die Aufbringung wie die Verwaltung der zum Missionsbetrieb nötigen Summen mit sich bringt.

Meine Aufgabe kann es an dieser Stelle nicht sein, einen mit Zahlen belegten Nachweis über den finanziellen Stand unsrer Missionen in Afrika zu geben, sondern es gilt nur einige in diesem Zusammenhang gehörige Bemerkungen allgemeiner Art zum Ausdruck zu bringen. Das Ziel ist auf diesem finanziellen Gebiet dasselbe wie auf dem geistlichen, Selbständigkeit der einzelnen Provinzen zu erreichen, d. h. sie dazu zu bringen, ihre finanziellen Bedürfnisse selbst an Ort und Stelle zu decken. Dies sollte in erster Linie und vorwiegend geschehen durch die von den Heidenchristen selbst aufgebrachten Kirchen- und Schulbeiträge oder Gemeinabgaben wie wir sie nennen. Wie liegen nun in Bezug darauf die Verhältnisse in unsern südafrikanischen Provinzen?

Mit einer gewissen Beschämung müssen wir ohne weiteres zugeben, daß die Brüdergemeine in diesem Punkte auch in Afrika hinter mancher anderen Missionsgesellschaft zurücksteht. Diese Erscheinung ist geschichtlich durchaus erklärlich. Die ersten Sendboten der Brüdergemeine sind ausgezogen mit dem klar ausgesprochenen Grundsatz, die Mission in der Art und Weise des Apostel Paulus zu treiben, d. h. mit ihrer Hände Arbeit sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben und den von ihnen gegründeten Gemeinen in keiner Weise pekuniär zur Last zu fallen. Erhielten doch die ersten Missionare nicht einmal Reisegeld, sondern mußten sogar auf der Reise schon sich durch ihre eigne Arbeit forthelfen. In der Bethätigung dieses Grundsatzes suchten unsre ersten Missionare ihren Ruhm. Was der Apostel 1. Kor. 9 ausspricht, war ihre Richtschnur.

Wohl belehrte die weitere Entwicklung der begonnenen Missionsarbeit unsre Brüder gar bald, daß, wenn auch einem einzelnen in der Kraft des Geistes diesem Grundsatz nachzuleben möglich sei, er darum doch nicht auf die Dauer von einer größeren Gemeinschaft aufrecht erhalten werden könne. So finden wir denn auch bei dem Beginn der südafrikanischen Missionsarbeit, die sich auf einer sechzigjährigen Missionserfahrung aufbaute, daß dieser Grundsatz schon

mancherlei Einschränkungen erfuhr; die Missionare erhielten nicht nur Reisegeld, sondern auch fortgehende Unterstützungen von der Heimat. Jedoch waren ihre Versuche, die Eingebornen zu Beiträgen heranzuziehen, noch sehr zaghaft und faßten jedenfalls das Ziel finanzieller Selbständigkeit nicht fest ins Auge. Die Schuld daran trug nicht allein ein teilweise noch vorhandenes Festhalten an jenem ursprünglichen Grundsatz, sondern ebenso viel, ja vielleicht in noch höherem Maße die Unsicherheit der Besitzverhältnisse, der gegenüber die Missionare lange Zeit nicht glaubten überhaupt das Recht der Forderung irgend welcher Abgaben zu haben. Die sogenannte „Grantfrage“ (s. S. 134) hat von Anfang an in unsrer südafrikanischen Missionsarbeit eine nach vielen Seiten hin verwirrende Wirkung ausgeübt. Daher kam es, daß sich ein gewaltiger Widerspruch vieler Orten regte, als man in den sechziger Jahren die regelmäßige Zahlung kirchlicher Abgaben überall forderte. Was bei dem Anfang der Arbeit durchzuführen wohl eine leichte Sache gewesen wäre, ward nun zu einer Maßregel, die nur sehr langsam Verständnis und Billigung findet. Dazu kam, daß von seiten mancher der umwohnenden Weißen den Eingebornen die Idee ins Gemüt geschoben wurde, die gezahlten Beiträge kämen keineswegs ihren eigenen kirchlichen Bedürfnissen oder der Mission zu gute, sondern flössen in die Privattaschen der Missionare und dienten nur zur Bereicherung derselben. Es ist meinerseits in allen Gemeinen das ernste Bestreben gewesen, dieser falschen Auffassung entgegen zu treten und unter klarer Darlegung aller Verhältnisse den Eingebornen zu zeigen, daß ihre Gaben in ganz direkter Weise dem Bau des Reiches Gottes dienen und nicht im mindesten den Missionaren persönlich zufallen. Einigen Erfolg haben, so weit ich urteilen kann, meine Bestrebungen gehabt, wenn er auch in den verschiedenen Gemeinen verschieden war. Jedenfalls zeigte die Summe der für kirchliche Zwecke aufgebrachten Beiträge in Südafrika-West im vergangenen Jahr eine erfreuliche Steigerung und erreichte die Höhe von 30000 M.

Daß nun trotzdem unsre südafrikanisch-westliche Provinz den größten Teil ihres finanziellen Bedarfes selbst gedeckt hat und noch deckt, so daß sie viele Jahre lang einer Beihilfe von der allgemeinen Missionskasse überhaupt nicht bedurfte, verdanken wir den Einnahmen der dort von seiten unserer Missionare eingerichteten und betriebenen Geschäfte und Handwerke. In den älteren Gemeinen, namentlich Gnadenthal, bestanden früher blühende Geschäfte, eine Messerschmiede, eine Stellmacherei, Gerbereien, Mühlen, Tischlereien und Kaufläden. Nach und

nach sind unter der Ungunst der Verhältnisse die meisten der Geschäfte eingegangen und nur die Kaufläden und Mühlen sind noch heutzutage vorhanden. In der östlichen Provinz, unter den Kaffern, hat man dergleichen Geschäfte nicht errichtet mit Ausnahme je eines kleinen Kramladens in Silo und Gosen, die aber gegenwärtig eine sehr kümmerliche Existenz fristen. —

Grade diese Art der Brüdergemeine, mit der Missionsarbeit die Betreibung von Geschäften und Handwerken zu verbinden, hat man nun vielfach angegriffen. Andre Missionsgesellschaften besitzen ja auch Handel und Geschäfte, dieselben sind aber von der Missionsthätigkeit als solche scharf geschieden und werden nicht von den Missionaren, sondern von ausdrücklich dazu angestellten Kaufleuten und Handwerkern geleitet. Die eigentümliche Art der Brüdergemeine besteht dagegen darin, daß sie diese beiden Thätigkeiten grundsätzlich eng verbindet und von ihren Missionaren verlangt, daß sie willig sein sollen, neben dem geistlichen Dienst in der Verkündigung des Wortes und in der Ausübung der Seelsorge auch eine solche äußerliche und geschäftliche Thätigkeit zu übernehmen. — Es liegt diese Forderung zunächst einfach in der Konsequenz des oben ausgeführten Missionsgrundsatzes. Sollte ein Missionar „umsonst" das Evangelium verkündigen, so mußte er eben wie Paulus, durch seiner Hände Arbeit sich seinen Lebensunterhalt erwerben; selbstverständlich führte er den Überschuß des Verdienstes, den er nicht zum eignen Lebensunterhalt brauchte, der allgemeinen Missionskasse zu, der gegenüber er überhaupt zur Rechnungslage verpflichtet war. Diese Verbindung von geistlicher und äußerer Arbeit ist in den von Anbeginn in der Brüdergemeine überhaupt herrschenden Anschauungen begründet. Noch heute bietet die Brüdergemeine das eigentümliche Bild einer Kirche, die als solche landwirtschaftliche Betriebe, Geschäfte und Handwerke besitzt und treibt. Man hat eben von Anfang an die äußere Geschäftsthätigkeit nicht als etwas angesehn, was zu der geistlichen, inneren Arbeit in einem Gegensatz steht, vielmehr ging man von der gewiß tiefen und echt evangelischen Anschauung aus, daß alle Lebensgebiete und Lebensthätigkeiten, auch die äußerlichsten, von der Kraft des Christentums durchdrungen werden könnten und sollten und sich nicht gegensätzlich zu einander stellen dürften, und daß jedes Mitglied seinem Gott und Herrn diene, wenn es in seinem Namen das verrichte, wozu es durch Gabe, Führung und Beruf für die Zeit bestimmt sei. Auch das Äußerlichste und zumeist auf den irdischen Erwerb sich Beziehende sollte „in dem Herrn" und „für den Herrn" geschehen, so gut wie die direkt geistliche Arbeit, dienend dem

einen großen Zwecke und Ziele, „das Lamm zu erhöhen," das Reich Gottes auszubreiten, und grade auf diese Weise die einzelne Seele zur Heiligung aller Lebensgebiete zu bringen. Diese Anschauung trugen unsre Missionare mit hinaus in ihr Arbeitsgebiet und fanden darum nichts Befremdliches und Anstößiges in dem Gedanken, daß sie zugleich Missionare und Geschäftsleute sein sollten. Leugnen können und wollen wir keineswegs, daß die Brüdergemeine oft hat erfahren müssen, welche ungemeine Schwierigkeiten in der thatsächlichen Verwirklichung dieses an sich so großartigen Gedankens liegen und daß oft in der Wirklichkeit leider die geistliche Thätigkeit hinter dieser äußeren hat zurückstehen müssen. Es hat manchen Missionar unter uns gegeben, der in Wirklichkeit ein solcher nicht war, sondern vielmehr nichts weiter als ein Geschäftsmann oder Handwerker zu Gunsten der Mission; ja, wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir auch gestehen, daß es manchem Missionar nicht geglückt ist, sich der nach unten ziehenden Gewalt, die einmal allem Hantieren mit den irdischen Dingen anhängt, zu erwehren, so daß zwischen der eigentlichen Missionsaufgabe und dem Handeln und Wandeln ein bedenklicher Zwiespalt entstand, wahrlich nicht zum Segen der ersteren. Und solche Gefahr lag nicht nur, sie liegt noch heute vor. Obgleich nun diese eben angedeuteten Gefahren und manche andre, wie z. B. die der Zersplitterung in Vielgeschäftigkeit, in der Brüdergemeine nicht erst seit neuerer Zeit anerkannt werden, so hat sich dieselbe bis heute nicht entschließen können, auch in Südafrika nicht, diese Handelsthätigkeit um deswillen ohne weiteres aufzugeben oder auch nur eine strenge Scheidung zwischen der geistlichen und geschäftlichen Thätigkeit in der Art eintreten zu lassen, daß für jede derselben besondere Vertreter berufen würden. Noch hält sie am alten Grundsatz fest, wenn sie auch der Jetztzeit und ihren Anforderungen auf verschiedenen Missionsgebieten hie und da im einzelnen hat Zugeständnisse machen müssen.

Dies hat eine doppelte Ursache, deren eine einfach dem praktischen Bedürfnis entspringt, während die andre mehr grundsätzlicher Natur ist.

Wie sollte die kleine Brüdergemeine, wird sie auch von einem größeren Kreise werkthätiger Freunde unterstützt, das ihr anvertraute große Missionswerk, das jährlich einen Aufwand von 1½ Millionen Mark erfordert, treiben können, wenn sie nicht durch eine solche geschäftliche Thätigkeit einen bedeutenden Teil der Ausgaben deckte? In letzter Zeit zumal, da nicht nur neue Missionsgesellschaften entstehen, sondern auch die alten in steter Ausdehnung begriffen sind, muß es die Brüdergemeine oft genug erleben, daß Kreise, die bisher

Gaben ihrer Mission zugewendet haben, von seiten anderer in Anspruch genommen und zu ihnen herübergezogen werden. Sieht sie dies auch neidlos mit an — denn in der Missionssache sollte bei uns in Deutschland, wie in England, auf dem Gebiet der Mission freie und neidlose Konkurrenz sein, sind doch die Gaben einem Herrn und einer Sache gegeben —, so muß sie es sich doch nüchtern aussprechen, daß ein Aufgeben der Einnahmen aus geschäftlichen Unternehmungen eine Einbuße bedeutet, die — wenigstens nach Menschenvoraussicht — durch freiwillige Gaben kaum zu decken wäre. Aber auch abgesehen davon will sie, wenigstens bis heute, grundsätzlich diese geschäftliche Thätigkeit nicht von der missionarischen trennen, wo es nicht die Verhältnisse gebieterisch erfordern, weil sie in der Vereinigung beider eben doch auch wesentliche Vorteile glaubt gefunden zu haben. Es würde den Rahmen dieser Betrachtung weit überschreiten, wollten wir diesen Gegenstand erschöpfend behandeln, dies könnte nur in einem eingehenden Aufsatz geschehen. Auf Grund meiner südafrikanischen Erfahrungen sei hier nur soviel gesagt, daß unsre Geschäfte und Handwerke offenbar nicht nur als Folge jenes oben berührten Grundsatzes ins Leben gerufen sind, sondern ebenso sehr um der vorliegenden praktischen Bedürfnisse willen; ebenso gewiß der Eingebornen wegen als um der Mission einen Erwerb zu sichern. Noch heute schützen sie die Eingebornen vor vielfacher Übervorteilung und Versuchung, erleichtern wesentlich den Missionaren den Einblick in die persönlichen Verhältnisse ihrer Pflegebefohlenen, bahnen der speciellen Seelsorge und dem vertraulichen Umgang mit ihnen häufig die Wege und predigen den Eingeborenen die Wahrheit, daß ein Christ arbeiten und angestrengt arbeiten soll und muß, thatsächlich. Grade mit Beziehung auf den letztgenannten Punkt habe ich in Afrika von mehreren mir zuverlässig erscheinenden Personen sehr anerkennende Urteile über die äußeren Arbeiten und die Geschäftsführung unsrer Brüder gehört. Vor allem möchte ich aber — grade auf Grund des in Südafrika Erlebten und Gehörten — eins aufs bestimmteste betonen, nämlich, daß unsern Missionaren durch diese Thätigkeit von vornherein jeder Gedanke und jede Möglichkeit, irgend ein Geschäft, landwirtschaftlicher oder anderer Art, für eigne Rechnung und zum eignen Vorteile zu betreiben, abgeschnitten wird. Was ein Missionar in dieser Richtung thut, thut er nur im Auftrag und zum Besten der Allgemeinheit, jede persönliche geschäftliche Unternehmung ist grundsätzlich verboten und thatsächlich ausgeschlossen. Es ist dies ein zarter Punkt, und man wird es mir gestatten, nicht in eine Kritik abweichender

Anschauung und Handelsweise einzutreten; ich bemerke nur, daß in Afrika die Versuchung zu dergleichen eigenen Unternehmungen dem Missionar sehr nahe liegt und daß in dieser Beziehung die Sendboten aller Gesellschaften einer schärferen Kontrolle seitens des Publikums unterliegen, als sie oft ahnen. —

Man wird es nach dem obengesagten verstehen, wenn ich sage, daß ich keine Veranlassung gefunden habe, auf eine tiefgehende Umgestaltung unsrer Geschäfte in Südafrika zu dringen oder gar ihre völlige Aufhebung zu beantragen, wenn ich auch an einzelnen Punkten ändernd und hoffentlich bessernd eingegriffen habe.

Es gehört aber hierher schließlich noch ein Wort über eine Einrichtung aus alter Zeit, die sich in Südafrika-West bis heute erhalten hat und in das finanzielle Gebiet hineinschlägt, nämlich über die sog. allgemeine Haushaltung. — Die meisten unsrer Stationen bedürfen zu ihrer äußeren und inneren Bedienung mehr als eines Geschwisterpaares. Auf allen Gebieten unsrer Missionsthätigkeit war nun in alter Zeit Sitte, daß diese Paare nicht jedes für sich einen getrennten, eigenen Haushalt führte, sondern daß die Mahlzeiten in einer gemeinschaftlichen Küche zubereitet und gemeinschaftlich eingenommen wurden. Die Missionare erhielten dann an barem Gehalt nur so viel als zur Bestreitung ihrer Kleidung notwendig war. Diese Einrichtung bezeichnete man eben als „gemeinsamen Haushalt". Derselbe ist auf den meisten Missionsgebieten heutzutage aufgegeben worden, die Missionare beziehen fast überall einen bestimmten Gehalt und haben von demselben ihren ganzen Lebensunterhalt zu bestreiten. So ist es auch in Südafrika-Ost, während der Westen die alte Einrichtung noch bis heute festgehalten hat.

Diese, man kann wohl sagen, patriarchalische Sitte hat ohne Zweifel ihre Schattenseiten und paßt offenbar nicht mehr ganz in unsre heutige Zeit, die auf allen Gebieten nach Selbständigkeit der Einzelpersönlichkeit hindrängt. Ohne Zweifel stellt sie große Anforderungen an die Gewissenhaftigkeit der Einzelnen, insofern der Begriff des allgemeinen Haushaltes bald weiter bald enger gefaßt werden kann. Sie giebt auch manche Gelegenheit zu kleinen Reibungen, sind doch manche Menschen grade auf dem Gebiet des häuslichen Lebens und des Essens und Trinkens besonders leicht reizbar. Andrerseits kann ich, nachdem ich längere Zeit an der allgemeinen Haushaltung teilgenommen, nichts anders sagen, als daß sie auch ihr sehr Gutes und die Missionsarbeit Förderndes hat. Einmal bietet sich auf diese Weise die Gelegenheit, täglich mehrmals ungezwungen beisammen

zu sein und allerlei, was nicht grade streng amtlich ist, einander mitzuteilen. Eine solche freie gegenseitige Aussprache bildet nicht nur ein sehr dankenswertes Band brüderlicher Gemeinschaft, sondern giebt Gelegenheit, einander in mancherlei Fällen mit Rat und That zu helfen. Die einzelnen Missionare bleiben so in Fühlung untereinander und sind weniger der Gefahr ausgesetzt, den Blick über das Ganze der Gemeine zu verlieren. Auch wird dadurch, daß nur eine Schwester wöchentlich in der Küche die Oberaufsicht führt, den andern die Zeit zur Hilfe in der Seelsorge an dem weiblichen Teil der Gemeine gegeben. Ferner ist es bei dem erweiterten Familienleben unmöglich, daß entstehende Meinungsverschiedenheiten — und solche tauchen ja auch nur zu leicht auf, leider auch bei Christen, wenn ihre Arbeits- und Lebensgebiete sich sehr nahe berühren — lange bestehen. Menschen, welche jederzeit wieder zusammenkommen, zusammen beten, zusammen speisen müssen, werden dadurch schon innerlich gezwungen, solche Anstöße baldmöglichst zum Austrag zu bringen und verschwinden zu lassen, während sie bei seltener gegenseitiger Berührung nur zu leicht nach innen gedrängt und dort festgelegt werden. Immerhin ist diese Einrichtung eine solche, die eben nur so lang festzuhalten sein wird, als sich nicht ein energischer Widerspruch seitens der Missionare dagegen bemerkbar macht, und das ist bis jetzt in Südafrika-West noch nicht der Fall. Ohne im geringsten diese Einrichtung als Ideal aufstellen zu wollen, erscheint mir der Umstand, daß sich diese Einrichtung im Westen bis jetzt erhalten hat, ein gutes Zeichen zu sein für den brüderlichen Sinn unsrer dortigen Missionare.

Ob die allgemeine Missionskasse bei allgemeiner oder getrennter Haushaltung besser fährt, habe ich nicht recht entscheiden können, die Ansichten darüber sind geteilt und die Beantwortung dieser Frage würde eine sehr gründliche Untersuchung erfordern. — Zum Schluß kann ich in Wahrheit sagen, daß ich bei unsern Brüdern in Afrika ein volles Verständnis dafür gefunden habe, daß ihre Aufgabe auf dem finanziellen Gebiet entschieden die ist, je länger je mehr aus den dortigen Gemeinen, so weit deren Vermögen reicht, den Unterhalt der Mission zu decken und ihrerseits sich der größten Sparsamkeit zu befleißigen. Verschiedene dahingehende Mahnungen und Anordnungen meinerseits fanden volles Verständnis und eine gute Aufnahme. Wir dürfen, denke ich, hoffen, daß namentlich Südafrika-West sich in nächster Zeit finanziell selbständiger stellen und damit unsre allgemeine Missionsrechnung entlasten werde.

7. Das Verhältnis der verschiedenen Missionsgesellschaften zu einander.

Nur nach reiflicher Überlegung und mit Widerstreben fast wage ich mich an die Besprechung dieses Punktes; denn bei keiner anderen Gelegenheit liegt die Gefahr so nahe als bei dieser, anderen Gesellschaften unrecht zu thun. Und doch scheint es mir gut und nur der Aufrichtigkeit entsprechend, wenn dieser Punkt auch öffentlich berührt wird in aller Offenheit, aber auch in aller Liebe. Jedenfalls will ich mich aufs äußerste bemühen, nur thatsächliches zu erwähnen, Dinge, die ich glaube mit Beweisen belegen zu können. Schon in der Heimat ist es ja nicht sowohl die äußere Zerklüftung der evangelischen Christenheit als vielmehr der Mangel an brüderlicher und christlich gebotener Rücksicht, der verwirrend und schädigend wirkt da, wo die verschiedenen Kirchen und Genossenschaften einander begegnen. Wie vielmehr auf dem Missionsgebiet! Und dies gilt nicht allein im Blick auf die Eingebornen, sondern zunächst und vor allem auch auf die Weißen. Gerade der Mangel an Liebe, Duldung und christlicher Rücksicht hat die Mission bei der weißen Bevölkerung in viel größerem Maße um Ansehen und Anerkennung gebracht, als man gemeiniglich denkt. Auf meiner Rückreise traf ich auf dem Schiff mit einem Herrn aus Afrika zusammen, der es mir offen aussprach, er habe allen Respekt vor der Mission verloren, und dies hauptsächlich darum, weil ihm sowohl innerhalb der einzelnen Missionsgesellschaften als im Umgang der Gesellschaften miteinander wirkliche christliche Liebe zu fehlen scheine; sie stünden alle, obwohl sie behaupteten, ein Evangelium zu bringen und ein Reich Gottes zu bauen, einer wider den andern. Auf meinen Einwurf, dieser Vorwurf sei leicht auszusprechen, zu beweisen wohl schwerer, hat er mir in stundenlanger Unterhaltung eine Fülle von Beispielen gegeben, die ich ja auf ihre Richtigkeit hin nicht prüfen konnte, die aber ohne Eindruck auf mich darum nicht blieben, weil er stets Namen der handelnden Personen sowie Ort der Handlung und Zeugen für seine Behauptungen angab. Ich kann nicht leugnen, daß diese Unterhaltung, die nebenbei bemerkt noch andere schwache Punkte der Missionsarbeit schonungslos, wenn vielleicht auch übertrieben, bloßlegte, mir viel zu denken gegeben hat. Wir wollen uns gar nicht übertriebenen Hoffnungen hingeben, aber wenn auf dem Missionsgebiet wenigstens die Beobachtung der christlichen Höflichkeitsrücksichten in der gegenseitigen Arbeit erreicht würde, so wäre viel erreicht.

Es ist in unsrer Brüdergemeine je und je Regel und Grundsatz

gewesen, bei aller berechtigten Wahrung des als recht Erkannten, Frieden zu haben mit jedermann so viel an uns ist, und ich habe diesen Grundsatz unsern Missionaren wieder und wieder ans Herz gelegt und sie angehalten, auf alle Weise brüderliche Rücksicht ihr Thun bestimmen zu lassen. Grundsätze und Handlungen sind aber bekanntlich verschiedene Dinge, und ich bin weit entfernt, die Behauptung aufstellen zu wollen, daß unsrerseits niemals gegen jenen Grundsatz gefehlt worden sei. Aber das glaube ich sagen zu dürfen, daß die Handlungsweise des einzelnen von seinen Vorgesetzten genau daraufhin geprüft wird, ob sie jenem Grundsatz entspricht oder nicht. Jedenfalls ist es in Afrika sehr leicht für uns, diesen Grundsatz den deutschen Gesellschaften gegenüber zu üben. Einmal kommen unsre Missionare leider wenig in Berührung mit anderen deutschen Gesellschaften, die Arbeitsgebiete sind meist räumlich weit getrennt. Wo aber eine solche stattfindet, ist sie bis jetzt nur eine freundliche gewesen. Mit den Berliner und Rheinischen Missionaren besteht schon von langer Zeit her das freundschaftlichste Verhältnis; ebenso zu der reformierten Kirche. Leider sind die früher ziemlich regen Verbindungen, die durch fleißige gegenseitige Besuche der älteren Missionare gepflegt wurden, in der jüngeren Generation mehr gelockert, nicht absichtlich, aber thatsächlich. Mit um so größerer Freude begrüßen wir es, daß in der sogenannten „Stellenboscher Konferenz" eine neue Gelegenheit zu brüderlicher Verbindung geboten ist. An der im September 1893 abgehaltenen Konferenz nahmen 4 Missionare der reformierten Kirche, 6 der Rheinischen, 1 der Berliner Gesellschaft und 4 von uns teil.

Ein anderes Bild bietet das Verhältnis zu den englischen Gesellschaften und dieser untereinander. Ich habe mich manchmal gefragt, ob bei unserm Verhältnis zu ihnen vielleicht irgendwie die nationale Frage mit im Spiele ist. Aus der Beobachtung aber, daß die englischen Gesellschaften zu einander meist in noch weniger gutem Verhältnis stehen, glaube ich schließen zu dürfen, daß doch kirchliche und nicht nationale Gründe trennend sind. In dieser Beziehung war mir sehr anmerklich folgendes Erlebnis. Als wir im Ochsenwagen Ugi (sprich: Jugi), eine kleine Ortschaft von, irre ich nicht, etwa 10—20 Häusern, passierten, fielen mir drei Kirchen in dem kleinen Orte auf. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß die Independenten zuerst hier eine Kirche gebaut haben, dann die Wesleyaner und bald nach ihnen die Church of England. Die Gegend war nur ganz schwach bevölkert und nun an diesem kleinen Ort drei (!) Kirchen. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß hier an

Stelle der notwendigen Verkündigung des Evangeliums die kirchliche Rivalität getreten ist. Kann man sich da wundern, wenn King Dalindyebo, Häuptling der Tembu, auf den Gedanken kommt, auch eine eigne Kirche haben zu wollen, und all den in seinem Lande arbeitenden Kirchen und Gesellschaften seine „freie Tembukirche" hinzufügt? Im übrigen kann ich von dem Verhältnis der englischen Missionen zu einander selbstverständlich nicht viel sagen, man erhält als unbefangener Beobachter nur den Eindruck, daß sie stillschweigend übereingekommen sind, gegenseitig keine Rücksicht zu üben. Es mag ja im englischen Charakter überhaupt nicht in dem Maße das Bedürfnis nach solcher gegenseitigen Rücksichtsnahme liegen; ich glaube daher, daß sie dies Fehlen brüderlicher Rücksicht als Mangel nicht sonderlich empfinden.

Uns, den Moravians (Mähren) gegenüber, wie sie uns nennen, tritt überall, das muß ich anerkennen, im persönlichen Verkehr, ein brüderlich wohlwollendes Benehmen zu Tage, aber in der amtlichen Handelweise oft eine Nichtachtung der Rücksichten, die wir ihnen gegenüber glauben beobachten zu müssen. Von den Independenten kann ich dies allerdings nicht sagen, ich muß sie ausdrücklich von diesem Vorwurf ausnehmen. Sie haben unsre Arbeitsgebiete stets mit größter Gewissenhaftigkeit respektiert. Auch die Presbyterianer haben bis jetzt dasselbe gethan, und wenn gerade während meiner Anwesenheit auf einer Seite ein völlig zweckloses Eindringen in ein von uns bearbeitetes Gebiet — gegen den ausdrücklichen Wunsch des betreffenden Häuptlings, wie er mir selbst sagte, — stattgefunden hat, so zweifle ich nach den bisherigen Erfahrungen nicht, daß diese Angelegenheit sich zur Zufriedenheit wird ordnen lassen. Bedeutend schwieriger gestaltet sich jedoch das Verhältnis zu den Methodisten. Man kann ihnen nicht absprechen, daß sie sehr rührig sind, wie ja auch ihre stete Vermehrung und Ausdehnung zeigt. Aber sie haben und üben einen Grundsatz, der der Anlaß zu fortgehenden Reibungen wird. Zieht nämlich irgend ein Mitglied ihrer Kirche wo anders hin — und man möchte manchmal glauben, daß dies auf höhere Weisung hin geschieht — so halten sie sich für berechtigt, ihm nachzugehen und „dies Schaf ihrer Herde" zu pflegen. Das ist ja nun ganz gut und schön, wenn dies Schäflein sich in eine heidnische Umgebung hineinbegiebt, so daß seine Hütte ein Herd neuer Evangelisationsarbeit wird. Wenn es aber sich in der Mitte einer Christengemeine niederläßt oder in dem Arbeitsgebiet eines andern Missionars, so entstehen doch oft recht wenig erbauliche Zustände. So haben wir in der Nähe einer unsrer Stationen den Fall, daß mitten in der

von uns regelmäßig evangelisierten Gegend, eine halbe Stunde nur vom Wohnplatz des Missionars entfernt, eine methodistische Thätigkeit begonnen worden ist auf Grund dessen, daß dorthin ein Methodist zog. Alle Bitten davon abstehen zu wollen, sind sowohl von dem betreffenden Geistlichen — der nebenbei ca. 30 englische Meilen reisen muß, um von seiner Station dahin zu gelangen — als von der Synode abschlägig beschieden worden.

In unsern Gemeinen sind hie und da solche zu finden, die früher zu den Methodisten gehörten und dann zu unsrer Kirche getreten sind, und ich kann ihnen im allgemeinen ein recht gutes Zeugnis geben. Eine Unsitte — wir können es nach unsrer Auffassung nicht anders bezeichnen — suchen sie allerdings bisweilen in unsre Gemeinen hineinzutragen, die der „nächtlichen Versammlungen". „Der Geist kommt in der Nacht" ist eine beliebte Rede bei ihnen, und man kann nicht leugnen, daß die Kaffern dieser Sitte nicht abhold sich zeigen. Unser eingeborner Geistlicher J. Nakin bat dringend, dagegen energisch aufzutreten, indem er bemerkte: „Zuerst kommt der Geist und dann kommt, namentlich auf dem Nachhauseweg, das Fleisch!"

Unseren Missionaren ist zur Pflicht gemacht worden, keine Christen anderer Denominationen in ihre Gemeinen aufzunehmen, ohne daß diese einen sog. „Brief" vorweisen, d. h. eine Bescheinigung ihrer bisherigen Missionare, daß sie getauft und konfirmiert sind, und daß sie, weil sie ihren Wohnsitz ändern, aus seiner Pflege in die eines anderen Missionars überzugehen beabsichtigen. Auch sind unsre Missionare verpflichtet, Mitgliedern unsrer Kirche, die wo anders hinziehen, solche „Briefe" mitzugeben. Da aber neuerdings, oft unter den nichtigsten Vorwänden, solche Briefe, zumal seitens der Methodisten, den Betreffenden verweigert werden, auch auf Anfragen unsrer Missionare keine Antwort erfolgt, so ist leider diese im Interesse der kirchlichen Ordnung gewiß sehr heilsame Maßregel kaum aufrecht zu erhalten.

Gestaltet sich so das Verhältnis zu den Methodisten nach mancher Seite hin schwierig, so ist dies noch mehr der Fall der Church of England (High Church) gegenüber.

Den Moravians — als einer „bischöflichen" Kirche — gegenüber ist ihr Benehmen äußerlich stets ein höfliches und zuvorkommendes, und ich selbst kann auf Grund der Verhandlungen, die ich zu führen hatte, dies nur bestätigen. Ja, ich kann noch mehr sagen; einer ihrer Geistlichen hat auch einen Teil seines Gebietes, als sich dort für uns und unsre Thätigkeit eine Thür unvermutet aufthat, an uns abgetreten. Wir hatten selbstverständlich, ehe wir unsre Arbeit dort be-

gannen, bei ihm angefragt, und seine Antwort war: „Arbeiten Sie dort, wenn der Herr Ihnen den Weg öffnet.“ Aber doch müssen wir es immer wieder empfinden, daß die Church im Grunde ganz die Ansicht der katholischen Kirche hat: wir sind die eine und alleinige Kirche. Infolge dessen beansprucht sie alles Land als ihr zugehörig. Südafrika ist einfach in Diöcesen eingeteilt und jede andere Gesellschaft, hat sie auch ihr Werk in einer Diöcese vor der Church in Angriff genommen, ist zu Unrecht an dieser Stelle. Es ist also die natürliche Konsequenz dieses Grundsatzes, wenn die Church die Arbeitsgrenzen nicht respektiert. Es giebt davon Beispiele, die tief traurig sind, und auch wir wissen davon zu erzählen, daß „for the greater glory of God“ (zur größeren Ehre Gottes), wie der eine Archidiakonus sagte, die Störung der Arbeit anderer erlaubt, ja gefordert ist. Dabei fällt noch ein anderes auf, was auch mir entgegen trat. Eine Appellation an die höhere Instanz, den Bischof, ist ganz fruchtlos, da derselbe erklärt, in seiner Diöcese sei jeder Geistliche vollständig sein eigner Herr, er habe ihm da nichts dreinzureden. — Aber noch in andrer Weise ist der Einfluß der Church oft ein sehr störender. Die Leichtigkeit, in der Church zur Taufe zu gelangen, das Fehlen jeder ernsten Zucht, die Oberflächlichkeit, die häufig in der Anstellung von sogen. „Evangelisten“ herrscht, die Bereitwilligkeit, von andern Gesellschaften wegen sittlicher Vergehen entlassene Lehrer u. s. w. anzustellen, wirkt auf andere Gesellschaften schädigend und verwirrt vielfach die Gemüter. Namentlich bieten die Evangelisten englischer Gesellschaften bisweilen ein eigentümliches Bild, und nach allerlei Erfahrungen in Afrika imponiert mir die stattliche Zahl der „eingebornen Geistlichen, Lehrer und Evangelisten“, die englische Statistiken aufführen, bedeutend weniger; ja, ich möchte sagen, die Statistik überhaupt ist mir in ihrem Werte fast zweifelhaft geworden; die statistischen Tabellen enthalten häufig statt wohlbegründeter Zahlen ungefähre und meist zu hohe Schätzungen. Es wäre eine interessante Arbeit, die Statistiken der Missionsgesellschaften mit dem amtlichen Census zu vergleichen. Ich habe nur die Statistik der Brüdergemeine mit dem Census vergleichen können, und da stellt sich heraus, daß die von unsern Missionaren angegebene Mitgliederzahl um etwa 3000 hinter dem Census zurücksteht, also allzu gewissenhaft ist.

Dieses immerhin unerquickliche Verhältnis der Missionsgesellschaften zu einander hat nun schließlich eine dreifache für die allgemeine Missionssache nachteilige Folge. Einmal: es bilden sich keine größeren, nach einem vernünftigen Plan in Angriff genommene Ar-

beitsgebiete einzelner Gesellschaften, sondern diese arbeiten durcheinander, überall in anderes Gebiet hineingreifend. Es ist ersichtlich, wie viel Kraft, Geld und Mühe ganz unnötig dadurch verbraucht wird, und wie ferner auf manchen Punkten plötzlich eine ganz nutzlose Konzentration mehrerer Gesellschaften stattfindet (s. oben Ugi), während andere weitausgedehnte Gebiete kaum in Angriff genommen sind. Ferner liegt die Versuchung, die Glieder anderer Gesellschaften zu der eignen zu ziehen, zu nahe, nicht sowohl den europäischen Missionaren — diesen wohl auch bisweilen — als noch vielmehr den eingebornen Hilfsarbeitern. Und dabei spielt natürlich wieder das leidige Geld eine Rolle. Die eingebornen Hilfsarbeiter sind vielfach seitens der englischen Gesellschaften verpflichtet, ihr Gehalt ganz oder teilweise von den ihrerseits gebildeten Gemeinen einzutreiben, und da ist es häufig eine viel leichtere Sache, zahlungsfähige Mitglieder aus christlichen Gemeinschaften zu gewinnen als aus den Heiden. Endlich aber, und dieser Nachteil ist wohl der schwerwiegendste, es tritt auf einem kleinen Raum eine so verschiedenartige, ja öfters gegenteilige Behandlung der Fragen und Ordnungen des christlichen Gemeinelebens und aller kirchlicher Verhältnisse zu Tage, daß dieselbe nur verwirrend wirken kann. Wie wünschenswert wäre es und von welchem Segen, wenn z. B. eine einheitliche Stellungnahme seitens aller Gesellschaften sich erreichen ließe gegenüber den heidnischen Sitten bezw. Unsitten, als Polygamie, Beschneidung u. dgl. Dazu ist aber bis jetzt wenig Hoffnung vorhanden. Man hat mannigfach auf allgemeinen Konferenzen eine solche Vereinbarung angestrebt, bis jetzt leider ohne nennenswerten Erfolg.

Es ist nicht meine Absicht gewesen, mit Obengesagtem nur andere anklagen zu wollen; es hat gewiß oft genug auch bei uns an jener Liebe gefehlt, die sich nicht erbittern läßt, nicht das Ihre sucht, die nicht eifert, die langmütig und freundlich ist. Aber ich meine, auf diesen Punkt als auf einen der wundesten der Missionsarbeit sollte sich immer wieder die Aufmerksamkeit aller Missionsgesellschaften und Missionsfreunde ermahnend, bessernd und fürbittend richten!

Möchte der Leser — das wünscht der Verfasser zu Schluß — aus seinen Mitteilungen wohl einen Eindruck der Schwierigkeiten gewinnen, mit denen die Missionsarbeit zu kämpfen hat, möchte er aber andrerseits auch neuen Mut gewonnen haben, in seinem Teil an diesem herrlichen Werk mitzuhelfen, sintemal — trotz aller Schwierigkeit — „unsre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich ist!“

III. Abteilung: Anhang.

A. Auf dem Tafelberge.

Giebt es nicht Ahnungen im Menschenleben, die unerklärlich sind und doch nicht trügen? Jedenfalls besinne ich mich, daß mich schon als Kind bei dem Namen „Tafelberg" ein eigentümliches Gefühl, etwas wie Sehnsucht, beschlich, während ich bei dem Klang des Namens anderer, vielleicht noch viel interessanterer Berge völlig unempfindlich blieb. Und als ich Freiligraths, mich im übrigen wenig ansprechendes Gedicht „der Löwenritt" auswendig lernen mußte, da übten wieder „des Tafelberges wechselnde Signale" den größten Reiz auf mich aus und regten auf das lebhafteste meine Einbildungskraft an. Später habe ich eine Erzählung im „Daheim", nur weil ihre wirkungsvolle Hauptscene auf diesem Berge sich abspielte, mehrmals gelesen. — Der geneigte Leser wird es daher verstehen, wie mir zu Mute war, als ich endlich ihn, den Tafelberg, selbst mit eigenen Augen schaute.

Es war am 14. Oktober des Jahres 1892; eine fast drei Wochen lange Seereise, auf der sich dem Auge nichts als Wasser und Himmel dargeboten, lag hinter uns, heute mußten wir Kapstadt erreichen. Der frühe Morgen fand mich auf Deck, aber, o weh, vor mir nichts als ein weißes, wallendes Nebelmeer! Das „Tafeltuch", von dem der Leser später noch mehr hören soll, war über den Rand des Berges hinuntergeglitten und deckte ihn selbst wie die Kapstadt vor dem verlangenden Blicke zu. Doch sieh, während wir uns der Stadt nähern, da reißt der Nebel für Augenblicke, eine kühne Bergspitze ragt daraus hervor. „Was ist das? der Tafelberg?" — „Nein," ist die Antwort, die „Teufelsspitze". Jetzt lichtet sich der Nebel aufs neue, wieder eine Spitze, niedriger als die vorige. Das ist der „Löwenkopf". Wann werden wir den Tafelberg schauen? Da hebt sich der Nebel, die Stadt wird sichtbar, dahinter der Unterbau einer steil aufsteigenden, breiten Felsenwand, nun wird diese ganz frei und in seiner vollen, stolzen Schönheit liegt er vor uns, der längst im Traume erschaute,

mit der Wolkenschicht, dem „Tafeltuch" darauf. Wie ein alter Bekannter blickt er zu uns hinunter, und doch wieder so ganz anders, als wir ihn uns ausgemalt. — An jenem Morgen stand es mir schon fest: wenn irgend möglich, so klimmst du einmal da hinauf! Aber — Pflicht geht vor Vergnügen! Das gilt nicht zum wenigsten einem Visitator. Erst am 4. Mai 1893 konnte ich bei einem kurzen Besuch in der Kapstadt einen Tag zur Erfüllung dieses Wunsches erübrigen. Für solches lange Warten bin ich jedoch in glänzender Weise entschädigt worden, ja selten in meinem Leben wurde mir ein Sehnen in so befriedigender Weise gestillt. Ein Morgen, so leuchtend und herrlich wie kaum je in unsrer Heimat war es, als ich am 4. Mai 1893 um 6 Uhr unsre Missionsstation Moravianhill verließ, um mich in die untere Stadt zu begeben, woselbst es galt, meine beiden Begleiter auf dieser Wanderung abzuholen.

Benutzen wir den kurzen Gang von einer reichlichen Viertelstunde, um uns noch einmal von unten aus den Berg genau zu besehn; liegt er doch hier uns gerade zur Seite. Vom Strande an — die Entfernung mag ungefähr ¾ Stunden zu gehn betragen — steigt die Bodenfläche, erst ganz allmählich, dann immer steiler nach Süden zu bis zu einer Höhe von einigen hundert Fuß; von da aus erheben sich aber plötzlich und unvermittelt die steilen, fast 3000 Fuß hohen, senkrechten Felswände, die oben ein wie mit einem Messer gleichmäßig abgeschnittenes, nach Süden zu mäßig abfallendes, weites Plateau bilden. Diese mächtigen Felswände bestehen in ihrem unteren Teil aus grobkörnigem Granit, in ihrem oberen aus Sandstein. Einzelne Schluchten sind in die Steinwände hineingerissen, und mit einer gewissen bangen Neugier legt man sich die Frage vor, wie am Abend der Abstieg durch eine dieser Schluchten sich gestalten werde.

Man hat manchmal übertreibend von den Gefahren geschrieben, die eine Besteigung des Tafelberges mit sich bringe. Bei Beobachtung einiger Vorsicht sind dieselben indes nicht vorhanden. Nur in einem Falle können solche wirklich eintreten, wenn nämlich plötzlich und unvermutet, während der Wanderer auf dem Berge weilt, das Tafeltuch ihn mit seinen nebeligen Falten umhüllt, so daß er Weg und Steg verliert und im Suchen darnach auf falscher Fährte sich verklettert oder auf einer Bahn, die ihm wie ein Pfad erscheint, in einen der zahlreichen Abgründe stürzt. Dieses „Tafeltuch" (eine Verdichtung der über das Meer dahinziehenden Dünste, bewirkt durch die anders geartete Temperatur des festen Landes) ist allerdings manchem zum Leichentuch geworden, und niemand sollte ohne einen kundigen

Führer, der selbst im Nebel noch sich ausfinden kann, den Berg besteigen. Oft aber ist dies Tafeltuch nicht nur der Schrecken des einsamen Wanderers auf der Höhe, sondern auch der sämtlichen Bewohner der Stadt; denn nur zu häufig dient es als Vorbote des unheimlichen Südostwindes, der nicht selten mit einer wahrhaft grausigen Gewalt über die Stadt dahinbraust, Sand wie kleine Steine aufwirbelnd, so daß die Luft mit ihnen ordentlich erfüllt ist; ja es giebt Sonntage, an denen es unmöglich ist, in unserer Kirche auf Moravianhill, die auf der Höhe dem Winde sehr ausgesetzt liegt, zu predigen, da das Brausen des Windes und das Klappern des Wellenblechdaches die Stimme auch des kräftigsten Mannes mächtig übertönt. Manch einer, den die sonst so wunderschöne Kapstadt lockte, hat sie nach kurzer Zeit um des Südostwindes willen verlassen. Hals und Brust können jedenfalls durch diesen Wind nur Schaden leiden.

Heute sind wir indes wohl sicher davor, der Berg liegt klar und frei vor uns, und sollte auch das Tafeltuch uns überraschen, meine beiden Begleiter sind erfahrene Tafelbergbesteiger, die auch im Nebel sich zurechtfinden. Wir treffen sie schon zum Gange gerüstet, und ich kann sie daher ohne weiteres dem geneigten Leser vorstellen. Herr Müller, ein lieber Freund, dem ich viele Freundlichkeiten verdanke, seines Zeichens ein Kaufmann, übernahm die Führung; er war zugleich so gütig, in seinem schier unergründlichen und darum sehr praktischen Rucksack Proviant und alles sonst Nötige mitzuschleppen. Seine genaue Ortskenntnis, seinen allezeit guten Humor, seine Liebenswürdigkeit habe ich nicht nur auf dieser Partie zu schätzen Gelegenheit gehabt. Ihm gesellte sich der Musiklehrer Bauer hinzu, mit dem als meinem ehemaligen Schüler mich schon alte Freundschaft verband, und dessen angenehmes Wesen wie sein für die Schönheiten der Natur offener Sinn ihn zu einem besonders angenehmen Gesellschafter machten. In solcher Begleitung und bei solchem Wetter durfte ich mir einen schönen Tag versprechen, wie die Folge zeigte, mit Recht. —

Um 7 Uhr begannen wir unsern Marsch; nach einer Viertelstunde hatten wir die sogenannte Kloof erreicht. Diesen Namen trägt die Einsenkung, welche den Tafelberg vom Löwenkopf trennt und aus welcher der Weg aufsteigend auf den, beide Berge verbindenden Grat führt. — Die afrikanische Sonne sendet schon am Morgen glühende Strahlen, darum empfand ich es als eine besondere Wohlthat, daß der etwa halbstündige Aufstieg bis zur Höhe des Grates im Schatten des Waldes geschehen konnte. Gerade *diese* Wohlthat schätzt man sich in Afrika ganz besonders; kaum etwas vermißt man dort so als

den kühlen, schattigen Wald Deutschlands. Wohl giebt es in den Schluchten der Felsenberge hie und da noch Reste von Urwald; zum großen Teil haben ihn die Einwohner in leichtsinniger Weise ausgerottet. Und wo er noch steht, da führt selten ein gebahnter Weg hindurch. Er trägt auch seinen eigentümlichen, fremdartigen Charakter. Üppiges, hoch aufgeschossenes Unterholz, mit einem Gewirr von Schlingpflanzen durchflochten, und hie und da ein gewaltiger Baum — das ist afrikanischer Urwald. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß in neuerer Zeit die Regierung sich die Schonung und Mehrung des Waldes sehr angelegen sein läßt. Namentlich in der näheren und weiteren Umgebung der Kapstadt hat man bedeutende Baumpflanzungen angelegt, meist eine Art Fichte, vielfach auch Pinien. Letzterer Baum gedeiht in Afrika, ebenso wie an vielen Stellen die Eiche, ganz vorzüglich. Infolge des schnellen Wachstums ist aber leider das Holz so weich, daß es zum Bauen nicht verwendbar ist, sondern das meiste Bauholz muß, schon vorgearbeitet, aus Amerika bezogen werden. Die alten afrikanischen Hölzer, die man noch in den Resten des Urwaldes findet, zeichnen sich dagegen durch ihre Festigkeit, ja Härte aus und sind zum Bauen ganz besonders geeignet, so vor allem das Eisenholz, das Stinkholz und das Gelbholz. Bei dem Bau der neuen Kirche in Gnadenthal hat man das sämtliche Holzwerk der alten Kirche, die hundert Jahre gestanden hatte, bis zum letzten Balken wieder verwerten können. —

Doch wir haben während dieser Betrachtung den Wald durchschritten und müssen nun das letzte Stück bis zum Grat ohne Schatten zurücklegen. Für diese Mühe werden wir aber entschädigt durch den herrlichen Ausblick, der sich uns darbietet. Zur Rechten dehnt sich unabsehbar das blaue Meer, an seinem Ufer das Örtchen Seapoint, zur Linken streckt sich lang hin der Tafelberg mit seinen Fortsetzungen in den sogenannten „zwölf Aposteln". Hier sieht man erst, daß der Tafelberg nicht ein zusammenhängender Berg, sondern ein Gebirgsstock ist, der zur Kapstadt nach Süden und ebenso nach Westen und Osten zu jäh und steil in einem Zuge abfällt, während er im Süden stufenweise in einzelnen steilen Terrassen zum Meere hinabsteigt, um im Kap der guten Hoffnung seinen Abschluß zu finden.

Etwa 2 Stunden lang führt uns nun der Weg am Hang der Bergkette hin, immer den Blick auf die Bergspitzen und das Meer zugleich gewährend. Wie dankbar war ich auf diesem baumlosen Pfade, daß meine Begleiter den guten Gedanken gehabt hatten, den Aufstieg auf der West-, den Abstieg auf der Ostseite zu planen, so

daß wir uns niemals auf länger den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt sahen, sondern stets im Schatten des Berges Schutz fanden. Geraume Zeit hatten wir die neue Wasserleitung zur Seite, die als ein großartiges Bauwerk bezeichnet werden muß. Was wäre Kapstadt ohne den Tafelberg, wo nähme sie die Mengen des unentbehrlichen Wassers her, wenn ihr nicht dieses gewaltige Gebirge als Wasserbecken diente! Auf seinem ungeheuren Plateau sammeln sich die Niederschläge und bilden unerschöpfliche Quellen, deren Spenden, in mächtigen Reservoirs vereinigt, die Stadt in ergiebigster Weise mit dem herrlichsten Wasser versorgen. Die jetzt bestehende Leitung und die neuen Reservoirs entsprechen allen Anforderungen und bewähren sich sehr gut. Sie sind aber auch das Ergebnis jahrelanger Arbeit und mancher erst verfehlter Versuche. So barst das allererste große Reservoir, das man gebaut, einige Tage nach der feierlichen und großartig ins Werk gesetzten Einweihung und überströmte die Stadt mit seinen Fluten.

Immer höher hinan führte der Weg. Jetzt begann die eigentümliche Flora die Aufmerksamkeit mehr und mehr zu fesseln; namentlich die mannigfaltigen Erikaarten, an denen Afrika und nicht am wenigsten der Tafelberg so reich sind, gaben genug Anlaß zum Bewundern, und manches besonders schöne Exemplar wanderte in den Rucksack des Herrn Müller.

Bereits sind wir an der Lehne des Berges zu beträchtlicher Höhe hinaufgediehen und wenden uns links, um in einer steilaufsteigenden, öden Schlucht auf das nächst höhergelegene Plateau zu gelangen. Es beginnt ein mühseliges Klimmen über Felsen und Steine hinweg, zur Rechten und zur Linken hochaufstrebende Felswände, neben uns ein rauschender Bach, der gar nicht schnell genug seinem Ziel, dem Meer, zueilen zu können scheint. War der Blick nach vorwärts und aufwärts selbstverständlich sehr beschränkt, so erwies sich dagegen der Rückblick um so lohnender, und wieder und wieder blieben wir stehn, um ihn zu genießen. Zwischen den hohen, eng aneinanderstehenden Felsen hindurch sah man nichts anderes als das blaue Meer, ein Bild, in welchem die toten Farben des Gesteins zu dem lebhaften Blau der Flut, die eherne Ruhe der Felsen zu der steten Bewegung des Oceans einen wundersamen Gegensatz bildeten.

Nun ist endlich die Höhe erstiegen, und ich meinte, wir befänden uns auf dem Plateau des Tafelberges, eine Vermutung, die mir indes seitens meiner Freunde nur ein mitleidiges Lächeln eintrug.

Ungefähr 4 Stunden waren wir bereits unterwegs, kein Wunder,

daß sich das Bedürfnis nach leiblicher Stärkung immer ungestümer geltend machte. Wir suchten uns daher unter den Felsen ein geschütztes Fleckchen und öffneten den Rucksack, in dessen Tiefe manche gute Gabe geborgen lag. Gern hätten wir uns auch eine Tasse warmen Kaffee oder Thee bereitet; es ist aber streng verboten, auf dem Berge im Freien ein Feuer anzuzünden. Dies Verbot wird sehr verständlich, wenn man bedenkt, wie oft schon Buschbrände auf dem Berge die Kapstadt bedroht haben. Man geht ja in Afrika unglaublich leichtsinnig mit dem Feuer im Freien um, und die Sitte des „Abbrennens" großer Strecken ist ganz allgemein verbreitet, da die meisten behaupten, dieses Abbrennen sei gerechtfertigt und notwendig, um junges, frisches Gras zu Futter für das Vieh zu erhalten. Wie oft umleuchteten uns auf meiner Reise in Afrika von allen Seiten die Grasbrände! Gar manches Mal aber haben diese beliebig irgendwo angelegten Brände den Niederlassungen ernste Gefahr gebracht; aber auch abgesehen davon ist wohl der geringe Baumwuchs in Afrika nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen, daß durch diese Brände immer wieder der werdende Wald zerstört wird. —

Unsre kalte Küche mundete uns vortrefflich, und neugestärkt ging es weiter auf der Hochebene nach Osten zu, um von dort aus, nach Norden uns wendend, die eigentliche Höhe des Tafelberges zu erklimmen. Auf diesem zunächst von uns erstiegenen Plateau liegt die sogenannte Plantation, eine Niederlassung, die von Forstbeamten bewohnt ist, denen man die Aufforstung des Berges und die Aufsicht über die Wasserleitung anvertraut hat. Da eine geregelte Waldkultur erst vor kurzer Zeit in Angriff genommen worden ist, so lassen sich indes noch keine nennenswerten Ergebnisse dieser Thätigkeit erwarten. Wiederum aber weidet sich das Auge an der wunderbaren Flora. Wunderschöne, hohe, mit goldgelben Blütentrauben geschmückte Erikasträucher bedecken die Hochebene, an den Bächen steht die Disa grandiflora, eine Orchidee von solcher Schönheit und Größe, daß sie der Kapstadtbewohner mit Recht „the pride of the mountain" — den Stolz des Berges nennt; dazwischen Proteen von mancherlei Gestalt.

Wir haben nun diese sumpfige Hochebene, das Haupt-Sammelbecken für den Inhalt der Wasserleitung, in der Richtung nach Osten durchschritten und sind nach etwa 3/4 Stunden bei der sogenannten „Küche" angelangt. Es ist dies das untere Ende einer wilden, engen Schlucht, die auf der einen Seite von einem steilen Berghang, auf der anderen von einer senkrechten Felswand gebildet wird, zwischen denen ein starker Bach dahineilt, um sich in ein größeres Wasserbecken

am Eingang jener Schlucht zu ergießen. Üppige Farnkräuter und Wassergewächse stehen am Ufer des Baches, ja die Farnkräuter bedecken die Wände des Felsens, aus dem ebenfalls das Wasser hervorsickert. Wahrlich, ein herrliches Fleckchen zum Ausruhen! Aber in die Poesie auch des Tafelberges drängt sich die Prosa unserer Zeit hinein. Eine Tafel belehrt uns, daß man in diesem Wasser weder sich selbst, noch andere, noch Wäsche, noch irgend etwas waschen dürfe. Gern giebt man indes dieser mit allerlei Strafandrohungen verschärften Mahnung Folge, wenn man bedenkt, daß man hier an den Anfang der Wasserleitung für die gesamte Kapstadt steht. — Während Herr Müller und ich uns der Ruhe hingaben, ließ eine hellleuchtende, außerordentlich große Protee, die am Bergeshange blühte, Freund Bauer nicht rasten, bis er sie unter ziemlicher Anstrengung gebrochen hatte. Weder vorher noch nachher habe ich ein so schönes und großes Exemplar dieser eigentümlichen Blume gesehen.

Die oben beschriebene Schlucht bildete den einzigen Zugang zu dem nächst höheren Absatz des Berges, wir kletterten also, dem Lauf des Baches folgend, hinauf. Anstrengend war der Weg wohl, aber auch lohnend, ich halte diese Schlucht mit ihrem rauschenden Bach und dem tropischen Pflanzenwuchs für einen der schönsten Punkte des Weges. Die herrlichste Überraschung folgte jedoch noch, als wir den oberen Ausgang der Schlucht erreicht hatten, an dort aufragenden Felsklippen hin weitergingen und schließlich um eine Felsenecke bogen. Hier bot sich mir mit einem Male ein Anblick dar, der mir einen Ruf des Entzückens entrang und den Fuß hemmte.

Vor uns ausgebreitet lag die fruchtbare, herrlich mit Wald, Weinbergen und Feldern bestandene Ebene um Wynberg, weiterhin das blaue Meer, die sog. false bay (falsche Bucht) und jenseits derselben, steil aus dem Meere aufsteigend, das Hottentottisch Hollandsgebirge mit dem Sir Lowry's Paß, weiterhin aber Bergzug an Bergzug, Gipfel an Gipfel in unabsehbarem Gewirr. Die klare Luft gestattet ja in Afrika Fernblicke, die hierzulande unmöglich wären, und vollends an einem solchen hellen Tage wie jener 4. Mai machte sich die Durchsichtigkeit der Atmosphäre in besonderem Maße geltend. Dieses Bild zu beschreiben fällt darum schwer, weil es so eigenartig ist und ein Gepräge hat, wodurch es sich von allem hierzulande Geschauten bestimmt unterscheidet. Weder Schweizeransichten mit ihren schneebedeckten Gipfeln, noch Berganssichten Mitteldeutschlands mit ihren bewaldeten oder doch grasbedeckten Zügen bieten eine Vergleichung dar. Felsenberg an Felsenberg und zu Füßen eine lachende,

paradiesische Ebene, umschlossen in weitem Bogen von dem blauen, mächtigen Ocean, eine wunderbare Vereinigung der größten Gegensätze in einem engen Rahmen, das ist das Eigentümliche dieses Bildes. Afrika ist nun einmal das Land der wunderlichsten Gegensätze auf allen Gebieten. Selten aber, sagten mir meine Begleiter, soll man diese Aussicht in solcher Klarheit und Schönheit genießen. — Es giebt Bilder, die man, wenn man sie auch nur einmal gesehen, nie wieder vergißt. So geht es mir mit dem an jener Felsenecke Geschauten; noch heute steht es mir mit greifbarer Wirklichkeit vor den Augen, noch heute erfreue ich mich an demselben. — Doch noch immer sind wir nicht auf der alleroberſten Hochfläche des Tafelberges angelangt, darum vorwärts und hinauf. Hier begegnen uns einige Herren; bei der Begrüßung stellt es sich heraus, daß wir Deutsche vor uns haben, unter ihnen den Pastor der deutschen Gemeinde in Wynberg. Es befinden sich in Kapstadt und seiner näheren Umgebung viele Deutsche, die sich auch zu selbständigen deutschen Gemeinden zusammengethan haben unter eigenen, aus der Heimat berufenen Pastoren. Eigentümlich hat es mich stets berührt, in welchem Tone man von diesen Deutschen seitens der übrigen Bewohner des Kaplandes reden hört. Jene haben mit echt deutschem Fleiß und deutscher Ausdauer, namentlich um Kapstadt und Kingwilliamtown, weite, bis dahin unfruchtbare Strecken Landes bewässert, bebaut und in herrlich blühende Gefilde verwandelt. Die solcher Tüchtigkeit gebührende Achtung versagt der Engländer wie der Afrikaner (in Afrika geborener Weißer) den Deutschen nicht; beide sind zu gerecht, um dies zu thun; doch diese Achtung paart sich mehr mit einer gewissen Furcht als mit Liebe. Der Deutsche gilt für einen sehr tüchtigen und zuverlässigen Arbeiter, dem keine Anstrengung zu mühsam und zu schwer ist, zu gleicher Zeit aber auch für einen ebenso rücksichtslosen Nebenbuhler auf allen Gebieten, der eben um seiner Arbeitskraft willen gefürchtet wird. Als ich einst einem Buren, der über Mangel an Arbeitern klagte, riet, sich einige deutsche Arbeiterfamilien kommen zu lassen, gab er mir zur Antwort: „Ich werde mich hüten; denn dann wäre ich zwar wohl noch die nächsten drei Jahre baas (Herr) und der Deutsche Knecht, nach drei Jahren aber ist *er* baas und *ich* Knecht!“ — Hoffen wir, daß diese Arbeitstüchtigkeit unserer deutschen Nation sich auch auf dem Boden unserer eigenen Kolonien als ein Segen erweise. Ich meine, wenn die Deutschen erst einige Erfahrung hinter sich haben, so dürften sie als Kolonisatoren kaum hinter den Engländern zurückbleiben, vorausgesetzt, daß die deutsche Bureaukratie sich entschließen kann, in gleicher

Weise wie die englische Regierung der freien Entfaltung der Kräfte offne Bahn zu geben.

Doch jetzt öffnet sich zwischen den Felswänden noch einmal der Blick hinab ins Thal, auf das Meer und die Bergketten. Versäumen wir nicht, ihn zum letzten Male zu genießen! Noch eine kleine Strecke weiter, und wir haben die höchste Erhebung des Berges erreicht, den Mac Lears Beacon, das Ziel meiner Wünsche. Vor uns dehnte sich nun noch ein ödes, weites Feld aus, die den Scheitel des Berges bildende Hochfläche. Wir durchquerten dieselbe; sie bietet nichts Eigentümliches dar und ist nur mit spärlichem Gras bewachsen. Es mochte ungefähr ½3 Uhr nachmittags sein, als wir das nördliche Ende derselben erreichten. Die letzten Schritte muß man vorsichtig thun, denn ganz unvermittelt und jäh stürzen hier die Felswände etwa 3000 Fuß hinunter. Schwindelnd streift das Auge an ihnen hinab, um dann den Blick hinüberschweifen zu lassen rechts zur fast ebenso hohen, kühnen Spitze des Teufelsberges, links zum Löwenkopf, der nun freilich tief unter uns liegt, weiter über die Kapstadt hin, deren Häuser wie Nürnberger Spielwaren uns zu Füßen liegen, sodann hinaus auf das blaue Meer, auf welchem die Schiffe sich wie weiße Punkte ausnehmen und aus welchem die Insel Robben-Island, der Wohnort der armen, dort von 1845—1868 durch Missionare der Brüdergemeine geistlich bedienten Aussätzigen, kaum hervorragt.*) Jenseits der Tafelbai sind die Berge in der Nähe bei unserer Missionsstation Mamre sichtbar und hinter ihnen steigen neue Bergspitzen auf.

Immer wieder diesen schönen Anblick genießend, aber dazwischen vorsichtig auf den Weg achtend, schritten wir am Felsabhang hin. Nun noch ein letzter Blick und hinab geht es in eine Thalsenkung, das Ende der großen Schlucht, durch welche wir unsern Abstieg nehmen wollen. Es mag etwa ½4 Uhr sein und ein Stündchen Rast, gewürzt durch eine Tasse warmen Kaffee, die Freund Müller an einer obrigkeitlich gestatteten Feuerstelle mit aller Vorsicht und Kunstfertigkeit bereitet, thut wohl. Die hehre Ruhe der umgebenden Felswände, welche nur hie und da einen Ausblick auf die See gestatten, das trauliche Ge-

---

*) Im Jahre 1823 übernahmen unsre Brüder die Leitung des in Hemel en Aarde, nicht allzuweit von Elim, seitens der Regierung gegründeten, ersten Aussätzigenasyls, das jedoch 1845 nach Robben Island verlegt wurde. Im Jahre 1868 wünschte die als Staatskirche geltende, anglikanische Kirche das Asyl zu übernehmen; damit erreichte dieser Zweig unsrer Thätigkeit sein Ende.

spräch, das vom Tafelberg in die teure deutsche Heimat zurückwandert, laden wohl zu längerem Verweilen ein; aber noch gilt es einen beträchtlichen Abstieg zu bewältigen, der bei Tageslicht vollbracht werden muß. Kennt doch Afrika keine Abenddämmerung, in der man wandern könnte; die Nacht löst den Tag fast ohne Übergang ab. Also es heißt nur zu bald: Zusammenpacken und in die Tiefe hinab durch die Schlucht, den einzigen Weg, den es auf dieser Seite des Berges giebt. Wohl ist der Pfad sehr beschwerlich, so steil wie wenige, die ich gegangen, den Füßen nichts bietend als lockeres Geröll, das bei jedem Schritt nachgiebt, so daß das Gehen häufig mehr einem Fallen gleicht. Man erzählt auch von manchem Unglücksfall, der schon auf diesem Wege vorgekommen sein soll. Und doch gehört dieser Abstieg zu dem Schönsten, was der Tafelberg bietet. Meiner Begleiter einer hatte mir schon zuvor gesagt, daß ihn immer ein andächtiges Gefühl überkomme, so oft er hier hinabklettere, und ich verstehe ihn vollständig, es ist wirklich ein großartig schöner Weg. Man befindet sich in der Felsenwelt einer nicht zu breiten Schlucht eingeschlossen und zwischen den hochaufstrebenden, senkrechten Wänden liegt vor einem ein Ausschnitt der auf der Höhe genossenen Aussicht von entzückender Schönheit. Die großartigen Gesteinmassen, die lachende Flur, die freundlichen Ansiedlungen, die kühne Teufelsspitze, die gekräuselte See mit den Fahrzeugen, der lichtblaue Himmel, dies alles vereinigt sich zu einem Gesamtbilde, dessen Wirkung man sich nicht entziehen kann, und in wirklich gehobener Stimmung ging es den recht beschwerlichen Weg hinab. Tiefrot leuchtende Eriken und Neriuen, die auf einer Matte standen, gaben einen herrlichen Strauß. Fast zu schnell trotz aller Beschwerlichkeit hatten wir nach etwa zwei Stunden die sog. „schiefe Platte", eine über den Weg liegende, schräggeneigte Felsplatte erreicht. Wir standen wieder am Fuße des Tafelbergs und schauten zurück, noch voll der Eindrücke und Genüsse des verflossenen Tages. Dann galt es eilen; denn noch hatten wir ein halbes Stündchen bis zur Stadt und die Sonne war am Untergehen. Als wir die ersten Häuser erreicht hatten, würde ich nur zu gern, ermüdet wie ich war, für den letzten Teil des Weges durch die Straßen hinauf nach Moravianhill, immerhin noch ein halbes Stündchen, eine Droschke benutzt haben, fand aber leider keine, so leicht sie sonst zu haben sind. Im Rückblick auf den sonst so schönen Tag war indes diese kleine Unbequemlichkeit leicht zu ertragen. Doch langte ich recht ermüdet in Moravianhill an.

Selten hat eine Bergbesteigung in dem Maße mich befriedigt

wie diese, und ich kann meinen lieben Lesern nur wünschen, daß ihnen einmal derselbe Genuß zu teil werden möge.

Dich aber, mein geliebter Tafelberg, suche ich gar oft noch im Geiste heim und werde die auf dir verlebten Stunden nie vergessen. —

B. Eine Ochsenwagenfahrt.

Von Kapstadt aus benutzte ich zur Weiterreise in das Kafferland zunächst die Bahn bis Queenstown, über de Aar führend. Dann aber galt es auf „afrikanische" Art zu reisen, d. h. das Pferd, die Karre oder den Ochsenwagen zu besteigen. Sowohl das Reiten wie die Fahrt in der Karre bietet neben manchen Unbequemlichkeiten auch Annehmlichkeiten und heitere Seiten. Unstreitig aber hat für einen civilisierten Europäer das, ich möchte sagen, Zigeunerleben auf dem Ochsenwagen die größten Reize. Vielfache an mich gerichtete Fragen haben mir nahegelegt, gerade über diese Art zu reisen etwas eingehender zu berichten, ich darf ja auf Grund jener Fragen hoffen, daß es den Leser nicht reuen wird, eine solche Reise, wenn auch nur im Geiste, einmal mitgemacht zu haben.

Im Westen Südafrikas, wo die Wege bedeutend besser sind, benutzt man vorwiegend die Karre; im Kafferlande dagegen mit seiner dünnen Bevölkerung, mit seinem Mangel an Rasthäusern und Gasthöfen, ja mit einer Bodenbeschaffenheit, deren stellenweise Unwegsamkeit jeder Beschreibung spottet und an die Haltbarkeit des benutzten Fuhrwerkes schier unglaubliche Anforderungen stellt, ist der Ochsenwagen noch fast überall im Gebrauch. Sehen wir uns zunächst den Ochsenwagen selbst an. Man kann ihn mit Recht ein „wanderndes Hotel" nennen, denn auf Wochen hinaus wohnen, schlafen und hausen wir darin, er muß also so eingerichtet sein, daß er allen Bedürfnissen des Lebens Rechnung trägt, so weit dies möglich ist. In seiner äußeren Erscheinung unterscheidet er sich wenig von einem alten Frachtwagen, wie sie früher vielfach auf unsern Landstraßen zu sehen waren, nur muß man sich ihn ein gut Teil plumper und stärker gebaut vorstellen. Alle Teile des Wagens, namentlich die untere Hälfte und die ziemlich hohen Räder, sind vom dauerhaftesten und haltbarsten Holz gefertigt und so stark und fest wie möglich. Eine doppelte wasserdichte Plane schützt gegen Regen und Sonne. Die Länge unseres Reisewagens betrug

etwa 16 Fuß. Im übrigen thun wir am besten, wenn wir das wandernde kleine Haus in drei Räume zerlegen. Zuerst vorne die Wohnstube! Da steht zunächst die sogenannte Kostkiste, in welcher alle Lebensmittel für die lange Reise aufbewahrt werden, Kaffee, Zucker, Thee, Cacao, Brot und, so lange man es hat, auch Fleisch nebst Tassen, Tellern, Besteck und dergleichen. Dann folgt nach einem kleinen Zwischenraum die sogenannte Kleiderkiste. Auf einer solchen Reise im Kafferlande muß man für alle Fälle und für die verschiedenartigsten Witterungsverhältnisse gut mit Kleidern versorgt sein, warme und leichte, dazu Wäsche zum Wechseln. Die Kostkiste dient zugleich für die Reisenden als Tisch, während die Kleiderkiste ihren Sitz ausmacht. Hinter der Wohnstube folgt nun die Schlafstube, die sogenannte Katel. Diese besteht aus einem Gestell, welches mit Lederriemen an der Seite des Wagens eingehängt ist. Auf demselben befinden sich die Strohsäcke und das Bettzeug. Hinter dieser Schlafstube folgt nun, man könnte sagen die Bodenkammer des Hauses, das heißt der Raum, wo Kisten und Koffer, Beil, Grabscheit, Hebebaum, und alles sonst für die Fahrt notwendige Werkzeug aufbewahrt wird. Fügen wir noch hinzu, daß außen am Wagen ein kleiner Kasten für allerlei Werkzeuge und unter demselben zwei Wasserfässer befestigt sind, so kann sich der Leser ein ungefähres Bild von dem umfangreichen Gebäude des Ochsenwagens machen.

Wenden wir uns nun dem Zugvieh zu, den Ochsen, welche dem Gefährt seinen Namen verleihen und die wahrlich nicht leichte Aufgabe haben, den schwerfälligen Koloß steile Berge hinauf und hinab und durch enge Thalschluchten und breite Flüsse zu schleifen! Der Ochse ist des Kaffern Stolz, nichts geht ihm über seine Ochsen, und ich muß gestehen, daß auch ich gefunden habe, die Ochsen im Kafferlande zeichnen sich in mancherlei Weise vor ihren wenig geachteten europäischen Kollegen aus. Es sind starke Tiere mit gewaltigem Gehörn von hier kaum gesehener Größe und Weite. Dabei ist ihnen ein, ich möchte sagen verständiges und anstelliges Benehmen eigen, so daß sie durchaus nicht den Eindruck von dummen Tieren machen. Man lernt es im Kafferlande verstehen, daß der Kaffer, will er jemanden recht ehren, demselben den Beinamen inkabi umkulu d. h. „großer Ochs" beilegt, oder daß er über einen unruhigen, auffahrenden und unverständigen Menschen das Urteil fällt: „Das ist ein Kalb und kein Ochse." Beobachten wir einmal das Anspannen der Ochsen. Vorn an der Deichsel ist eine lange eiserne oder aus Kuhhaut gefertigte sogenannte Trekkette, und an derselben in bestimmten Zwischenräumen je ein Joch oder

wie man dort sagt „jok“ befestigt. Sämtliche vierzehn Ochsen werden herbeigetrieben, sie bilden zusammen den sogenannten Spann, der gut mit einander eingefahren und eingewöhnt sein muß. Ist dies der Fall, so stellen sich sämtliche Ochsen sofort rechts von der Trekkette auf und bemühen sich, das ihnen zukommende jok zu finden. Die sogenannten „Achterochsen“ nehmen ihren Platz gleich an der Deichsel ein. Diese Achterochsen müssen besonders starke und zuverlässige Tiere sein; haben sie doch, sobald es bergunter geht, den Druck der Schwere des ganzen Wagens allein auszuhalten. Mit welcher Kraft und Sicherheit diese Tiere ihren Weg gehen, ist geradezu bewundernswert. Stehen nun alle Ochsen an der Kette, so werden sie zunächst mit einem Riemen an das jok angebunden. Dann tritt der Treiber zu dem einen Achterochsen und ruft seinen Namen, z. B. „Jonkmann, jok!“ Sofort beugt der starke Ochse den breiten Nacken, das jok wird ihm aufgelegt, der Riemen eingehakt, und so wird ein Ochse nach dem andern angejocht. Die Ochsen der linken Reihe treten nach links hinüber, wobei die Trekkette über ihren Rücken gleitet, und nun ist alles zur Abfahrt bereit. Der Leier (eigentlich Leiter) tritt zu den Vorderochsen, ergreift den Riemen, der um die Hörner des einen geschlungen ist, der Treiber faßt mit beiden Händen die gewaltige große Ochsenpeitsche, deren Stil etwa 4—5 Meter lang ist und die bis zu den vordersten Ochsen reicht, schwingt sie, knallt und läßt ein lautes scharfes „Trekk“ erschallen. In demselben Augenblick ziehen alle vierzehn Ochsen an. —

Jeder Ochsenwagen bedarf zweier Männer zur Bedienung, zunächst eines sogenannten Leiers, der an gefährlichen Stellen die Vorderochsen zu führen hat und im übrigen überhaupt in aller Weise auf die Ochsen acht geben muß. Der Treiber dagegen ist der Kommandant auf dem Ochsenwagen. Als solcher führt er die große Peitsche, giebt an, wo gerastet werden soll, und seinen Anordnungen muß man sich fügen. In den meisten Fällen hat er auch die Küche zu besorgen. Beide, Leier wie Treiber, müssen gut geschulte Leute sein, es gehört eine besondere Geschicklichkeit und Übung sowohl zum Ein- und Ausspannen als zum Leiten und Regieren eines so großen Spannes; man muß daher bei ihrer Auswahl vorsichtig sein. Mit unsern beiden Begleitern Tom und Paulus, christlichen Kaffern aus Baziya, von denen der geneigte Leser im weiteren Verlauf noch manches hören wird, waren wir auf das beste beraten, zumal sie ernste Christen waren.

Der Wagen ist nun im Gange. Freilich geht die Fahrt nicht

zu schnell von statten. Aber immerhin bringen wir 4—5 km in der Stunde fertig.

Und nun wollen wir im Geist zusammen einen Tag auf dem Ochsenwagen verleben. Es ist früh am Morgen, etwa ½4 Uhr. Da werden wir aus dem Schlummer geweckt durch unsere beiden Leute, die die Nacht unter dem Wagen auf ihren Matten verbracht haben. Wir hören, wie sie niederknien und wohl eine Viertelstunde lang beten, einer nach dem andern; dann rollen sie ihre Matten zusammen, spannen die Tiere ein und fort geht es ins Morgengrauen hinein. Wir fahren getrosten Mutes; haben wir doch gehört, daß unsere Leute den Tag mit Gott begonnen haben. Diese Morgenfahrt dauert etwa drei Stunden bis 7 Uhr; dann ist, wie man sagt, der erste Scoft zu Ende. Es wird nun meist an einem Flusse halt gemacht und die Ochsen werden ausgespannt. Dieses Ausspannen der Ochsen stellt aber nicht geringe Anforderungen an die Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit der Leute. In dem Augenblick, da der Ochse merkt, daß der Riemen um seinen Hals gelöst wird, schleudert er mit einem gewaltigen Ruck seines Hauptes das Joch vom Hals. Springt nun der Treiber oder Leier nicht im richtigen Moment zur Seite, so kann er gar zu leicht von den gewaltigen Hörnern des Tieres getroffen und verletzt werden. Kaum sind die Ochsen ausgespannt, so gehen sie daran, ihr Futter zu suchen, denn gereicht wird ihnen nichts, Gras bietet ja die weite Fläche genug; dabei haben sie die Eigentümlichkeit, sich sobald und soweit als möglich vom Wagen zu entfernen. Es kommt häufig genug vor, daß die Tiere in kurzer Zeit den Blicken ihrer Herren entschwunden sind, und gar manchmal habe ich in meiner Sorge unsern guten Paul gewarnt, er solle besser auf die Ochsen acht geben. Der aber lachte nur, denn er mit seinen weitspähenden, scharfen Kafferaugen sah die Ochsen noch, wenn sie für mich schon längst unsichtbar geworden waren. Nicht selten aber geschieht es doch, daß ein ganzer Spann sich verliert, und dann kostet es bisweilen viel Zeit und Mühe, bis man ihn wiedergefunden hat. So ging es uns angesichts Tinana, wo der gesamte Spann verschwunden war, so daß wir längere Zeit suchen mußten, bis wir desselben wieder habhaft wurden. Dagegen kommt es fast nie vor, daß ein einzelner Ochse abhanden kommt, denn stets hält der Spann zusammen. Und doch haben wir ausnahmsweise auf unserer Reise einen Ochsen verloren, aber damit hatte es auch seine besondere Bewandtnis.

Weil am letzten Abend vor unserer Abreise ein Zugtier unseres Spanns krank wurde, hatte man einen Ochsen aus einem andern

Spann eingestellt. Diesen erkannten aber unsre übrigen Ochsen als ebenbürtigen Reisegefährten nicht an, sondern schon beim ersten Ausspann gaben sie ihm durch Püffe und andere Äußerungen eines höchst unfreundlichen Benehmens zu verstehen, daß sie sein Eindringen aufs höchste mißbilligten. Dies nahm sich der arme Geächtete und Verstoßene nun so zu Herzen, daß er am zweiten Tage auf und davonging. Unser Leier, der ihm stundenlang nachgelaufen war, kam mit der Nachricht zurück, daß er in „die Heimat zurückgegangen sei, weil er Heimweh gehabt habe“, und als ich ihn fragte, warum er das glaube, sagte er, daß Leute von einem andern Ochsenwagen, dem er begegnet, gesagt hätten, es sei ein „weinender“ Ochse an ihrem Wagen vorbeigegangen, und „wenn ein Ochse weine, so habe er Heimweh.“ Der Mann hatte auch recht, denn nach wochenlangem Umherirren stellte sich der Ochse wirklich wieder in seiner Heimat ein. Doch zurück zu unserm ersten Ausspann!

Während Tom alle Vorbereitungen trifft, um den Morgenkaffee zu kochen, nehmen wir in dem nahen Fluß ein Bad und kehren erfrischt zum Wagen zurück. Trefflich mundet alsdann der Kaffee. Freilich einmal war er weniger gut, als nämlich ein Ochse uns den Kaffeetopf zertreten hatte und Tom genötigt war, im Fleischtopf das Kaffeewasser zu kochen. Etwas Butterbrot und, so lange man es hat, ein Ei dazu, und das Frühstück ist beendet. Dann halten wir unsern Morgensegen, und nach zweistündiger Rast, etwa um 9 Uhr, werden die Ochsen aufs neue eingespannt, es beginnt der zweite Scoft, welcher etwa bis 1 Uhr dauert. Gemächlich geht die Fahrt weiter, wir bewundern die Gegend, unterhalten uns miteinander und lassen uns von unsern Kaffern mancherlei erzählen; so verfließt die Zeit schnell genug. Doch plötzlich wird die Fahrt unterbrochen, der Wagen hält, wir stehen an einem steilen Abhang, unten rauscht ein breiter Strom. Afrika ist ja reich an größeren und kleineren Flüssen, die mit dem Ochsenwagen durchfahren werden müssen; denn von Brücken ist im Kafferlande nur sehr selten die Rede. Sicher würde der geneigte Leser, wie ich ebenfalls bei dem ersten Flußübergange, sich einer gewissen Angst nicht erwehren können. Warum, wird ihm klar werden, wenn wir einen solchen Flußübergang beschreiben. Die afrikanischen Flüsse sind meistens reißende Bergströme, die sich ein tiefes Bett gegraben haben. Es gilt also zunächst vom Ufer aus in die Tiefe hinab, dann durch den Fluß selber hindurch und endlich wieder auf der andern Seite die Höhe hinauf zu fahren. Dieser Auf- und Abstieg aber ist meist ungemein steil, denn in Afrika wird nur das aller-

nötigste von Reparaturen an einem solchen Wege oder, wie man dort sagt, an einer solchen „Drift“ gethan. — So ist das Terrain beschaffen. Wie bewerkstelligen wir nun aber den Übergang? Haben wir die diesseitige Höhe der Drift erreicht, so läßt der Treiber oder Leier ein weitschallendes „Anhou“ (sprich: änau) oder deutsch „Halt“ erschallen. Die Ochsen stehen. Nun wird der Hemmschuh fest gemacht, die schwere Hemmkette den Vorderrädern vorgelegt, und hinab geht es in die Tiefe. Die Achterochsen müssen mit äußerster Anstrengung sich gegen den Druck des nachrollenden schweren Wagens stemmen, Schritt für Schritt vorsichtig dahinschreitend. Man möchte manchmal glauben, daß sie mit dem einen Riemen am Hals allein den Wagen nicht mehr halten könnten. Doch jetzt sind wir glücklich unten. Alle Ochsen, auch die Achterochsen, stehen im Wasser. Wiederum ertönt das energische „Anhou“. Die Hemmkette und der Hemmschuh werden entfernt, und der große Augenblick des eigentlichen Flußüberganges ist da. Die Flußbetten sind in Afrika meist mit Felsblöcken durchsetzt, und über diese hinweg gilt es in einem stetigen und ununterbrochenen Zug ohne anzuhalten durch den Fluß hindurch und bis auf die jenseitige Anhöhe hinauf zu dringen. Kommt der Wagen im Flusse zum Stehen, so sind in den meisten Fällen die Ochsen nicht mehr imstande ihn vom Fleck zu bringen. Bleiben die Ochsen am jenseitigen Ufer beim Bergaufgehen stehen, so droht die Gefahr, daß der Wagen rückwärts in den Fluß zurückrollt. Darum greift nun jeder zu, um zu helfen. Mit gewaltiger Stimme immer wieder sein „Trekk“ ausrufend treibt der Treiber die Tiere an. Seine Peitsche knallt, der Leier und sämtliche Mitfahrende stimmen in das Geschrei ein. Wer Stock oder Peitsche besitzt, hilft so gut er kann. So geht es mit geschwungenen Armen und unter andauerndem, lebhaftem Gebrüll in den Strom. Immer höher reicht den Ochsen das Wasser. Sie fangen an zu brummen, die Schwänze und die Köpfe heben sich immer höher, der Wagen sinkt immer tiefer in das Wasser, nun ist die tiefste Stelle überschritten und wir haben gewonnenes Spiel. Bald liegt die Flut hinter uns. Gern möchten nun die armen Tiere stehen bleiben, aber sie dürfen nicht; sie müssen durchaus in einem Zug bis zur Höhe des Ufers hinauf. Das Geschrei, das Knallen, das Schlagen erneut sich, bis wir endlich aus dem ganzen Flußbett herausgelangt sind und wieder ebenen Weg unter den Füßen haben. Hier endlich dürfen die müden Tiere ausruhen, hier dürfen sie verschnaufen oder „blasen“, wie der Afrikaner sagt. Und wir thun es mit ihnen, da ein solcher Flußübergang, vollends für den nicht daran Gewöhnten,

ein eigentümlich aufregendes, halb belustigendes, halb beängstigendes Ereignis bildet. Erst wenn man einige solcher Flußübergänge hinter sich hat, gewinnt man mehr Verständnis für die heitere Seite der Sache. Den eben geschilderten Flußübergang muß man nun freilich einen glücklichen nennen, denn der Fluß war, wie man dort sagt, „leer“, d. h. er hatte nur niedrigen Wasserstand, oder „hatte nur Wasser“, d. h. er war wohl angeschwollen, aber noch passierbar. Ist er aber „voll“, so gestaltet sich der Übergang oft sehr gefährlich oder ist einfach ganz unmöglich. Tage-, ja wochenlang haben unsre Missionare bisweilen an einem Flusse liegen müssen, ehe sie ihn durchfahren konnten, und oft genug haben sie bei Flußübergängen augenscheinliche Lebensbewahrungen erfahren. Es ist eine besondre Gnade Gottes gewesen, daß auf meiner Reise die Flußübergänge keinerlei ernste Schwierigkeiten boten. Doch es ist unterdessen 1 Uhr geworden. Wir spannen wiederum aus. Eine Tasse Thee oder Cacao, Butterbrot und ein wenig Conserven schmecken nach der Anstrengung recht gut. Meist benutzt man diese Rast auch, um den Wagen wieder in Ordnung zu bringen. Kost- und Kleiderkiste werden ausgeräumt, gereinigt, die Betten geschüttelt und gemacht; der Wagen einer allseitigen gründlichen Musterung unterworfen, und dann ruht man noch ein Stündchen, meist unter dem Wagen, wenn in der Nähe kein anderes schattiges Plätzchen zu finden ist. Um 3 Uhr beginnt der dritte und letzte Scoft, der bis gegen 6 oder 7 Uhr währt.

Wir haben jetzt gerade ein gutes und ebenes Stück Weges vor uns, Leier und Treiber können schon ein wenig in ihrer sonst erforderlichen Aufmerksamkeit nachlassen und etwas ruhen. Benutzen wir diesen günstigen Augenblick zu einem gemütlichen Gespräch mit ihnen! Auf unsern Ruf hin erklettert Tom die Kostkiste und erwartet nun lachend unsre Anrede. „Tom, wir haben Twak (Tabak) mit, willst du nicht rauchen?“ „Ich danke, umfundisi, wir rauchen nicht.“ „Warum raucht ihr nicht, ihr Kaffern raucht ja alle. Hältst du Rauchen für Sünde?“ „Hai (nein), aber wir rauchen nicht, weil wir nicht lügen wollen.“ „Ich verstehe dich nicht, Tom, muß man lügen, wenn man raucht?“ „Du, umfundisi, kannst rauchen und mußt nicht lügen, wir aber müssen lügen, wenn wir rauchen wollen.“ „Wieso, Tom?“ — „Sieh, jeder, der uns begegnet, sagt: gieb mir Twak.“ (Das ist allerdings richtig, jede Unterhaltung mit einem Kaffern endet unfehlbar mit der Bitte um Tabak.) „Gebe ich ihm meinen Tabak, so habe ich keinen und kann nicht rauchen. Wenn ich meinen Tabak behalten und rauchen will, so muß ich sagen: ich habe

keinen Tabak, ich muß lügen. Wir wollen nicht lügen, darum rauchen wir nicht mehr." — Habe ich zuviel gesagt, wenn ich oben behauptete, daß meine Begleiter ernste Christen waren? Ein Kaffer, der nicht lügt, ist eine Erscheinung, die nur da möglich ist, wo die „Kraft Gottes" thatsächlich waltet. Ich kann nicht leugnen, daß etwas wie Beschämung über mich kam, als der ehrliche Tom so sprach. Und diese Beschämung ward nicht geringer, als nun Paul die Kostkiste erklomm, nachdem Tom, der sehr gewissenhaft seinen Dienst versah, meinte absteigen und auf die Ochsen acht geben zu müssen. „Erzähle mir", begann Paul, „etwas von unsern Brüdern und Schwestern pescher kolwandle — jenseits des Weltmeeres." Und aufmerksam lauschte er meinen Erzählungen, sie von Zeit zu Zeit mit einem verwunderten „Au" unterbrechend. Sinnend schaute er vor sich nieder, bis er endlich in die Worte ausbrach: „Nicht wahr, ihr jenseits des Meeres seid alle Gotteskinder und lebet nach Gottes Sinn, und wenn einer dies nicht ist und thut, so sendet ihr ihn nach Afrika. Das sind die Weißen, die uns hier Böses thun?" Man wird verstehen, daß ich mich nun erst recht beschämt fühlte. Der gute Paul, er sprach so sehnsüchtig den Wunsch aus, mich in „das Vaterland" — so bezeichnen sie Europa, weil ihre Missionare es so nennen — begleiten zu dürfen, um zu den „Gotteskindern" kommen zu können. — Doch auch er muß bald wieder in den Dienst, der gute Weg ist zu Ende und die Vorderochsen müssen sorgsam gelenkt werden.

Im großen und ganzen habe ich nach afrikanischen Begriffen „gute" Wege gehabt, waren sie doch kurz vorher, soviel ich weiß aus Anlaß eines Besuchs des Gouverneurs, ausgebessert worden. Aber Püffe und Stöße hat es trotzdem gegeben und an mancher Stelle ist mir doch etwas bange geworden, ja bei Emtumasi sagte Tom, ich möge doch lieber absteigen, der Weg sei hier recht schlecht. Damit hatte er auch wirklich nicht zu viel gesagt; es ging nicht nur über Stock und Stein, sondern über Felsen und Klippen, durch tiefe Löcher und Gräben, wobei nur das eine verwunderlich war, wie diese befahrene Strecke zu dem ehrenvollen Titel eines „Weges" kam. Beiden, Ochsen und Ochsenwagen, konnte ich aber meine Bewunderung nicht versagen, ersteren nicht, weil sie in gleichmäßigem Zuge alle Hindernisse überwanden, letzterem nicht, weil er unten wirklich ganz und ohne irgend welchen Schaden anlangte. Auch in der Beziehung kann ich nur dankend auf die Reise zurückblicken, daß auch nicht der kleinste Unfall oder Schaden am Wagen oder Geschirr uns in Verlegenheit gesetzt hat. Der oben erwähnte Verlust eines Kochtopfes blieb die

einzige Unannehmlichkeit. Dies habe ich wohl nebst der Gnade Gottes nicht am wenigsten der unermüdlichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit unsrer Leute zu danken, mit der sie nicht nur den Wagen zuvor ausgerüstet hatten, sondern die sie auch während der Reise auf alle Weise bethätigten.

Doch es ist über alledem spät geworden, die Sonne ist dem Untergange nahe, es ist Zeit, daß wir den dritten Scoft beenden.

Die Tiere haben ihr Tagewerk vollbracht, wir spannen heute zum letzten Male aus. Mit ganz eigentümlichen Gefühlen hält man mit seinem Wagen mitten auf der weiten, meist öden, mit Gras bestandenen einsamen Fläche. Um uns herum Berg an Berg. In der Ferne erglänzen die felsigen Spitzen des Drakengebirges im Abendrot, anzuschauen wie die Zinnen und Ruinen alter Ritterburgen. Weit und breit keine Menschenseele, höchstens hier und da ein Kaffernkraal. Ein Bild des Friedens und der Ruhe, wie es sich im Leben sonst selten bietet. Nun macht sich Tom daran, das „Dinér" zu bereiten. Tag für Tag bestand dasselbe aus Schaffleisch in Reis gekocht. Oft genug hat man mir sein Bedauern ausgesprochen über dieses den meisten wenig erfreulich scheinende stete Einerlei und doch kann ich versichern, daß selten in meinem Leben mir etwas so vorzüglich gemundet hat. Wer Tag und Nacht in frischer Luft lebt, und nur einmal binnen 24 Stunden ein warmes Essen erhält, der hat einen so gesunden Appetit, daß es nicht vieler Kunst bedarf, um etwas Schmackhaftes für ihn zu erzielen. Während Tom das Abendessen kocht, botanisieren wir ein wenig, sehen uns in der Gegend um, und von Zeit zu Zeit rufen wir zum Wagen hin „Kulungilena Tom" (ist es fertig, Tom?), bis endlich sein fröhliches „Ewe umfundisi" (ja Lehrer) ertönt. Auf der Kleiderkiste sitzend lassen wir uns das von Tom auf der Kostkiste dargereichte Abendessen vortrefflich schmecken. Dann folgt noch ein gemütliches Plauderstündchen; die Ochsen werden für die Nacht an die Trekkette angebunden, Tom und Paul setzen sich auf die Deichsel, wir halten unsern Abendsegen, dann wird der Wagen vorn zugebunden und bald ruhen wir auf unserer Katel im gesunden Schlaf. Unsre Leute breiten ihre Matten unter dem Wagen aus, legen auf der Windseite ein großes sail (Segel) — ein großes Tuch — über die Wagenräder, so daß sie im Schutz vor Wind und Regen sind, hüllen sich in ihre warmen Decken und bald liegen auch sie in tiefem Schlummer.

Nicht immer aber ist die Wagenreise nur ein Vergnügen. Der Gefahren und Unannehmlichkeiten giebt es genug, und wenn ich auch

für meine Person durch Gottes Gnade davon wenig auf meinen Reisen verspürte, so habe ich um so mehr seitens der Missionare von denselben gehört. Daß sie manches Mal tage- ja wochenlang vor einem vollen Fluß liegen müssen, ist oben schon erwähnt. Wie häufig sind sie aber auch von Gewittern und tropischen Regengüssen überrascht worden und haben längere Zeit durch dieselben unfreiwilligen Aufenthalt gehabt! Ja erst in neuerer Zeit ist einem unserer Missionare der ganze Ochsenwagen umgefallen, den Berg hinuntergerollt und unten zerbrochen angekommen, so daß er kaum weiter reisen konnte, davon gar nicht zu reden, daß seine Sachen fast alle schweren Schaden gelitten hatten. Nur einmal habe ich einen stärkeren Regenguß auf dem Ochsenwagen erlebt, sonst nur kleinere Regenschauer, die unsere Reise nicht aufhielten. Als das erste Mal uns ein solcher Regenschauer überraschte, merkte ich, daß meine beiden Leute Tom und Paul keine Mäntel, sondern nur dünne baumwollene Kleider besaßen. Daher kaufte ich in dem nächsten Laden, an dem wir vorbeifuhren, jedem einen Mantel und einen Hut. Sie waren aber nicht dazu zu bringen, diese Kleidungsstücke im Regen zu benutzen; denn es kam ihnen ganz unschicklich vor, etwas, was ihnen der „große Lehrer" geschenkt hatte, im Regen verderben zu lassen. Dagegen als wir glücklich nach Silo gelangt waren und am ersten Weihnachtsfeiertag eine solche Hitze herrschte, daß ich zweimal in den Fluß baden ging, da stolzierten sie in ihren Mänteln einher, denn an einem solchen Festtag da mußte man doch mit den vom großen Lehrer geschenkten Sachen Staat machen. Überhaupt konnte ich an diesen beiden in aller Ruhe Studien über Kaffersche Denk- und Anschauungsweise machen, und ich kann nur sagen, daß ich diese beiden Leute von ganzem Herzen lieb gewonnen habe. Mit welcher Treue und Aufopferung, mit welcher peinlichen Sorge haben sie nicht während der ganzen Reise ihre Pflicht gethan! Und nicht das allein, sondern in allen Gemeinen, die wir besuchten, haben sie in jeder Weise meine Arbeit zu unterstützen gesucht, indem sie alles das, was ich in andern Gemeinen gesagt, wiederholten und den Leuten ans Herz legten.

Drei Wochen dauerte im ganzen diese Ochsenwagenfahrt, und ich kann an diese Zeit nur voll Freude zurückdenken und voll Dank gegen Gott und Menschen. Mit den Tieren und mit ihren Hütern war man schließlich so bekannt geworden, daß die Trennung vom Ochsenwagen ordentlich schwer fiel. Unvergeßlich aber bleibt mir der letzte Abschied von meinen treuen Begleitern Tom und Paul. Sie suchten mich am Vorabend meiner Abreise von Silo in meiner Stube

auf. Nach Kaffernart hielt Tom eine Anrede an mich, in der er seinen Dank aussprach, und alles das hervorhob, was ihm auf seiner Reise äußerlich und innerlich zu teil geworden sei. Dann küßte er weinend meine Hände und überließ das Wort an Paul. Auch dieser begann zunächst eine kaffersche Ansprache ähnlicher Art, unterbrach sich aber plötzlich, indem er ausrief: „Du Gott, du weißt, was ich gewesen bin. Was war ich? ein Roter, ein Heide, der nichts von dir wußte, der nicht nach Gott fragte, und was habe ich auf dieser Reise erfahren? Wie hast du uns behütet und beschützt, wie hast du uns reich gesegnet. Ja, ich habe gelernt, daß ich in eines mächtigen Gottes und Heilandes Schule bin.“ Auch er brach in lautes Schluchzen aus, küßte mir die Hände, und laut weinend stürzten sie dann beide hinaus.

Inhalts-Übersicht.

I. Abteilung: Reisebriefe.

A. Einleitung.

Seite

1. Von Herrnhut nach Gnadenthal 1
2. Erstmaliger Aufenthalt in Gnadenthal und Reise nach Silo . . 7

B. In Südafrika-Ost.

3. Baziya und Tabase 20
4. Tinana und Nrotschane 34
5. Bethesda und seine Filialen 41
6. Von Silo nach Gosen und Engotini 53
7. In Silo selber 62

C. In Südafrika-West.

8. Enon und Clarkson 72
9. Moravianhill und Elim 85
10. Mamre, Wittewater und Goedverwacht 97
11. In Gnadenthal. Rückreise 111

II. Abteilung: Allgemeines Urteil über die Missionsarbeit der Brüdergemeine in Südafrika.

1. Wozu Missions-Visitationsreisen 125
2. Ein Blick auf sociale, politische und kirchliche Verhältnisse in der Kapkolonie 126
3. Die äußern Verhältnisse unsrer Missionsstationen 132
4. Der innere geistige und geistliche Stand unsrer Gemeinen . . . 137
5. Die eingebornen Missionsgehilfen und Geistlichen 146
6. Die finanziellen Verhältnisse 153
7. Das Verhältnis der verschiedenen Missionsgesellschaften zu einander . 161

III. Abteilung: Anhang.

A. Auf dem Tafelberge 167
B. Eine Ochsenwagenfahrt 177


Kartenskizze
zu
Ch. Buchner's
amtlicher Besuchsreise
in Südafrika.
GROSSE KARROO
Drakensgebirge
De Aar
Molteno
Middelburg Road
Beaufort West
Graaf Reinet
Queenstown
Witlesea
Engobini
Silo
Gosen
Kei Fluss
East London
Umtata
Tabase
Baziva
Maclear
Tsolo
Encobo
All Saints
Kala
Indwe
Tsomo
Mount Fletcher
Ezincuka
Tinana
Magadla
Belesda
Myenyane
Rolweni
Elukolweni
Umzimvubu
Tina
Tsitsa
Enon
Coerney
Bluecliff
Uitenhagen
Port Elisabeth
Algoa Bai
Clarkson
Humansdorp
Gamtoos
Triangel
Hexrevier
Wellington
Goedverwacht
Wittewater
Saron
Piquetberg Road
Bottlefontein
Malmesbury
Mamre
Stellenbosch
Capstadt
Genadenthal
Caledon
Tigerhoek
Houtkloof
Elim
Cap Agulhas



